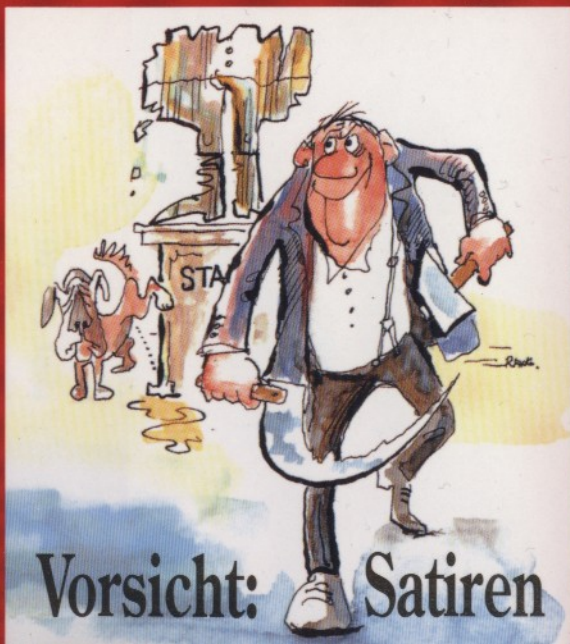


# Ephraim Kishon

Beinahe  
die Wahrheit

---

Undank  
ist der Welten Lohn



Vorsicht: Satiren

Ephraim Kishon

# Beinahe die Wahrheit

Die Geschichte  
meiner Geschichten

# Undank ist der Welten Lohn

Ein satirischer Nachruf

Mit Zeichnungen von  
Rudolf Angerer

Ins Deutsche übertragen von  
Friedrich Torberg, Gerhard Bronner und Ephraim Kishon  
(Beinahe die Wahrheit)  
von Ephraim Kishon und Ursula Abrahamy  
(Undank ist der Welten Lohn)

Ungekürzte Lizenzausgabe  
für die Bertelsmann Club GmbH, Gütersloh  
die Buchgemeinschaft Donauland Kremayr & Scheriau, Wien  
und die angeschlossenen Buchgemeinschaften  
Beinahe die Wahrheit: Copyright © 1985.  
Undank ist der Welten Lohn: Copyright © 1990 by Langen Müller  
in der F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München Berlin  
Alle Rechte für die deutsche Sprache  
bei Alben Langen Georg Müller Verlag GmbH, München Wien  
Umschlag- und Einbandgestaltung: Erich Gebhardt  
unter Verwendung einer Zeichnung von Rudolf Angerer  
Gesamtherstellung: Mohndruck Graphische Betriebe GmbH, Gütersloh  
Printed in Germany - Buch-Nr. 06624 1

## DAS BEKENNTNIS EINES PASSIONIERTEN ERFOLGSAUTORS

Seit längerer Zeit beschäftigt mich der Gedanke, warum Chopin als Komponist und nicht als »Erfolgsmusiker«, warum Salvador Dali als Maler und nicht als »Erfolgsmaler« bezeichnet wurde, warum Pavarotti als Pavarotti und nicht als »Erfolgssänger« gefeiert wird — und warum man mich »Erfolgsautor« nennt und nicht einfach Schriftsteller.

Anfangs dachte ich, daß auch Pavarotti vielleicht nur als »Erfolgstroubadour« bekannt wäre, wenn die Zeitungen von seinen neidischen Sängerkollegen geschrieben würden.

Schließlich habe ich dann doch den wahren Grund entdeckt: Erfolgsautor wird der Mann der Feder seiner vermeintlich gewinnsüchtigen Motivation wegen genannt...

Nehmen wir beispielsweise meine Verbindung zum Bertelsmann Club. Viele meiner besten Feinde fragen mich, warum ich nicht verhindert habe, meine letzten vier Bücher durch den Bertelsmann Club neu in Umlauf zu bringen. Über mir hängt der stille Verdacht, daß der Name Bertelsmann mich blendet und die hohen Buchclubauflagen mich verführen. Von meinem berüchtigten Drang nach persönlicher Hochkonjunktur ganz zu schweigen ...

Ich bin nicht befugt, über die Leitprinzipien der hohen Literatur zu sprechen, für die ausschließlich immaterielle Werte maßgebend sind. Für meine Seite aber kann ich mit ruhigem Gewissen sagen, daß unter den oben erwähnten Motiven ich vor allem am blendenden Namen Bertelsmann, an den verführerisch hohen Auflagen und an der persönlichen Hochkonjunktur interessiert bin.

Warum?

Weil ich eben ein »Erfolgsautor« bin.

Meine Rechnung ist einfach. Der Bertelsmann Club hat einige Millionen gutorganisierte deutschsprachige Leser.

Wenn jeder Leser nur drei meiner vier Bücher bestellt, sind die Stipendien meiner Enkelkinder schon gesichert...

So denkt also ein sogenannter Erfolgsautor. Er unterscheidet sich von seinen Kollegen hauptsächlich dadurch, daß echte Schriftsteller lediglich nach riesigen Leserkreisen streben, während die habgierigen Erfolgsautoren nur am großen Erfolg Interessiert sind. Die Erfolgsautoren haben allein das schmutzige Geld vor Augen, die noblen Meister der Feder hingegen suchen bloß den finanziellen Gegenwert ihrer literarischen Arbeit, möglichst in bar.

Ich bitte also um Verzeihung und wünsche von ganzem Herzen viel Vergnügen bei der Lektüre eines einfachen Schriftstellers. Der Leser möge meiner armen »Erfolgsseele« gnädig sein.

A handwritten signature in black ink, consisting of the letters 'A.K.' followed by a period. The 'A' is stylized with a loop, and the 'K' is also stylized with a large loop.

# *Beinahe die Wahrheit*



Die Geschichte  
meiner Geschichten

Es liegt in der Natur der Sache. Wenn ein Schriftsteller, von allen guten Geistern verlassen, während eines Vierteljahrhunderts pausenlos Bücher schreibt und seine ebenfalls nicht ganz normalen Leser ihm immer noch treu bleiben, wird diese literarische Liebelei unvermeidlich zu einer Ehe. Eine Ehe von 25 Büchern, die alle Vor- und Nachteile dieser weit verbreiteten und nicht unkritisierten Institution hat. Und so ist es nur natürlich, daß die beiden unfreiwilligen Partner sich bei der Silbernen Hochzeit fragen, mit wem sie da eigentlich fast lebenslang verbunden waren.

Dieses Vorwort sollte ausnahmsweise gelesen werden. Danke.

Der Schriftsteller verläßt dann seinen Elfenbeinturm, begibt sich auf Vortragstournee und verteilt immer unleserlichere Unterschriften en gros. Er versucht außerdem, bei verstohlenen Blicken durch Buchhandlungsfenster endlich einen Leser beim Kauf eines seiner Bücher zu erwischen. Bei Erfolg gerät er in erotische Ekstase.

Über das  
Geschlechtsleben  
von Humoristen

Gleichzeitig wird aber auch das Publikum auf den Mann hinter den Buchstaben neugierig, will erfahren, wer er ist, ob er so griesgrämig dreinschaut, wie man es von einem Humoristen erwartet, ob seine Augen von Schlafmangel gerötet sind, wie es der gute Ton verlangt, ob er groß oder klein ist, glatzköpfig oder im Gegenteil: ein Toupet trägt

In dieser Intimphase stapelt sich am Schreibtisch des Dichters bereits die Fanpost, individuelle Briefe, in denen immer das gleiche steht, gleichgültig, ob sie von einer gut erhaltenen Großmutter stammen oder vom ältlichen Redakteur einer Studentenzeitschrift. Auf die Bitte nach dem signierten Foto folgt unver-

Die richtigen Antworten sind auf den nächsten 273 Seiten zu finden.

meidlich die Frage: »Wie wurden Sie Humorist?« (Die Antwort: »Durch ein Mißverständnis.«) Und dann geht es Schlag auf Schlag: »Gibt es >Meinen Freund Jossele< wirklich?« (»Manchmal«) »Sind Sie im Privatleben auch so komisch?« (»Nur an ungeraden Tagen«) Die Kernfrage heißt jedoch: »Ist denn alles wahr, was Sie in ihren vielen Büchern zusammengeschrieben haben?«

Kein Problem bereitet mir der Autogrammwunsch: Die Unterschriften sind mir noch nie ausgegangen (obwohl ich sie meistens ohne Foto verschicke, denn ich bin der Konkurrenz mit Mick Jagger nicht gewachsen). Aber wenn es um den Wahrheitsgehalt meiner Geschichten geht, so komme ich doch ein wenig in Verlegenheit ...

IBM's vertuschte Niederlage

Vor geraumer Zeit hatte ich die Ehre, den Jahreskongreß von IBM zu eröffnen. Bei dieser Gelegenheit baten mich die Ingenieure des Weltkonzerns, sie bei der Konstruktion eines Humor-Computers zu beraten.

»Das kann doch nicht schwierig sein«, meinten sie, »schließlich gibt es bereits Computer, die preisgekrönte Gedichte schreiben.«

Kleine Humoristen gesucht!

Da täuschen sich die Eierköpfe. Schweren Herzens mußte ich ihnen klarmachen, daß die einzige Lösung ein überdimensionaler Computer wäre, in den ich hineinpassee ...

Humor hat leider keine Daten, mit denen man diese Ungetüme füttern könnte, denn das Grundgesetz des Humors ist, daß er keine Gesetze hat. Wenn jemand eine Stradivari zerlegt, um herauszufinden, was den besonderen Klang dieser Geige ausmacht, so wird er nichts finden. Das Geheimnis liegt in der Form.

So ungefähr verhält es sich auch mit dem Humor. Ich würde gern die intimsten Geheimnisse meines Berufes preisgeben, wenn es welche gäbe.

Das Geheimnis heißt; Beinahe.

Journalisten schreiben, was interessant ist, Schriftsteller die Wahrheit und der Humorist ist beinahe die Wahrheit. *Beinahe*, das ist es. Wenn ein leicht angesäuselter Hilfsarbeiter, Abteilung Straßenbau, mit

einem Preßlufthammer vor unserem Haus die Straße aufbricht, ist das lästig. Wenn er aber die ganze Stadt zu einem Blaumilchkanal aufgräbt, ist das plötzlich lustig.

»Heureka«, rufen an dieser Stelle die seriösen Humorforscher aus, »jetzt haben wir die Lösung: man muß die Realität weiterspinnen und ad absurdum führen.«

Wenn das so einfach wäre ...

Voriges Jahr, als ich im Züricher Flughafen dem Grenzpolizisten meinen Paß zeigte, bemerkte er freundlich:

»Aha, Herr Kishon aus Israel.«

Ein sympathischer Schweizer Gentleman hinter mir wurde sehr aufgeregt:

»Excusez«, stieß er hervor, »habe ich recht gehört, der Herr kommt aus Israel und heißt Kishon?«

Mit sonorer Stimme entgegnete ich:

»Ja, mein Herr.«

Der Gentleman wurde noch aufgeregter:

»Sind Sie vielleicht ein Verwandter des Schriftstellers?«

Ich erwiderte ungefähr so wie Lohengrin im Dritten Akt seine göttliche Herkunft offenbart:

»Nein, mein Herr, ich bin der Schriftsteller persönlich.«

»Schade«, sagte der sympathische Herr, drehte sich enttäuscht um und ging davon.

Das ist komisch, nicht wahr?

Mir jedenfalls gefällt es ungemein. Leider spielte sich die Szene nicht ganz so ab. Der Gentleman setzte nach seinem »Schade« nämlich fort: »Bitte, verstehen Sie mich recht: Ich habe in der Zeitung gelesen, daß einer Ihrer nahen Verwandten Agyptologe ist wie ich ...«

Also bitte. Mit Ägypten ist es nicht halb so lustig. Die Geschichte wurde erst komisch, als ich die Pointe wegließ.

Hier war also kein »Weiterspinnen der Realität« nötig, sondern das Gegenteil davon. Manchmal frage ich

mich selbst, was Humor humorvoll macht. Vielleicht muß man den richtigen Rhythmus beim Lügen treffen? Ja, das ist durchaus möglich.

Im Grunde sind  
alle Schriftsteller  
notorische Lügner.

Einem guten Schriftsteller glaubt man jedes Wort, das er schreibt, sonst wäre er kein guter Schriftsteller.

Einem Humoristen hingegen unterstellt man immer, daß er schwindelt. Nur weiß man nicht wann und wo. Und wenn man es weiß, ist er ein schlechter Humorist.

In diesem Buch möchte ich für den Leser und auch für mich selbst herausfinden, wo sich eigentlich die Wege von Humor und Wahrheit trennen. Zur Demonstration habe ich einige meiner alten und neuen Lieblingsgeschichten ausgewählt, mit Hilfe einer Umfrage, an der ich allein teilgenommen habe. So hoffe ich, etwas über mich selbst und meine altgediente Stradivari erzählen zu können.

Und noch etwas.

Der einfachste  
Weg, Deutsch zu  
lernen

Ich habe zum ersten Mal gewagt, ein Buch in deutsch zu schreiben. Und da ich diese Sprache auf recht ungewöhnliche Art, nämlich aus meinen eigenen Büchern, gelernt habe, möchte ich meine Leser vorsichtshalber um freundliche Nachsicht bitten.

Ich verspreche, nichts zu verschweigen. Ich sage die Wahrheit, die ganze Wahrheit, und nichts als beinahe die Wahrheit.

Existieren sie also, oder existieren sie nicht? Von den zahlreichen Nachbarn zum Beispiel, die in meinen Büchern auftauchen, gibt es einige in ähnlicher Ausstattung, einige gar nicht und ein paar leider ganz genauso, wie ich sie beschrieben habe. Familie Spiegel (Name vom Autor geändert) könnte man eben gar nicht erfinden. So zuvorkommende und gleichzeitig so langweilige Menschen mußten erst geboren werden. Und sie laden uns immer wieder zu sich ein, nur weil wir sie auch einladen.

Natürlich kann dieses Besuchsritual nicht ewig dauern. Das Ende ist absehbar. Einige der Beteiligten werden aus Altersgründen abieben, die anderen aus Langeweile. Bis dahin müssen wir durchhalten.

Das wahre Problem sind aber nicht die Spiegel selbst, sondern ihr einziger Sohn Schragele (kein Pseudonym), ein Alptraum mit Sommersprossen. Der Knabe hat, wie es scheint, den kompletten Katalog negativer Eigenschaften geerbt, die seine Ahnen anzubieten hatten. Nach Ansicht der besten Ehefrau von allen ist er Rosemarys Baby.

Seit Schragele eine elektrische Gitarre mit 100 Watt Disco-Verstärker bekommen hat, sind die Häuser in unserer Gegend zu Schleuderpreisen zu haben. Was seine ohnmächtigen Eltern aber nicht davon abhält, ihn weiterhin nach Strich und Faden zu verwöhnen. Und da er so begabt ist, der Knabe, wird er privat unterrichtet (solange es die Hauslehrer aushalten) in allen Kultursprachen, in Singen, klassischem Ballett, Oboe, Naturwissenschaften, Squash und Judo. Letzteres hat mich übrigens dazu animiert, ihn umzubringen.

Dieses Buch beginnt mit der Familie und den Nachbarn. Es endet mit dem Weltuntergang. Man muß schließlich chronologisch vorgehen.

Kein Problem für einen Berufssatiriker.

Als das phantasievolle Kind nämlich auf das Dach unseres Hauses geklettert war, um einen seiner monströsen Drachen zu befreien und es seither im ganzen Wohnblock kein Femsehen mehr gibt, ließ die beste Ehefrau von allen mich leise wissen:

»Ich schwöre dir, ich könnte ihn erschlagen.«

Der Humorist  
als Bestie

Der Wunsch meiner Frau ist mir Befehl. Ich setzte mich an den Schreibtisch und brachte Schragele um. Vorläufig nur auf dem Papier, aber das ist immer noch besser als gar nicht.

*D*iesmal war es also wieder soweit: Frau Spiegel hatte angerufen und uns zum Tee eingeladen. Nicht genug damit, ihr Mann hatte mir in der Redaktion einen Zettel folgenden Inhalts hinterlassen:

»Sie müssen unbedingt kommen! Schragele ist aus dem Ferienlager zurück!«

Es hat wenig Zweck, es zu leugnen: Wir waren verzweifelt. »Ich jedenfalls gehe nicht!« erklärte ich der besten Ehefrau von allen. »Wenn es keinen anderen Ausweg gibt, um aus der Geschichte herauszukommen, dann gehst du eben allein hin und sagst, ich hätte ganz plötzlich die Asiatische Grippe bekommen . . .«

Um es kurz zu machen, den Spiegels tat es leid, daß ich allein gekommen war, und sie wünschten meiner Frau gute Beserung. Dann setzten wir uns hin, sprachen über die UNO, AIDS und ähnliches und stopften ein Stück Schokoladentorte mit Sahne in uns hinein. Soweit war es also ganz erträglich. Bis die Tür aufging und Schragele erschien.

»Schragele«, zischte Spiegel seinem Sohn zu, »hast du Schalom zu dem guten Onkel gesagt?«

»Nein«, antwortete Schragele klar und offen und wandte sich mir zu: »Onkel, geh mit einem Messer auf mich los.«

»Wie bitte?« Ich blickte etwas hilflos von Schragele zu seinem Erzeuger. »Was will der Knabe von mir?«

»Tuen Sie, was er sagt«, bat Aurel Spiegel mich freudestrahlend. »Gehen Sie mit einem Messer auf ihn los.«

»Wie komme ich denn dazu?« protestierte ich. »Das Kind hat mir schließlich nichts getan. ...«

Geduldig erläuterte mir daraufhin Frau Spiegel, daß ihr Schragele im Ferienlager an einem Intensivkursus für Judo teilgenommen und dadurch die Fähigkeit erlangt hätte, jedweden Erwachsenen, der sich unvorsichtigerweise erdreiste ihn anzugreifen, flach auf das Parkett zu befördern. Ich möge deswegen die Liebenswürdigkeit besitzen, etwas mehr Sinn für Kooperation zu zeigen.

Ich bemühte mich, dieser unangenehmen Situation zu ent-rinnen, indem ich auf den Umstand hinwies, in solchen Angelegenheiten auf so gut wie keine praktische Erfahrung zurückgreifen zu können. Ich gestand, daß ich mich nicht erinnern könnte, wann ich das letzte Mal ein Kind mit einem Messer attackiert hätte.

Meine Ausführungen fielen nicht auf fruchtbaren Boden. ' Aurel erhob sich schließlich und Heß deutlich erkennen, daß er nicht gewillt war, länger auf den Beginn der Demonstration zu warten. Er nahm das Messer von der Obstschale, druckte es mir in die Hand und schubste mich in Richtung Schragele.

Ohne zu zögern trat der Knabe mit derartiger Wucht gegen mein linkes Schienbein, daß ich mich vor Schmerz krümmte. Als mir klar wurde, daß er sich fest vorgenommen hatte, danach auch meinem rechten Schienbein diese Behandlung zukommen zu lassen, stürzte ich mich mit dem Gebrüll eines ernstlich verstimzten Löwen auf Schragele. Schragele seinerseits ließ einen panischen Schrei ertönen und flüchtete aus dem Zimmer.

Mit einem Zuck zog ich das inzwischen im Türrahmen stek-kende Obstmesser wieder heraus und lief ihm nach. Wollte er nun, daß der Onkel mit dem Messer auf ihn losging oder wollte er nicht?

Ich bekam Schragele am untersten Treppenabsatz kurz vor der Haustür zu fassen, aber er wand sich heulend und jammernd aus meinem Griff, so daß mir nur sein Hemd in den Händen blieb. Ich zerfetzte es mit wenigen Schnitten.

Unterdessen waren die Spiegels meinem Amoklauf voll tödlichem Entsetzen gefolgt und schrien mich an, was ich denn da um Gottes willen mache?

*»Ich gehe mit einem Messer auf ihn los«, antwortete ich keuchend. »Warumfragen Sie?«*

*Dann, das blitzende Obstmesser in der geballten Faust, jagte ich Schragele durch das gesamte Straßenviertel. Inwiezoeit dieses Ereignis für seine Charakterprägung und damit den späteren Lebenslauf von Bedeutung sein wird, muß die Zukunft zeigen.*

*Über die Situation nicht informierte Leute aus der Nachbarschaft umzingelten mich schließlich vor dem Friseurgeschäft, als ich gerade im Begriff stand, hinter Schragele her den Laternenpfahl zu erklimmen. Ich leistete nur unbedeutenden Widerstand. Soll der Knabe am Leben bleiben. Ich brauche ihn noch für künftige Geschichten.*

Als dieser Wunschtraum in einem meiner hebräischen Bücher wahr wurde, hoffte die beste Ehefrau von allen inbrünstig, daß die Spiegels das Buch lesen würden. Es gab jedoch keinerlei ermutigende Anzeichen dafür, und die innige Freundschaft zwischen uns blieb aufrecht.

Mein erster  
litera-  
rischer Mißerfolg

Schließlich brachte sie den Spiegels das Buch als Geschenk zum Unabhängigkeitstag mit, aber auch diese großzügige Geste blieb ohne Resultat. Im Gegenteil, Frau Spiegel nahm mich vor dem Haus beiseite und erzählte mir strahlend, wie sie im Bett meine gelungene Geschichte über dieses zurückgebliebene Kind und sein blödes Judo gelesen habe. Sie sei vor unterdrücktem Lachen — Herr Spiegel habe schon geschlafen — fast erstickt.

»Was mich besonders amüsierte«, gluckste Frau Spiegel, »war, daß Sie diesem unglückseligen Bengel den Namen meines Schragele gegeben haben ...«

Es liegt Übrigens im Schicksal der meisten Satiren — und vielleicht auch im Geheimnis ihres Erfolges —, daß der Leser niemals glaubt, selbst die Rolle der Zielscheibe gespielt zu haben. Nicht einmal dann, wenn er bereits von drei Pfeilen durchlöchert ist...

Unsere Bemühungen in der Affäre Schragele verlie-

fen also ergebnislos. Jedoch drängte sich uns dabei eine aktuelle Frage auf: Wieso sind die Kinder unserer Nachbarn durchwegs unausstehlich, während die unsrigen ihre Umwelt bezaubern?

Das Thema wurde natürlich auch von unseren Sprößlingen diskutiert und gipfelte aus ihrer Sicht in der Frage: »Wer ist schuld an unseren Neurosen, Paps oder Mami?«

Ein klassischer  
Generations-  
konflikt

**W**ie das Leben nun einmal so spielt, habe ich eine gewisse Schwäche für Kalbshaxen in Sülze. Hier ist allerdings der guten Ordnung halber hinzuzufügen, daß bei mir eine Sülze wirklich gesülzt sein muß und unter keinen Umständen diese undefinierbare, stinkende Soße sein darf, die wir jedesmal wegwerfen müssen, wenn unsere Tochter Renana die Tür des Kühlschranks wieder einmal offenstehen Heß.

Daß Renana den Anfang dieses Buches fest in der Hand hat, braucht niemanden zu überraschen. Rot-haarige setzen sich eben immer durch.

»Ephraim«, sagte die beste Ehefrau von allen, »unsere entzückende Tochter ist ja auch zu einem Drittel deine Tochter, also walte deines Vateramtes und sprich mit dem kleinen Biest.«

Und Ephraim waltet, geht energisch auf seine Tochter zu und sagt zum drittenmal in ebensovielen Tagen:

»Wie oft muß ich dir noch sagen, verflixt noch mal, daß du die Kühlschrantür schließen sollst?«

Worauf Renana mit allem Respekt mit »Uff« reagiert.

Sie ist im Nahen Osten geboren, meine kleine Tochter, eine »Sabre«, wie die ortsübliche Bezeichnung lautet. Eine echte Levantinerin, unkontrolliert und unkontrollierbar, von einem bewundernswerten Gleichmut ihrer Umwelt gegenüber.

Montag abend ließ sie natürlich die Tür wieder offen, und ich machte mich sofort daran, ihr die Leviten zu lesen. Aber statt des üblichen »Uff« bekam ich diesmal folgendes zu hören:

»Was willst du eigentlich von mir? Schließlich habe ich doch deine Gene geerbt.«

Nun, ich hätte es voraussehen müssen. Kürzlich hatte ich sie nämlich bei der Lektüre eines Aufklärungswerkes mit dem mörderischen Titel »Tante Ella gibt Auskunft« ertappt. Und vorige Woche fragte mich Renana wie aus heiterem Himmel, ob ich wohl wüßte, wieviel Flüssigkeit mein Körper enthalte.

»Ein bis zwei Kaffeetassen«, sagte ich auf gut Glück.

»Falsch«, ihr Triumph war unüberhörbar, »zwei Drittel deines Körpers sind flüssig.«

Ich erwiderte, daß ich nichts dagegen einzuwenden hätte. Schließlich war ich nicht bereit, wegen einiger Tassen lauwarmen Wassers unser Familienglück aufs Spiel zu setzen.

Einige Tage danach verlangte unsere Tochter, daß ihre Nahrung mehr Kalzium enthalten solle, und kurz darauf informierte sie uns, daß sie in Erfahrung gebracht hätte, wie man ein Baby nicht bekommt.

Und dann kam die Sache mit den Genen.

Mit anderen Worten, meine Tochter offenbarte mir, daß sie in keiner Weise für ihre Handlungen verantwortlich gemacht werden könne, weil ich — ihr eigener Vater — ihren schlampigen Charakter mit meinen ebenso verschlumpten Genen verformt hätte.

»Ich wurde eigenhändig von dir gezeugt«, war ihre nicht ganz exakt formulierte Feststellung. »Du kannst also niemandem außer deinen eigenen Genen Vorwürfe machen.«

»Willst du damit sagen, kleines Fräulein, daß ich über Gene verfüge, die darauf programmiert sind, Kühlschrantüren offen zu lassen?«

»Natürlich«, sagte Renana, »aber zu deiner Entlastung könntest du geltend machen, daß du deinerseits diese Gene von deinen Vorfahren geerbt hast.«

So ist das also. Einer meiner zahllosen Ahnen dürfte im Jahre 1500 vor unserer Zeitrechnung, irgendwo auf der Sinai-Halbinsel, eine Kühlschrantüre offen gelassen haben, und seither werden in meiner Familie die für verfaulte Sülze verantwortlichen Gene in ungebrochener Kette über Generationen weitergereicht.

Wahrlich ein interessanter Gedanke.

So gesehen, sind wir eigentlich für gar nichts persönlich verantwortlich. Wenn einer zußällig die Gene der Frau Lot geerbt haben sollte, dann geht er eben durch sein Leben mit einem nach hinten gedrehten Kopf oder verwandelt sich langsam in eine Salzsäule. Das alles steht nicht in den Sternen, sondern in den Chromosomen, die ihrerseits diese Gene enthalten, und

diese wiederum stehen in Renanas klugem Buch, das auf Tante Ellas Mist gewachsen ist

»Du spinnst, mein Engel«, erklärte ich.

»Möglich«, sagte sie. »Darf ich das als deine persönliche Selbstkritik auffassen?«

Am Samstag fand die nächste genetische Auseinandersetzung statt. Der Kellner in unserem Stammlokal, der eben dabei war, unsere Rechnung zu erstellen, fragte Renana, was sie getrunken habe.

»Ein Glas Wasser«, sagte das kleine Biest mit verführerischem Lächeln.

»Was soll das heißen?« protestierte ich lauthals, »du hast zwei ganze Flaschen Orangensaft getrunken.«

»Hör mal, Pops«, zischte mir Renana zu, »zu wem hältst du eigentlich, zu mir oder zum Kellner?«

»Du solltest dich schämen«, wies ich sie zurecht, als wir das Lokal verließen, »das war doch glatter Betrug.«

Natürlich nahm sie wieder den kriminologischen Zweig der Geschichte zu Hilfe und zitierte mir alle einschlägigen Passagen aus Tante Ella,

Aber das Ärgste stand mir noch bevor, denn der Genentick wurde auch von ihrem Bruder übernommen. Nachdem Amir neulich meinen Wagen in eine freie Telefonzelle geparkt hatte, warf er mir einen niederschmetternden Blick zu, der zu fragen schien:

»O Paps, hättest du mir nicht Gene mit etwas mehr Geistesgegenwart vererben können?«

Ich war völlig ratlos und überflog im Geiste meine ganze genetische Ahnengalerie. Sie sind offensichtlich nicht nur geistesabwesend, meine auf Telefonzellen prallenden Gene, sondern für drei Monate auch ohne Führerschein.

Dann aber gab Renana unserer schwelenden Gen-Affäre eine völlig überraschende Wendung. Zum größten Erstaunen aller Beteiligten, besonders ihrer Lehrerin, erhielt sie in einer Mathematikarbeit die Bestnote. Allgemein sprach man von einem Wunder.

Ein Wunder? Daß ich nicht lache.

Natürlich hatte die kleine Hexe ihre Schularbeit vom Mathematikgenie ihrer Klasse abgeschrieben. Aber um eventuelle

*Verdachtsmomente von vornherein zu entkräften, schmuggelte sie einen Fehler hinein und korrigierte dabei, ohne es zu ahnen, den einzigen Fehler des besagten Genies und wurde zur Heldin des Tages.*

*»Oho«, triumphierte ich, »es scheint, daß die Gene deines Vaters doch klüger sind, als sie aussehen.«*

*»Lächerlich«, erwiderte Renana mit eiskalter Überlegenheit, »das sind natürlich Mamis Gene.«*

*Die beste Ehefrau von allen ßhlt sich natürlich bemüßigt, ins selbe Hörn zu blasen und bekräftigt ihr Tochterlein bereitwilligst in der Schnapsidee, daß sie von ihrer Säte nur Gene der allerbesten Exportqualität geliefert habe.*

*»Was deinen Vater betrifft«, äußerte sich die beste Ehefrau von allen, »so kann man seine Chromosomen an einer Hand abzählen.«*

*Ich schlug ihr vor, daß die elf Besten ihrer Gene gegen entsprechende Anzahl und Qualität der meinigen ein freundschaftliches Fußballmatch austragen sollten, um den Fall ein für allemal zu klären. Aber wie immer, wenn ich etwas äußerst Geistreiches vorschlage, bedeutete sie mir, daß man sie mit meinen infantilen Ideen in Ruhe lassen solle.*

Die Frau als stiller  
Partner

**I**ch erinnere mich noch, wie Renana reagierte, nachdem sie die Geschichte in der Wochenendbeilage meiner Zeitung gelesen hatte. (Die beste Ehefrau von allen liest meine Familiengeschichten nur von Fall zu Fall, mit der faulen Ausrede, es wäre alles erlogen.) Renana hingegen verfolgt alles, was ich über sie schreibe, mit dem Gesichtsausdruck eines staatlich geprüften Buchhalters. Mein kleiner Rotschopf studierte auch den genekologischen Tatsachenbericht ohne die geringsten äußeren Zeichen von Heiterkeit und Interesse. Ihr Schlußcommunique war wohldurchdacht: »Mir graust vor deiner stinkenden Sülze, Papa«, ließ sie mich wissen. »Aber mich überraschen deine Hetzkampagnen sowieso nicht mehr. Von klein auf mußte ich damit leben, daß du mich haßt, wie kein Vater seine Tochter je gehaßt hat«

Das ist nicht ganz richtig. Auch König Lear hat sich gelegentlich mit seinen Töchtern überworfen, obwohl er nach Kenntnis aller Überlieferungen nie Humoresken über sie schrieb. Aber ich schreibe und schreibe. Mein Sprößling ist nämlich keineswegs von der Schizophrenie verschont, die die Opfer der Satire — private und politische — so häufig befällt. So erbittert es Renana heftig, wenn man sie ohne zu fragen zur Heldin eines verlogenen Scherzes macht, vergehen aber 48 Stunden, ohne daß ihr Vater einen neuen verlogenen Scherz über sie erfindet, ist sie zutiefst beleidigt.

Schlag nach bei  
Shakespeare...

Ein einziges Mal jedoch habe ich sie schmunzeln sehen!

Sie sagte sogar — ich will es nicht beschwören, bin aber fast sicher —, sie sagte »Nicht schlecht«. Sie sagte ausdrücklich, nicht schlecht, meine Tochter Renana. Stolz überflutete mich. Endlich also kapitulierte die Kleine vor den gewaltigen literarischen Fähigkeiten ihres Vaters. Zwar fügte sie gleich hinzu: »Siehst du, solche Sachen solltest du schreiben, nicht den üblichen Schmarren«, aber was spielt das noch für eine Rolle? Wichtig ist, daß sie schmunzelte.

Um die Wahrheit zu sagen: auch ich habe gelacht. Damals, als ich es schrieb.

Das geschieht zwar sehr selten, aber es geschieht. Vor allem, wenn mich keiner sieht. Es gibt schließlich kein Gesetz, das verbietet, sich selbst zu kitzeln. Do it yourself ? Aber die Vorstellung, wie ein hochgeschätzter Humorist seine Finger zwischen die eigenen Rippen steckt, vor Lachen brüllt und dazu schreit, hör auf, Ephraim, hör auf — bei Gott, das ist ein ziemlich eigenartiges Bild...

Ein besonders  
dankbares Publi-  
kum

Noch dazu gehörte Renanas Schmunzeigeschichte zu jenen, die man gar nicht erst erfinden muß. Denn manchmal, so muß ich gestehen, schreibt das Leben bessere Humoresken als ich. Man braucht es nur zu kopieren...

Hier ist eine frische Kopie.

*Renana faßte kürzlich einen folgenschweren Entschluß: Sie wollte nicht länger auf ihre verständnislosen Eltern angewiesen sein. Der kürzeste Weg hierzu war eine Ankündigung in einem Buchgeschäft unserer Nachbarschaft:*

*»Verlässliches Mädchen aus guter Familie interessiert sich für Teilzeitbeschäftigung als Babysitter. Bitte melden.«*

*Wie nicht anders zu erwarten, meldete sich sehr bald ein potentieller Kunde namens Winternitz am Telephon. Er wollte zunächst einmal wissen, wie alt dieses verlässliche Mädchen aus guter Familie wäre und was unter der semantischen Implikation »Teilzeit« wohl zu verstehen sei.*

*Eine unerklärliche Loyalität zu meiner Tochter brachte mich dazu, ihr Alter auf dreizehneinhalb zu erhöhen, doch was seine zweite Frage betraf, so war ich bestenfalls auf Vermutungen angewiesen. Ich murmelte daher irgend etwas Beiläufiges von gelegentlichen Stunden, denn keinesfalls sei unter Teilzeit ein Rund-um-die-Uhr-Service zu verstehen.*

*Anschließend bat ich die beste Ehefrau von allen zu einer Notstandssitzung. Wir kamen einstimmig zu dem Entschluß, die Initiative unserer Tochter im Keim zu ersticken, wenn auch — das sei aber nur am Rande vermerkt — ihr Hang zu finanzieller Unabhängigkeit insgeheim zu begrüßen sei.*

*»Einerseits bin ich ja froh, daß Renana ehrliche Arbeit sucht und nicht so wie alle anderen Kinder unserer Nachbarschaft mit Börsenpapieren spekuliert«, sagte ich zu meiner Frau. »Andererseits bin ich entschieden gegen diesen fob, weil sie noch viel zu jung ist, um so eine Verantwortung zu tragen.«*

*Nicht, daß sie etwa kränklich wäre oder ähnliches. Unsere Renana ist springlebendig wie ein flob. Leider nicht viel kräftiger. Mit anderen Worten, sie ist ein eher zartes Kind und benötigt daher mindestens zehn bis zwölf Stunden Schlaf pro Nacht.*

*Nachdem alle Für und Wider erwogen waren, kamen wir, bei aller Anerkennung ihrer Initiative, zu dem Schluß, daß sie nicht zur professionellen Kinderbeaufsichtigung geschaffen wäre.*

*»Keine Sorge«, beruhigte mich die beste Ehefrau von allen, »ich rede ihr das Projekt in Minutenschnelle aus.«*

*Gesagt, getan. Nach einem verhältnismäßig kurzen Tete-ä-*

tete, währenddessen ein tete vor Zorn anschwell, berichtete mir die beste Ehefrau von allen folgendes:

»Wir haben uns auf einen Kompromiß geeinigt. Renana wird den Job als Babysitter annehmen, aber nicht allein, sondern gemeinsam mit ihrer besten Freundin Nava.«

»Wo ist da ein Kompromiß?«

»Ich weiß nicht«, sagte die beste Ehefrau von allen. »Vorhin hat's noch wie ein Kompromiß geklungen.«

In Gottes Namen, sagte ich mir, sollen sie eben die Teilzeitbeschäftigung unter sich aufteilen. Geteilte Wache ist noch immer besser als überhaupt kein Schlaf.

Es waren nur noch einige kleine technische Details zu klären. Zum Beispiel war es nicht ganz einfach, Navas Eltern davon zu überzeugen, daß die in Frage stehende Teilzeitbeschäftigung zum Wohle ihrer Tochter sein würde.

Dann rief ich Herrn Wintemitz an und teilte ihm vertraulich mit, daß ich bereit wäre, die vollen Kosten für Kenanas Geschäftsteilhaberin zu übernehmen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß Herr Wintemitz Nachtarbeiter ist und Frau Wintemitz, die Mutter des zu bewachenden Babys, vor etwa acht Wochen starke Zahnschmerzen verspürte und kurzerhand zu ihrem seit zwei Monaten geschiedenen Zahnarzt gezogen war.

Ehe erste Arbeitsnacht kam und ging ohne größere Schwierigkeiten.

Renana zog ihren Trainingsanzug an und packte unsere Katze ein, um sie mitzunehmen. Die baden können nämlich ohne einander nicht schlafen. Ich hingegen holte Nava ab und (hauffierie die beiden Teilzeitbeschäftigten an ihren Arbeitsplatz, der etwa dreißig Häuserblocks entfernt war. Natürlich mußte ich den beiden ausdrücklich versprechen, sie um fünf Uhr morgens wieder abzuholen, denn inzwischen hatten wir erfahren, daß just zu diesem Zeitpunkt Herr Wintemitz die Gepflogenheit hatte heimzukehren.

»Mach dir keine Sorgen«, teilte mir meine unabhängige Tochter mit, während sie vor Nervosität zitterte, »ich bin dieser Verantwortung durchaus gewachsen.«

*Weder die beste Ehefrau von allen noch ich konnten in dieser Nacht auch nur eine Sekunde schlafen. Um vier Uhr morgens sprang ich aus dem zerwühlten Bett und raste mit Vollgas zum Haus des Herrn Winternitz. Ob ich dort oder daheim nicht schlafen konnte, blieb sich schließlich gleich.*

*Zuerst läutete ich an der Tür, dann klopfte ich. Dann läutete ich wieder, und schließlich trat ich gegen die Tür — aber niemand kam, um sie zu öffnen.*

*Also brach ich ein Küchenfenster auf. Zu meiner Erleichterung stellte ich zunächst einmal fest, daß beide Teile des zeitbeschäftigten Babysitterteams anwesend waren, wenn auch im Tiefschlaf. Ein zartes Schnarchen entströmte dem Lehnstuhl, auf dem Nava die Nacht durchwachte, während das zu bewachende Objekt mitten im Zimmer auf dem Teppich lag und sich heiser brüllte. Renana hingegen lag friedlich in der Gehschule des brüllenden Babys mit der Katze in den Armen und dem Daumen im Mund.*

*Ich schaltete blitzartig. Das Bewacherteam wurde auf den Rücksitz meines Wagens verfrachtet und das Baby im Gitterbett verstaut. Nicht eine Sekunde zu früh, denn in diesem Augenblick kam Herr Winternitz daheim an. Er schien mit der Leistung der beiden Nachtwächterinnen höchst zufrieden zu sein und zahlte auf der Stelle die vereinbarte Gebühr. Die beiden schlaftrunkenen Nachtarbeiterinnen wußten zwar nicht recht, was ihnen geschah, aber das Geld war fraglos Geld.*

*»Siehst du, Papi«, verkündete Renana mit müder Stimme, aber höchst zufrieden mit ihrer Leistung, »ich hab's dir gesagt, daß ich dieser Verantwortung gewachsen bin.«*

*Das Geld in ihrer Tasche begann schon für Renana zu arbeiten. Sie selbst fiel, daheim angelangt, ins Bett und schlief bis kurz vor Schulbeginn.*

*Nach einer detaillierten Rekonstruktion der Ereignisse dieser Nacht stellte sich heraus, daß zunächst alles glatt verlaufen sein dürfte. Die beiden Babysitter scheinen erst nach etwa zehn Minuten eingeschlafen zu sein. Irgendwann in der Nacht dürfte die Katze sie aufgeweckt haben. Zu diesem Zeitpunkt war das Baby im Begriff, die Brüstung des Balkons zu erklimmen, um das Nachtleben der Stadt kennenzulernen.*

*Der Ausreißer wurde unter lautem Protest zurückgeschleppt, und was weiter geschah, konnte nie ganz festgestellt werden, außer, daß alle Beteiligten das Scharmützel einigermaßen heil überstanden hatten.*

*Ansichts des eben Geschilderten fanden wir, es wäre an der Zeit, Regina hinzuzurufen.*

*Unsere gute alte Babysitterin Regina wohnt, wie vielleicht einige meiner Leser noch wissen, ziemlich weit draußen in dem Vorort Holon. Es bedurfte einiger Überredungskunst meinerseits, um sie ihrem wohlverdienten Ruhestand zu entreißen. Schließlich willigte sie ein, getarnt als Tante des alten Winternitz das Babysitterteam zu bewachen. Allerdings unter zwei Bedingungen:*

*»Ich verlange ein Taxi von und nach Holon«, diktierte Regina, »und natürlich doppelte Bezahlung.«*

*»Warum doppelte Bezahlung?«*

*»Weil ich schließlich drei Babys zu bewachen habe.«*

*Dagegen war wenig vorzubringen. Ich setzte mich mit einem Taxiunternehmen in Verbindung, um Reginas allnächtlichen Transport in die Wege zu leiten, und erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß nach zwei Uhr früh ein erhöhter Sondertarif in Kraft tritt.*

*Natürlich hatte ich keine Zeit, mich mit derlei Nebensächlichkeiten herumzuschlagen. Ich mußte mit einem Bewachungsunternehmen verhandeln, um eine Eskorte zu engagieren, welche die beiden Mädchen auf ihrem finstern Weg zum und vom Arbeitsplatz im Auge behalten sollte. Überflüssig zu vermerken, daß die Herrschaften für die Nachtstunden auch erhöhte Tarife berechneten. Ich frage mich, ob es nicht logischer wäre, wenn Nachtwächter bei Tag Überstunden berechneten, konnte mir aber keine Antwort geben.*

*Die beste Ehefrau von allen argumentierte, daß wir vermutlich Unkosten sparen würden, wenn wir das Winternitz-Baby für die Nachtstunden zu uns bringen ließen, aber ich wies darauf hin, daß daraus ein psychologischer Schaden für Renana erwachsen könnte, der nicht zu verantworten sei. Und schließlich wollen wir doch den Babysitter nicht mit dem Bad ausschütten, oder?*

*So groß die Versuchung auch gewesen sein mag, wir schüt-*

teten nicht. Obwohl in der Nacht darauf ein neues Problem auftauchte: Die beiden Arbeitnehmerinnen verspürten gegen Mitternacht plötzlich einen Riesenhunger. Mehr als das, sie beschloßen, daß dieser Hunger nur durch Spaghetti zu stillen wäre. Aber Regina weigerte sich, die Küche zu betreten:

»Ich bin professioneller Babysitter«, verkündete sie uns tags darauf vorwurfsvoll »und keine Köchin.«

Also engagierte ich die dicke Wirtschaftlerin der Seligs, um allnächtlich in Winternitzs Küche Vorsorge zu treffen, daß sowohl das Bewacherteam gefüttert würde als auch die dazugehörige Katze. Die daraus resultierende Forderung der dicken Haushälterin war natürlich unverschämte, aber was tun?

Somit war nur noch ein minderes Problem aus dem Weg zu räumen. Nava und Renana pflegten wie Schlafwandlerinnen mit geschlossenen Augen durch Winternitzs Wohnung zu torkeln, eine Spur von umgestürzten Möbeln, zerbrochenen Vasen und verstreuten Essensresten hinterlassend. Diesbezüglich mußte also etwas unternommen werden. Wir versuchten gar nicht, mit Regina über diesen Punkt zu verhandeln, wohl wissend, daß sie professioneller Babysitter war und keine Aufwartefrau. Also veranlaßten wir unsere eigene Raumpflegerin, täglich um vier Uhr früh bei Winternitz aufzukreuzen ...

»Genug!« schrie die beste Ehefrau von allen mit leicht hysterischem Unterton. » Wir müssen der Sache ein Ende setzen, bevor wir völlig den Überblick verlieren!«

Das Gespräch unter vier Augen mit Renana fand statt, und der diesmal erzielte Kompromiß lautete schlicht: Aufhören kommt überhaupt nicht in Frage.

Es scheint, daß das berauschende Gefühl eines festen Einkommens unserer Renana zu Kopf gestiegen ist. Soviel ich weiß, plant sie mit ihren Ersparnissen Aktien zu erwerben, diese mit gewaltigem Gewinn zu verkaufen und dafür Berge von Kaugummi anzuschaffen. Die beste Ehefrau von allen suchte neulich den geschiedenen Zahnarzt auf und bat Frau Winternitz mit erhobenen Händen, zu ihrem Mann zurückzukehren. Oder falls der Zahnarzt seine Zustimmung verweigern sollte, uns wenigstens das Baby adoptieren zu lassen.

*Ich habe inzwischen für Kenana einen Priostlehrer engagiert, weil sie neuerdings die Gepflogenheit hat, sämtliche Schulstunden durchzuschlafen. Außerdem sprach ich mit meinem Steuerberater. Dieser gab mir den Rat, die riesigen Unkosten, die mir aus der Erwerbstätigkeit meiner Tochter erwachsen, als Steuerabzugsposten zu deklarieren. Zu diesem Behufe wäre es allerdings notwendig, etwas darüber zu schreiben und eine Einnahmequelle daraus zu machen.*

*Was hiermit geschehen ist.*

Da gerade das Stichwort Einkommensteuer fällt: Ich habe über dieses unerschöpfliche Kriminalthema mehr Satiren verfaßt als über alle anderen Geißeln der Menschheit zusammen. Es ist heute ein offenes Geheimnis, daß ich und die Einkommensteuer einander nicht ausstehen können. Nicht etwa, daß ich nicht bereit wäre, einen gehörigen Teil der öffentlichen Last (Wahlspesen, Parteikosten, Ministerdiäten etc.) zu tragen, sondern weil diese unerquickliche Steuer die ehrliche Arbeit bestraft. Ich muß einfach meinem Ärger darüber Luft machen können, daß in der ganzen westlichen Welt die Spekulation mit Gold, Kaffee und Dollars völlig steuerfrei ist — wenn aber jemand von morgens bis abends schuftet...

Einfach blödsinnig.

Die nun folgende Geschichte habe ich zu Papier gebracht, als unsere Einkommensteuer soeben von den bis dahin üblichen 100 % auf den behaglichen Satz von 88% gesenkt wurde. Auch ich war tief gerührt über diese eindrucksvolle Geste meiner Regierung, in der durch Gottes Fügung nicht weniger als 25 Minister sitzen (mathematisch und geographisch Begabte können einen Minister pro zehn Quadratmeter errechnen, aber es lohnt sich nicht). Die folgende Satire spiegelt also den zeitgenössischen Alltag und kommt ohne jede Übertreibung aus. Diesmal mußte ich nichts ad absurdum führen. Die Steuern hatten das für mich erledigt.

Schwerarbeiter  
schlafen gut.  
Spekulant  
schlafen besser.

Ehrliche Arbeit  
schafft lukrative  
Ministerposten.

*Es* begann, wie schon manches Unglück begonnen hat: mit Zahnschmerzen. Der Zahnarzt entdeckte in einem meiner Zähne ein Loch, verabfolgte mir eine Injektion, griff zum Bohrer, bohrte — und stellte mittendrin den Bohrer wieder ab.

»Bedaure«, sagte er, während er aus seinem Kittel schlüpfte. »Eine weitere Behandlung ist für mich nicht der Mühe wert.«

Ich lag hilflos im Operationssessel, eine Klammer im Mund, unfähig zu sprechen.

»Mein Nettoeinkommen hat bereits die Höhe von 1000 Pfund monatlich errächt«, sagte der Zahnarzt und fing an, seine Instrumente zu versorgen. »Von jedem weiteren Pfund, das ich jetzt noch verdiene, muß ich 88 Prozent Steuer zahlen. Es ist nicht der Mühe wert.«

Ich gab ihm durch verzweifelte Gebärden zu verstehen, daß es mir trotzdem lieber wäre, wenn er die Behandlung fortsetze.

»Es ist auch für Sie nicht der Mühe wert.« Mit diesen Worten erlöste er mich von der Klammer. »Sie müssen ca. 6000 Pfund verdienen, um 600 zu behalten und meine Rechnung zahlen zu können. Mir blähen dann, nach Versteuerung dieser Summe, noch 60 Pfund, mit denen ich den Fahrlehrer meiner Frau bezahlen wollte. Anders ausgedrückt: von den 6000 Pfund, die Sie verdienen, bekommt der Fahrlehrer 60, von denen ihm 6 bleiben.«

»Immerhin netto«, entgegnete ich zaghaft.

»Das stimmt. Besser gesagt: es würde stimmen, wenn der Fahrlehrer sein Stundenhonorar nicht auf 18 Pfund netto verdreifacht hätte. Das bedeutet, daß ich Ihre Zahnarztrechnung verdreifachen müßte, um den Fahrlehrer bezahlen zu können. Und jetzt frage ich Sie nochmals: ist das für Sie der Mühe wert?«

Ich antwortete mit einer Gegenfrage, die zum ständigen Wortschatz des Zeitgenossen gehört:

»Habe ich von Ihnen eine Empfangsbestätigung verlangt?«

»Pffiffig, pffiffig.« Der Zahnarzt wiegte anerkennend den Kopf. »Aber ich will keine Scherereien haben. Ich gebe der Steuerbehörde mein ganzes Einkommen an.«

»Dann haben Sie ein gutes Gewissen und ich ein Loch im Zahn.«

»Nicht unbedingt. Sie können die 18 Pfund direkt an den Fahrlehrer meiner Frau auszahlen. Damit wären wir beide gedeckt.«

»Und was soll ich den Leuten von der Steuer sagen, wenn sie in den Büchern des Fahrlehrers entdecken, daß ich die Stunden Ihrer Frau bezahle?«

»Sagen Sie ihnen, daß meine Frau Ihre Geliebte ist.«

»Kann ich ein Photo von ihr sehen?«

»Ich dachte lediglich an die Steuer.«

Nach einigem Hin und Her überredete ich ihn, die Bohrarbeiten in der folgenden Woche fortzusetzen.

Leider ergaben sich Schwierigkeiten mit dem Fahrlehrer.

»Bis Ende August«, teilte er mir mit, »rühre ich kein Geld mehr an, sonst komme ich in eine höhere Steuerklasse. Nicht zu machen.«

»Könnte ich vielleicht Ihre Rechnung beim Lebensmittelhändler übernehmen?«

»Die zahlt schon der Möbelfabrikant, dem ich Fahrunterricht gebe. Ich bin sehr gut organisiert, müssen Sie wissen. Der Anstreicher, der bei mir Motorradfahren lernt, hat anstelle eines Honorars die Wohnung meiner Schwester ausgemalt. Meine Garagenrechnung zahlt ein Modezeichner. Können Sie singen?«

»Nicht sehr gut.«

»Schade. Sonst hätte ich bei Ihnen Gesangstunden genommen. Sammeln Sie Briefmarken?«

»Nicht der Rede wert.«

»Hm. Warten Sie. Wenn Sie für den Fahrunterricht, den ich der Frau Ihres Zahnarztes gebe, unseren Babysitter bezahlen ~ wie wäre das?«

Ich hielt das für eine gute Lösung, aber die junge Dame, die bei Fahrlehrers als Babysitter engagiert war, hatte Bedenken. Sie nähme von fremden Männern kein Geld, sagte sie, und gab ihren Widerstand auch dann nicht auf, als ich ihr Empfehlungsschreiben von meinem Installateur, meinem Gärtner, dem Schönheitsalon meiner Frau und von meinem Rechtsanwalt vorlegte, die alle bezeugten, daß ich meine Rech-

nungen immer pünktlich, immer in bar, immer ohne Empfangsbestätigung beglich.

»Nein, ich will mich niemandem in die Hand geben«, beharrte sie. »Tut Ihnen der Zahn sehr weh?«

»Es wird jeden Tag schlimmer.«

»Dann kaufen Sie mir Kontaktlinsen.«

»Gern. Aber was soll ich der Steuerbehörde sagen, wenn sie in den Büchern des Optikers entdeckt —«

»Sagen Sie ganz einfach, daß ich Ihre Geliebte bin.«

»Bedaure, die Stelle ist schon besetzt. Brauchen Sie vielleicht einen Regenmantel?«

»Noch vor an paar Wochen hätte ich einen gebraucht. Aber jetzt hat das junge Ehepaar in unserem Haus ein Baby bekommen, auf das ich aufpassen muß.. . Wissen Sie, was? Sie zahlen mir ein Wochenende in Tiberias mit voller Pension!«

Der Vorschlag sagte mir zu. Später erfuhr ich, daß es auch mit den Kontaktlinsen geklappt hätte. Es gibt in Tel Aviv bereits mehrere Optiker, die zusätzlich Bürobedarfsartikel verkaufen und für die Gesamtsumme eine Bestätigung ausstellen, die der Käufer als »Berußspesen« von der Steuer absetzen kann. Es gibt auch Antiquitätenhändler, die ihre gefälschten Tonkrüge mit Schreibmaschinen koppeln, und Schönheitssalons, in denen man statt der Massagerechnung eine Quittung für Übersetzungsarbeiten bekommt. Die Anrainer des Mittelmeers sind äußerst flexibel und finden sich in den Winkelzügen des Daseins rasch zurecht. Das zeigte sich auch in Tiberias.

»Ein Wochenendzimmer für den Babysitter des Fahrlehrers wäre unter Umständen noch frei«, sagte der Hotelbesitzer. »Aber nicht telephonisch.«

Ich setzte mich in den Wagen und fuhr nach Tiberias, um die Angelegenheit ins reine zu bringen.

»Lassen Sie mich sehen.« Der Hotelbesitzer blätterte in seinen geheimen Aufzeichnungen. »Der erste Stock ist bereits ausgebucht. Da wohnt der Musiklehrer meiner Tochter, der Besitzer unserer Wäscherei und in der großen Suite unser Steuerberater. Bei uns wird nur noch in Sach- und Tauschwerten bezahlt. Geld nehmen wir nicht, weil wir sonst 88 Prozent — «

»Ich weiß, ich weiß. Aber wie soll ich dann meine Rech-

nung für den Babysitter zahlen? Kann ich bei Ihnen Teller waschen?»

»Im Augenblick nichts frei. Aber da fällt mir etwas ein: Sie können meinen Zahnarzt bezahlen.«

Und so schloß sich der Kreis. Der Zahnarzt des Hotelbesitzers nahm kein Geld an, um nicht in eine höhere Steuerklasse zu kommen, und verlangte statt dessen ein Uugticket nach Uruguay für seine Schwiegermutter, das ich gegen Erlag von 1000 Eiern erstand, mit denen die Redaktion einer führenden Wochenzeitung mein Honorar abgegolten hatte. Ach ja, der Zahn? Der Zahn wurde mir von einem Pfuscher bar gezogen.

Im allgemeinen klingelt bei mir das Telephon, wenn eine meiner Satiren über ein öffentliches Thema in der Tagespresse erschienen ist. Nur dann nicht, wenn es um die Einkommensteuer geht. Dann gibt's kein Echo, nur absolute Grabesstille. Wenn meine guten Mitbürger das Wort Einkommensteuer hören, beginnen sie am Himmel nach unbekannten Flugobjekten zu suchen und benehmen sich wie kleine Gangster, die von der Polizei über die sizilianische Mafia verhört werden: « »Keine Ahnung ... nichts gehört... nichts gelesen ...«

Schweigen ist Geld.

Dieses Mal jedoch erhielt ich einen Anruf. Die Stimme unseres Finanzministers, Herrn Pinchas Sapir, überschlug sich vor Begeisterung:

Das traurige Los des Hofnarren oder Nichts ist so ärgerlich wie ein verständnisvoller Finanzminister.

»Fantastisch!« schwärmte er durchs Telephon. »Lange habe ich nicht mehr so gelacht! Haben Sie vielleicht noch mehr dieser vorzüglichen Witze auf Lager?«

»Soviele Sie wollen.«

»Haben Sie auch etwas über die Verschwendung von Steuergeldern?«

»Und ob.«

»Wunderbar! Ich schicke meinen Chauffeur vorbei. Ich will sie heute abend meiner Frau vorlesen ...«

Die Artikel fand ich in der umfangreichsten Abteilung meines Archivs: »Bürokratie und andere Naturkatastrophen.« Die heilige Kuh Bürokratie ist seit frühe-

Huldigung an  
die Schreibtisch-  
aristokratie

ster Jugend ein rotes Tuch für mich, diese neue Oligarchie auf der anderen Seite des Schreibtisches, von meinen eigenen Steuergeldern bezahlt, um aus meinem Alltag einen Hindemislauf zu machen ...

Nichts überraschte mich also mehr, als die Ernennung zum »Ritter wider den tierischen Ernst« durch die Aachener Karnevalsgesellschaft mit der Begründung, ich hätte »dazu beigetragen, das Verhältnis zwischen den Beamten und den Bürgern zu humanisieren«.

Der Weg zum  
edlen Rittertum ist  
mit guten Taten  
gepflastert.

Etwas verlegen nahm ich an. Schließlich sollte ich zum erstenmal Ritter werden. In meiner Antwort konnte ich jedoch mit Fug und Recht behaupten, daß man mit dieser Wahl ins Schwarze getroffen hätte, denn »obwohl ich in all meinen Satiren ausdrücklich gefordert habe, daß man jeden Bürokraten aufhängen soll, habe ich stets betont, daß das Aufhängen in humaner Weise geschehen soll«. Das habe ich auch in meiner feierlichen Dankesrede wiederholt und erntete Beifallsstürme der anwesenden Bürokraten.

Die beste Ehefrau von allen und ich erlebten den Karneval mit echtem Vergnügen, obwohl die Zeremonie im Aachener Dialekt gehalten wurde, den meines Erachtens auch die Aachener nur mit Mühe verstehen. Das einzige, was mich daran störte, war der tierische Ernst.

Noch am Aachener Flughafen ließ mich der freundliche Karnevalspräsident, Helmut A. Crous, ohne Umschweife wissen, daß für meine Büttenrede (heißt sie so, weil sie in einem Käfig gehalten wird?), insgesamt 8 Minuten und 30 Sekunden zur Verfügung stünden. Würdevoll erklärte ich, daß meine Rede sorgfältig ausgearbeitet sei und 12 Minuten dauern werde.

Herr Crous erbleichte: Wenn mein Geschwätz längere Zeit in Anspruch nähme, müsse man in der Live-Übertragung die Tanzgruppen kürzen, und das sei natürlich unmöglich. Aber ausnahmsweise wäre er bereit (und ich dürfe es niemandem sagen), nur für mich und ausschließlich für die morgige Zeremonie, mein Zeitlimit auf 8 Minuten und 45 Sekunden zu erhöhen ...

Ich dankte ihm überschwenglich: »Ich will mich für diese Großzügigkeit erkenntlich zeigen und bin meinerseits bereit, auf 11 Minuten und 30 Sekunden zurückzustecken. Aber«, schloß ich, »das ist mein letztes Angebot...«

Als wir das fahngeschmückte Aachen erreicht hatten, waren wir bereits todmüde vom Feilschen. Ich habe den guten Präsidenten erst am nächsten Tag anlässlich der Zeremonie wiedergesehen.

Wenn ich mich recht erinnere, habe ich 26 Minuten gesprochen. Nicht einem der 1800 launigen Gäste fiel es auf, auch nicht den Tanzgruppen. Als mich dann das Trompetensignal zur Bühne rief und ich kurz davor stand, ein edler deutscher Ritter zu werden, flüsterte ich der besten Ehefrau von allen zu:

»Daß der gute alte Adolf das nicht mehr erleben durfte.. -«

Die Zeiten haben  
sich doch ein  
wenig geändert ...

Ich war ein Jahr später wieder in Aachen, um, wie es üblich ist, die Laudatio auf den nächsten Ritter, Hans-Dietrich Genscher, zu halten. Auch dieses Mal irritierte mich ein wenig, daß die Ritter nicht nur verpflichtet sind, einander zu duzen, sondern mit den bunten Narrenkappen wie Papageien aussehen. Es kann auch am Käfig liegen ...

Die beste Ehefrau von allen zeigte wie immer viel Mitgefühl:

»Wenn die Kinder diese Übertragung sehen«, tröstete sie mich, »bist du für den Rest deines Lebens als Vater erledigt.«

Das Fernsehen  
als pädagogische  
Anstalt

So hat also mein humaner Feldzug gegen die Bürokratie mich nicht nur zum Busenfreund meines Finanzministers gemacht, sondern auch zum deutschen Ritter geschlagen.

Ich möchte noch kurz bei den Spitzenbürokraten bleiben und auf die Satire zurückkommen, die Herr Sappir seiner Frau vorgelesen hat. Sie ist ein Kreuzverhör und könnte auch im Kabarett aufgeführt werden. Aber leider wurde sie schon viel zu oft von der Regierung gespielt.

*Direktor Schultheiß, bevor wir mit dem Verhör beginnen, möchten wir Sie darauf hinweisen, daß Sie nicht aussagen müssen. Der parlamentarische Finanzausschuß, vor dem Sie stehen, kann Sie nicht dazu zwingen.«*

*»Vielen Dank für den Hinweis, Herr Vorsitzender.«*

*»Bitte.«*

*»Kann ich jetzt gehen?«*

*»Gewiß. Wir hätten uns allerdings sehr gerne mit Ihnen über die Verluste Ihrer Investitionsgesellschaft unterhalten, die ja schließlich von der Regierung unterstützt wird, also gewissermaßen eine offiziöse Körperschaft ist.«*

*»Woher wissen Sie, daß wir Verluste hatten?«*

*»Aus den Zeitungen, Herr Schultheiß.«*

*»Sie glauben, was in den Zeitungen steht? Die haben zuerst geschrieben, daß sich unsere Verluste auf 20 Millionen belaufen, dann waren es 40 Millionen und jetzt halten wir bei 70. Über eine solche Berichterstattung kann man nur lachen.«*

*»Und wie hoch sind Ihre Verluste wirklich?«*

*»Mindestens doppelt so hoch. Da sehen Sie selbst, was von Zeitungsmeldungen zu halten ist.«*

*»Wie sind Ihre Verluste zustande gekommen?«*

*»Das werden wir erst feststellen können, wenn wir alle Initiativsubventionen von der Regierung kassiert haben. Ich wäre dafür, daß wir vorläufig von einem kontrollierten Profitmangel sprechen.«*

*»Aber für einen Profitmangel muß es doch Ursachen geben?«*

*»Natürlich.«*

*»Also? Woran liegt's?«*

*»Zumeist an den Umständen. Gelegentlich auch daran, wie sich die Dinge entwickeln. Es ist eine sehr komplizierte Angelegenheit, meine Herren.«*

*»Könnten Sie uns das vielleicht an einem Beispiel erklären?«*

*»Mit Vergnügen. Nehmen wir zum Beispiel das Staudammprojekt in Sansibar. Ein vielversprechender Auftrag. Wir hatten gigantische Bauvorrichtungen installiert, hatten die waghalsigsten Konstruktionsprobleme gelöst, hatten sogar die bestehenden Sprachschwierigkeiten überwunden — und dann*

*kam eine Springflut, die alle unsere Berechnungen wegschwemmte.«*

*»Bauvorrichtungen welcher Art?«*

*»Abwehrräume und Ablenkungskanäle für Springfluten. Es war ein hochinteressantes Projekt.«*

*»Aufweiche Weise haben Sie den Auftrag bekommen?«*

*»Wir arbeiten mit Vermittlern wie die anderen regierungsnahen Körperschaften. Unsere Kalkulationen sind immer sehr konservativ. Da sind aber die Bestechungsgelder nicht inbegriffen.«*

*»Warum nicht?«*

*»Weil wir es vermeiden möchten, zwischenmenschliche Beziehungen mit harten Geschäftspraktiken zu belasten. Deshalb werden die Bestechungen in unseren Büchern gesondert aufgeführt.«*

*»Wo genau?«*

*»In meinem kleinen schwarzen Notizbuch. Hier, sehen Sie: >An Muki 750000\$ Käfigzug.< Steht alles drin.«*

*»Was heißt Käfigzug?«*

*»Das weiß ich nicht mehr. Aber es war an hochinteressantes Projekt. Oder hier: Aga Khan 903 705 — nein, das ist seine Telefonnummer, entschuldigen Sie.«*

*»Stimmt es, daß Sie über zwanzig Millionen \$ Bestechungen ausgegeben haben?«*

*»Das ist eine besonders komplizierte Angelegenheit.«*

*»Immerhin möchten wir hören, wie das vor sich geht.«*

*»Sehr diskret. Unser Vertrauensmann begibt sich mit einem schwarzen Kofferchen voller Banknoten ins Ausland, zahlt an irgend jemanden irgendeine Summe, kommt zurück und meldet: Alles in Ordnung.< Das wichtigste ist, daß es keine Zeugen gibt, daß die ganze Sache still und taktvoll abgewickelt wird. In den meisten Fällen wissen wir nicht einmal, wer das Geld bekommen hat und wo. Nehmen wir den Fall des indonesischen Innenministers. In einer dunklen Nacht haben wir ihm 2 Millionen durch das offene Fenster zugeworfen, damit er uns den Auftrag \$ den Bau des indonesischen Kanalisationssystems erteilt.«*

*»Und das hat geklappt?«*

*»Nein. Wir entdeckten zu spät, daß an der betreffenden*

*Adresse nicht der Innenminister wohnte, sondern ein Innenarchitekt, der einige Monate zuvor gestorben war. Wer kennt sich schon in einem indonesischen Telefonbuch aus.«*

*» Wie wurde der Verlust abgebucht?«*

*»Unter dem Kennwort >Höhere Gewalu. Unsere Gesellschaft hat eine sogenannte Mono-Balance-Buchhaltung entwickelt. Auf der einen Seite werden die Ausgaben verbucht, und für die Einnahmen-Seite haben wir einen Stempel >Keine Sorge/t Das System hat sich sehr bewährt.«*

*»Bleibt immer noch zu klären, wen oder was Sie für Ihr Defizit verantwortlich machen.«*

*»Das Schicksal. Es hat viele unserer Pläne vereitelt. Vielleicht nicht mit Absicht, aber doch. Ich denke da etwa an die Auffüllung der nicaraguanischen Küste.«*

*»Was war das?«*

*»Ein hochinteressantes Projekt. Wir hatten uns mit der Regierung von Nicaragua auf 60 Millionen Cordobas geeinigt, zu einem Umrechnungsschlüssel von 1 Cordoba = 1 Israelisches Pfund. Im letzten Augenblick wurde die lokale Währung abgewertet und sank auf 10 Cordoba — 1 Israelisches Pfund.«*

*»Warum haben Sie keine Abwertungsklausel in Ihrem Vertrag gehabt?«*

*»Das war die Bedingung der nicaraguanischen Regierung. Sonst hätten wir den Auftrag für dieses Projekt nicht bekommen.«*

*»Bitte sagen Sie nicht immer >Projekt<, Herr Schultheiß. Der Ausdruck macht uns nervös.«*

*» Wie Sie wünschen. Es ist jedenfalls eine sehr heikle Angelegenheit.«*

*»Wurden Sie von der Regierung nie über Ihre Verluste befragt?«*

*»Ununterbrochen. Mindestens einmal im Monat erkundigte sich das Wirtschaftsministerium nach dem Stand der Dinge, und meine Antwort lautete immer: >Klopfen Sie auf Holz.< Ich habe diesen Vorschlag auch mehrmals schriftlich gemacht.«*

*»Aber auf die Dauer muß es doch zwischen den Regierungsbehörden und Ihnen zu Reibereien gekommen sein?«*

»Und ob. Als wir den Dalai Lama bestachen, um an der tibetanischen Agrarreform beteiligt zu werden, luden wir ihn nachher zum Mittagessen ein, und das Finanzministerium weigerte sich, die Rechnung zu übernehmen. Sie bewilligten uns nur 8 Pfund, und auch das nur unter der Voraussetzung, daß das Restaurant nicht weiter als 8 km vom Palast des Lama entfernt wäre. Es kam zu einer stürmischen Auseinandersetzung. Schließlich appellierten wir an den Obersten Gerichtshof und erreichten eine Vergütung in der Höhe von 9.50. Ich frage Sie, meine Herren, wie man unter solchen Umständen nutzbringend arbeiten soll.«

»Das ist in der Tat nicht ganz leicht.«

»Sie müssen sich außerdem vor Augen halten, daß wir weder Repräsentationsgelder noch Diäten bekommen. Was bleibt uns übrig, als Darlehen aufzunehmen? Allein die Zinsen für diese Darlehen belaufen sich auf eine Viertelmillion Pfund in der Woche. Seit Beginn dieses Gesprächs haben wir bereits 20000 Pfund verplaudert. Ich beantrage Schluß der Debatte!«

»Noch eine Frage, Herr Schultheiß. Wer bezahlt das alles?«

»Ich, meine Herren. Ich und die anderen Bürger unseres Landes. Ich komme meinen Bürgerpflichten nach. Ich zahle meine Steuern, um das Schatzamt mit dem Geld zu versorgen, das zur Deckung der uns zugestandenen Garantien benötigt wird.«

»Wer, Herr Schultheiß, hat Ihrer Gesellschaft diese Garantien zugestanden?«

»Sie.«

»Wir?«

»Jawohl, Sie. Der parlamentarische Finanzausschuß.«

»Es ist spät geworden, finden Sie nicht?«

»Allerdings.«

»Wir danken Ihnen für Ihre Mühe, Herr Schultheiß. Nach den Wahlen reden wir weiter.«

»Ein hochinteressantes Projekt.«

Wer grundlos  
lacht, lacht am  
besten.

Der Anruf ließ nicht lange auf sich warten. Der Finanzminister verschluckte sich vor Lachen, als er mir für das exquisite Vergnügen dankte, das ich ihm und seiner Gattin bereitet hatte.

»Genauso«, japste Herr Sapir, »ganz genauso ist es! Ich werde einen öffentlichen Aushang im Ministerium veranlassen. Schreiben Sie weiter über die Korruption, Lachen ist ja so gesund.«

Wenn seine Exzellenz, der Finanzminister, um etwas bittet, kommt das einer Bitte der besten Ehefrau von allen gleich. Rasch schickte ich ihm weiteres Material für das schwarze Brett des Finanzministeriums, einen Dialog zwischen zwei Profis in Bestechungsangelegenheiten — der vielleicht auch für den deutschen Leser nicht ganz fremd klingt.

**H**ier, Herr Direktor. Nehmen Sie Platz.«  
»Danke. Ober! Zweimal Tee mit Rum.«

»Und jetzt können wir ungestört sprechen.«

»Jawohl.«

»Schönes Wetter heute, nicht wahr?«

»Sehr schön. Nur der Regen stört ein wenig.«

»Das kann man wohl sagen.«

»Und was gibt es sonst Neues?«

»Nichts. Wir beginnen demnächst mit dem Bau des Ding-Dong-Zentrums, dessen Leitung in meinen Händen hegt.«

»Was für ein Zufall. Wissen Sie, daß ich die Ehre habe, der Baufirma vorzustehen, die sich um einen Vertrag bewirbt?«

»Wirklich?«

»Ich darf in aller Bescheidenheit sagen, lieber Direktor, daß wir das Ding-Dong-Zentrum für eine Angelegenheit des gesamten Volkes halten. Es ist ein Projekt von nationaler Bedeutung.«

»Ganz meine Meinung.«

»Wurde der Auftrag für den Bau schon vergeben?«

»Noch nicht. Warum die Frage, wenn ich fragen darf?«

»Mir ist soeben eingefallen, was mir ein Mitglied unse-

*res Verwaltungsrats gestern erzählt hat. Einige Firmen, denen die moralische Seite Ihres Vorhabens offenbar nicht bewußt ist, spielen angeblich mit der Idee einer Spende für den Wahlfonds jener Partei, der Sie, Herr Direktor, wenn ich nicht irre, als ein sehr prominentes Mitglied angehören.«*

*»Nicht nur ich, lieber Freund, auch meine Partei würde jeden derartigen Versuch energisch zurückweisen.«*

*»Daran habe ich keinen Augenblick gezweifelt. Trotzdem, gewissermaßen aus theoretischem Interesse, bekäme ich gerne einen Begriff von der Höhe des Betrags, den Ihre Partei energisch zurückweisen würde.«*

*»Unglücklicherweise bin ich nicht in der Lage, Ihnen die gewünschte Auskunft zu erteilen. Die Parteizentrale hat auf ihrer letzten Exekutivsitzung keine konkreten Angaben darübergemacht, aufweiche Weise sich die Vergabe des Bauauftrags mit einer Spende von 350000 Pfund in Verbindung bringen ließe. Es erübrigt sich also, dieser hypothetischen Möglichkeit nachzugehen.«*

*»Sehr richtig. Um so richtiger, als meine Firma, selbst wenn sie unverantwortlicherweise bereit wäre, sich auf derart fragwürdige Machenschaften einzulassen, auf keinen Fall über einen Betrag von 200000 Pfund in drei Raten hinausgehen könnte.«*

*»Ich finde es wenig sinnvoll, wenn zwei vielbeschäftigte Männer ihre Zeit auf abstrakte Diskussionen verschwenden. Immerhin glaube ich mich zu entsinnen, daß meine Partei auf gewisse Anspielungen, in denen sogar höhere Summen als die von Ihnen genannte erwähnt wurden, mit größter Empörung reagiert hat.«*

*»Sie bestätigen meinen Verdacht, Herr Direktor. Es gibt tatsächlich in unserem Land dubiose Geschäftsunternehmen, die sich um noch höhere Anspielungen bemühen. Aber eine solide Firma wie die unsere kann es sich nicht leisten, solche Empörung hervorzurufen.«*

*> \*feder von uns beiden, lieber Freund, muß über die Grenzen seiner Prinzipienlosigkeit Bescheid wissen.«*

*»Natürlich. Deshalb wäre es vielleicht von Nutzen, wenn Sie, verehrter Direktor, prinzipiell feststellen könnten, ob die*

*Empörung Ihrer Partei groß genug ist, um 250000 Pfund zurückzuweisen.«*

*»Ist das der höchste Betrag, der nicht in Frage kommt?«*

*»Allerdings.«*

*»Ich fürchte, daß meine Partei nicht in der Lage sein wird, diesen Vorschlag energisch genug abzulehnen.«*

*»Lassen Sie mich hinzufügen, daß die eben genannte imaginäre Summe die Zuwendung eines Beitrags an einen von Ihnen namhaft zu machenden Privatfonds nicht ausschließt.«*

*»Meinen Sie mich?«*

*»Nein, um Himmels willen!«*

*»Dann ist es gut. Hören Sie, lieber Freund. Solange unser theoretisches Gespräch sich um Parteifragen gedreht hat, war ich, wenn auch zögernd, bemüht, Ihnen zu folgen, jetzt aber, da Sie persönlich geworden sind, muß ich Ihnen ein klares, lautes Halt entgegenschleudern. Ich bin keiner von diesen charakterlosen Schwächlingen, die ihre Position dazu ausnützen, eine zweistöckige Villa am Meer für sich herauszuschlagen. Mit Privatstrand.«*

*»Wo?«*

*»Etwa in Herzliah, möglichst nicht allzu weit von der Autostraße. Was mich betrifft, so würde ich den bloßen Versuch, mir so einen Vorschlag zu machen, als persönliche Beleidigung übelster Art empfinden.«*

*»Ich habe von Ihnen nichts anderes erwartet.«*

*»Dann tun wir wohl am besten, unser amüsantes Spielchen zu beenden. Vergessen wir die ganze Sache.«*

*»Einverstanden. Wann kommen wir wieder zusammen?«*

*»Übermorgen. Hier. Um die endgültigen Ablehnungen zu fixieren.«*

Nachdem Herr Sapir den aktuellen Dialog durchgelacht hatte, erwies er meiner Frau und mir die Ehre eines Abendessens im engsten Familienkreis. Es war der Beginn eines ausgesprochen freundschaftlichen Verhältnisses, entstanden aus meiner bitteren Kritik über seine Finanzpolitik ...

Dieses Kapitel meines Berufslebens zeigt deutlich, welche mörderische Waffe wir, die Satiriker, in Händen haben.

Unter uns gesagt: Die Satire ist leider keine Waffe, bestenfalls ein Spiegel, in dem jeder sein wahres Gesicht erkennen kann (so schreiben es zumindest die Philosophen). Ich habe aber noch von keinem Spiegel gehört, der das Gesicht des Betrachters *verändert*.

Bekenntnisse eines  
Zerrspiegels

Es ist also an der Zeit, die Wahrheit zu bekennen: In unseren Tagen beherrschen nicht die Dichter die öffentliche Meinung, sondern die Fernsehmoderatoren der Sportsendungen. Mit dem »scharfen Skalpell der Satire«, wie man so sagt, kann man heutzutage höchstens noch Fanbriefe öffnen.

Wie man sieht, verliere ich, im Gegensatz zu Finanzministern, manchmal meinen Sinn für Humor. Das geschieht immer dann, wenn ich mich wieder einmal mit der totalen Hilflosigkeit von uns Federfuchsern abfinden muß.

Satire ist,  
wenn man  
trotzdem weint.

*Auf der oberen, der offen zutage liegenden Ebene der Welt leben alle, die reinen Herzens sind, die Patrioten, die Gutgläubigen, die Geradlinigen, die Familienväter — kurzum die anständigen Menschen.*

*Das ist die falsche Welt.*

*Die wirkliche Welt liegt tief unten. Man erreicht sie nur sehr mühsam, über gewundene Treppen oder mit lautlosen Liftkörben, die ausschließlich für die Eingeweihten da sind. Denn nur die Eingeweihten wissen, daß diese Welt überhaupt existiert, nur sie kennen das Geheimnis, kennen die magische Formel, die alle Türen und alle Safes öffnet, die Zutritt gewährt zum Sesam des Wohllebens, des Reichtums und der Macht.*

*Gewöhnliche Sterbliche haben keinen Zutritt zu dieser Welt. Sie ist ein exklusiver Club, dessen Mitglieder mit an paar ins Telefon geflüsterten Worten mehr Geldergaunern, als unser-einer mit der Müh und Plage eines ganzen Lebens verdient.*

*In den diskret abgedunkelten Clubräumen ist schon manch eine eilige Notiz auf einen Fetzen Papier gekritzelt worden — und draußen sind Berge in Bewegung geraten.*

*Ein wenig unheimlich das Ganze, nicht wahr. Ein wenig wie Kafkas Schloß. Nur daß es nicht auf einem Hügel liegt, sondern in unzugänglicher Tiefe.*

*Das ist die wirkliche Welt.*

*Ich stelle mir vor, wie die Clubmitglieder über uns lachen, wie sehr es sie amüsiert, unsere angestrenzte Geschäftigkeit zu beobachten, unsere krampfhaften Bemühungen um eine kleine Verbesserung unseres Lebens, einen kleinen Steuernachlaß, eine kleine Pension. Natürlich zeigen sie ihr Amüsement nicht nach außen, nicht an der Oberwelt. Sie sind hervorragende Schauspieler und wissen uns mit eindrucksvollen Predigten über Gerechtigkeit und Moral in Bann zu schlagen. Aber hinter ihrer hochtrabenden Rhetorik steckt nichts als die Gier nach Geld und Macht.*

*Dann und wann ereignet sich ein Betriebsunfall. Da stolpert einer der Mächtigen über einen Stein auf dem Grundbesitz, den er sich für einen Pappenstein angeeignet hat, da fällt einem Rechtsanwalt ein Goldsack zweifelhafter Herkunft aus der Hand, da wird plötzlich ruchbar, daß hohe Staatsbeamte noch höhere Bestechungsgelder angenommen haben, um den Ankauf minderwertiger Kampfflugzeuge zu bewilligen, Schulden zu vertuschen und geheime Fonds zu melken, da zeigt sich, daß Präsidenten lügen, daß Könige korrupt und Regierungen verrotten sind.*

*Solche Dinge geschehen rein zufällig, nicht etwa dank eines funktionierenden Kontrollsystems. Eine Bank in Vaduz macht Pleite, ein gekaufter Zeuge irrt sich bei seiner Aussage, ein Polizist nimmt seine Arbeit zu ernst — und für einen kurzen Augenblick erspähen die armen Tölpel, die in der offenen Welt leben, was in der verschlossenen vorgeht. Für eine Sekunde sehen sie die Spitze des Eisbergs.*

*Wo die kleinen Leute schuften und schwitzen, liegen die Jagdgründe der Großen, der dichte Dschungel der Öffentlichen Mittel. Eine verzweifelte Komik wohnt ihnen inne, den redlichen Zwergen, die sich an Leben lang nach Recht und*

*Gesetz richten und damit zur ahnungslosen Beute derer werden, die nur ein einziges Gesetz kennen: sich nicht erwischen zu lassen.*

*Ich hätte diese Zeilen viel lieber optimistisch ausklingen lassen, hätte viel lieber gesagt, daß die Zwerge recht haben, daß ehrlich am längsten währt, daß ein gutes Gewissen das beste Ruhekitzen ist und daß wir hier oben, in der offen zutage liegenden Welt, den Schlaf der Gerechten schlafen dürfen.*

*Aber es will mir nichts dergleichen aus der Feder. Und ich kann den häßlichen Verdacht nicht loswerden, daß auch ich im Grunde nur unter meiner Unfähigkeit leide, die Mitgliedschaft im Club der fröhlichen Unterweltler zu erwerben und das Große Prinzip zu begreifen.*

**B**evor meine Leser fragen, wozu schreibt er denn dann eigentlich, will ich von einigen trostreichen Fällen berichten, in denen mein Bleistift doch etwas erreicht hat.

Erfolgerlebnisse  
eines Bleistifts

Der erste namhafte Erfolg fällt in die Gründerzeit unseres Staates. Damals mußten die Stadtväter ihre Phantasie ganz gehörig strapazieren, um Bezeichnungen für die nagelneuen Straßen zu finden. Zuerst konfiszierte man die Namen der großen zionistischen Gestalten, dann die der kleineren Größen, und als auch die lückenlos an allen Straßenecken prangten, nahm man jeden Namen, der einem in die Hände fiel. So wurde zum Beispiel in einigen bedeutenden Städten Israels die Kishon-Straße eingeweiht, ein Ereignis, das bei meinen Kindern immer noch Herzklopfen hervorruft. Auch ich persönlich will eine gewisse Rührung nicht leugnen. Wohl tut es meiner Freude ein wenig Abbruch, daß die Straßen nach dem biblischen Fluß Kishon benannt sind, der seit Menschengedenken in den Yarden mündet, aber dieses unbedeutende Detail ist nicht jedem bekannt, und ich selbst erzähle es niemandem ...

Ein Gewässer in  
der Bibel wird  
nach mir benannt.

In meiner folgenden Lieblingsgeschichte geht es darum, daß die beste Ehefrau und ich ein Dutzend

Eine raffinierte  
Ausrede für früh-  
zeitige Senilität

Jahre in einer kurzen Tel-Aviver Häuserzeile mit dem langen Namen »Helsingforsstraße« wohnten. Sie wurde nach der damaligen finnischen Hauptstadt benannt, in der der erste Zionistische Kongreß stattfand.

Ich selbst habe von jeher Schwierigkeiten, mir komplizierte Namen zu merken. Angeblich lastet ein Fluch auf unserer Familie, seit einer meiner Großväter leichtsinnigerweise ein Bielazurkevitz-Mädchen geheiratet hat. Es dauerte zwei Jahre, bis ich mir Solschenizyn merken konnte, und bis mir Giscard d'Estaing geläufig war, war er längst nicht mehr Präsident...

Es ist also nur natürlich, daß der Name Helsingfors mir und meinen Gästen chronische Kopfschmerzen bereitete, ganz zu schweigen von den astronomischen Ferngesprächsrechnungen als Resultat des Buchstabierens von H-E-L-S-I-N-G-F-O-R-S ...

Natürlich kann man Helsingfors auch aufschreiben und im Notfall nachlesen, aber so etwas ist immer etwas peinlich und weist leicht auf eine fortschreitende Verkalkung hin. Ich habe darüber eine recht bekannte Geschichte geschrieben, die vor Selbstkritik durchaus nicht haltmacht.

Bemerkung nur  
für Dauerleser, die  
sich unverschäm-  
terweise an diese  
Satire erinnern:  
Würden Sie auch  
einen Konzertsaal  
mit Krach verlas-  
sen, nur weil Sie  
die Symphonie  
schon einmal  
gehört haben?

*Das ganze Malheur wäre nicht geschehen, wenn Sulzbaum sich nicht eingebildet hätte, daß ich der richtige Mann für diesen Posten wäre. Sulzbaum hatte schon seit langem nach einem Mann mit Hirn Ausschau gehalten, nach einem wirklichen Kopf, dem er wirklich vertrauen könnte. Jetzt, nachdem wir einige Zeit verhandelt hatten, machte er eine unmißverständliche Andeutung, daß er sich ernsthaft mit dem Gedanken trug, die Sache in meine Hände zu legen.*

*Als ich ihn an jenem schicksalsträchtigen Abend anrief, ließ er mich wissen, daß er den Abschluß unserer Verhandlungen nun nicht mehr länger hinauszögern wolle und bat mich, ihn sogleich aufzusuchen. Meine Freude läßt sich in Worten gar nicht schildern. Sulzbaum ist immerhin Sulzbaum, das steht außer Zweifel. Ich fragte ihn also ohne weitere Umschweife nach seiner Adresse.*

»Helsingforsstraße 5«, sagte er.

»Fein«, sagte kh. »In ein paar Minuten bin ich bei Ihnen.«

»Ausgezeichnet«, sagte er.

Ich machte mich unverzüglich auf den Weg. Aber schon nach wenigen Schritten stellte sich mir ein Hindernis entgegen, das schwerer zu übersteigen war als eine Barrikade: ich hatte den Straßennamen vergessen. Glatt vergessen. Ich konnte mich nur noch erinnern, daß der erste Buchstabe ein P war.

Rasch entschlossen betrat ich eine Telephonzelle und wollte Sulzbaums Adresse aus dem Telephonbuch heraussuchen.

Es war kein Sulzbaum im Telephonbuch. Um ganz sicher zu gehen, sah ich noch unter Z nach. Es war auch kein Sulzbaum im Telephonbuch.

Wahrscheinlich hat er einen neuen Anschluß, dachte ich. Ein Glück, daß ich mir die Nummer aufgeschrieben hatte. Ich läutete bei ihm an.

»Mir ist etwas Komisches passiert«, sagte ich. »Ich habe den Namen Ihrer Straße vergessen.«

»Helsingfors«, sagte Sulzbaum. »Helsingforsstraße 5.«

»Danke vielmals!«

Durch Schaden gewitzt, wiederholte kh unablässig und leise »Helsingfors.. . Helsingfors.. .«, bis kh endlich, hoch oben im Norden der Stadt, einen Passanten nach der genauen Lage der Straße fragen konnte:

»Entschuldigen Sie bitte, wo ist hier die —«

»Leider«, unterbrach mich der Befragte. »Ich bin selber fremd hier. Ich suche die Uzielstraße.«

»Uzielstraße... Zufällig weiß kh, wo die ist. Geradeaus und dann die zweite rechts.«

»Vielen Dank. Ich bin Ihnen sehr verbunden. Übrigens — wie heißt die Straße, die Sie suchen?«

»Ich? Ich suche... nein, so was!«

Tatsächlich: dieser verdammte Uziel hatte mich meinen eigenen Straßennamen vergessen lassen. Ich erinnerte mich nur noch, daß die Straße mit einem K anfing. Die Nummer war 9 oder 19, das wußte ich nicht mehr so genau.

Es widerstrebte mir, nochmals bei Sulzbaum anzurufen. Sonst hielte er mich vielleicht für einen Jener gedächtnisschwachen Menschen, die imstande sind, Straßennamen zu verges-

sen, auch wenn man sie ihnen zweimal sagt. Ich zermarterte man Hirn nach dem vergessenen Namen. Aber da bestätigte sich wieder einmal die alte Erfahrung, daß ich — wie jeder hoher organisierte Intellekt — ein plötzlich mir aufgezwungenes Problem nicht lösen kann. Unter solchen Umständen tat ich das einzig mögliche: ich setzte mich in ein Kaffeehaus, entspannte mich und wartete auf die fällige Erleuchtung.

Sie kam nicht. Der einzige Straßename, der mir einfiel, war Schmarjahu Leuin (an den ich mich bis dahin niemals hatte erinnern können, weiß der Teufel warum]. Nun wußte ich aber, daß der Name, den ich suchte, nicht Schmarjahu Leuin war. Es war ein ausländischer Name, das schon, und er begann mit einem L. Aber weiter kam ich nicht.

Also läutete ich nochmals bei Sulzbaum an.

»Hallo«, sagte ich. »Ich bin bereits unterwegs. Könnten Sie mir sagen, wie ich am schnellsten zu Ihrem Haus komme?«

»Wo sind Sie jetzt?«

»Ben-fehuda-Straße.«

»Da sind Sie schon ganz in der Nähe. Lassen Sie sich 's uon irgendeinem Passanten zeigen.«

»Mach ich. Und wie buchstabiert man den Straßennamen?«

»So wie man ihn ausspricht. Warum?«

»Ich habe den Eindruck, daß die Leute hier den Namen nicht recht kennen. Es scheint eine neue Straße zu sein.«

»Gar so neu ist sie nicht.«

»Trotzdem. Ein so langer Straßename.. .«

»Wieso? Da gibt es noch viel längere. Die Hohepriester-Matitjahu-Straße zum Beispiel. Oder die Straße der Tore uon Nikanor. Oder die Akiba-Kolnomicerko-Sstraße.«

»Gewiß, gewiß. Aber bei Ihrer Straße verstaucht man sich die Zunge.«

»Kann ich nicht finden. Man gewöhnt sich. Und überhaupt: Warum machen Sie sich plötzlich so uiel Sorgen über einen Straßennamen? Ich warte auf Sie. Kommen Sie oder nkht?«

»Natürlich. In fünf Minuten.«

»Gut.«

Suhbaum legte den Hörer auf, und ich stand in der Zelle. Es waren vielleicht die schwierigsten Augenblicke meines bisherigen Lebens. Die Namen »Hohepriester Matitjahu«, »Tore von Nikanor« und »Akiba Kolnomicerko« hatten sich unauslöschlich in mein Gedächtnis eingegraben, ohne daß ich die geringste Verwendung für sie gehabt hätte.

Eine Weile verstrich, ehe ich mich entschloß, den Hörer abzuheben und meinen Finger in die Drehscheibe zu setzen.

»Sulzbaum«, flüsterte ich, »lieber Sulzbaum. Wie haßt Ihre Straße?«

Sulzbaums Stimme kam mit eisigem Zischen:

»Helsingfors. Vielleicht schreiben Sie skh's auf.«

Ich griff in die Tasche, um meinen Kugelschreiber hervorzuholen, fand aber keinen.

Und bevor ich Sulzbaum noch informieren konnte, daß ich in fünf Minuten bei ihm sein würde, hatte er schon eingehängt.

Diesmal würde ich die Fehler der Vergangenheit nicht wiederholen. Diesmal machte ich's mit der Mnemotechnik. Ich analysierte den Namen Helsingfors. Der erste Teil erinnert an die heutige finnische Hauptstadt Helsinki. Der zweite Teil ist nahezu identisch mit der bekannten amerikanischen Automarke Ford. Und die beiden sind durch ein »g«, den siebenten Buchstaben im Alphabet, miteinander verbunden. Ganz einfach. Helsin(ki)-g-for(d)-s Nummer 5.

Schon war ein Taxi zur Stelle. Ich warf dem Fahrer ein gleichgültiges »Helsingforsstraße 5« hin.

»Helsingforsstraße 5« wiederholte er und gab Gas.

Ich lehnte mich in die Kissen zurück und sinnierte, wie seltsam es doch war, daß ein Mann meines geistigen Kalibers, der sich noch an die entlegensten Antworten längst vergangener Mittelschulprüfungen erinnert, zum Beispiel: »Die Hauptstadt von Dazien hieß Sarmisegetuza« —, daß ein solcher Mann, der fast schon ein Elektronenhirn sein eigen nennt, einen so kindisch einfachen Straßennamen vergessen konnte wie... wie...

»Entschuldigen Sie.« Der Fahrer wandte sich zu mir um. »Wie heißt die Straße?«

Graue Schleier senkten sich über meine Augen. Alles, was mir einfiel, war »Sarmisegetuza«, aber so hieß sie bestimmt

nicht. Ich tat das Nächstliegende und verfluchte den Fahrer. Er schwor, daß er den Namen an der vorigen Ecke noch gewußt hatte.

»Na schön.« Ich fand die Ruhe wieder, die meiner intellektuellen Überlegenheit angemessen war. »Wir wollen versuchen, den Namen zu rekonstruieren. Gehen wir systematisch vor. An was erinnern Sie sich?«

»An nichts«, lautete die unverschämte Antwort des motorisierten Wegelagerers. »Höchstens an die Hausnummer 17}.«

»Konzentrieren Sie sich, Mann! Denken Sie!«

»Seeligbergstraße... Salmanowskistraße... irgend so was. ..«

Plötzlich fiel mir die Mnemotechnik ein. Ich war gerettet. Die Hauptstadt von Norwegen heißt Oslo — in der Mitte kommt ein »g« — und dann der erste Teil dieser berühmten englischen Automarke.

»Oslogrotts-Straße, Sie Vollkretin«, sagte ich mitschneidendem Hohn.

Der Fahrer nickte dankbar, machte eine scharfe Kehrtwendung und sauste nach Süden. An der nächsten Ecke blieb er stehn:

»Tut mir leid. Eine solche Straße gibt es nicht.«

Offen gesagt: Auch ich hatte nicht recht daran geglaubt, daß es sie gäbe. Aber der prompte Start des Fahrers hatte mich wieder unsicher gemacht. Jetzt wußte ich sogar, wo mein Irrtum steckte: es war kein »g« in der Mitte. Oslorolls... Osloroyce. ..

»Was jetzt?« fragte der Fahrer. Tatsächlich, er fragte: » Was jetzt?«

In stummer Verachtung schleuderte ich ihm eine Pfundnote ins Gesicht, sprang aus dem Wagen, eilte federnden Schrittes auf die nächste Telephonzelle zu und läutete bei Sulzbaum an.

»Ich bin sofort bei Ihnen«, beschwichtigte ich ihn. »Aber es ist etwas geradezu Unglaubliches geschehen. Ich — «

»Helsingfors!« brüllte Sulzbaum, daß die Wände der Telephonzelle zitterten. »Helsingfors!! Und Sie brauchen überhaupt nicht mehr zu kommen!!«

Peng. Er hatte eingehängt.

*Na, wenn schon. Kann mir nur recht sein. Mit einem so ordinären Menschen will ich nichts zu tun haben.*

*Ich verließ die Telephonzelle. Sie befand sich unterhalb einer Straßentafel. Sie lag in der Helsingforsstraße.*

*Auch das interessierte mich nicht mehr. Das Schicksal hatte seinen Wahrspruch gefällt. Es war mir nicht bestimmt, für Sulzbaum zu arbeiten.*

*Aber bei den nächsten Magistratswahlen werde ich nicht diese miese Stadtverwaltung wählen. Was soll ich Leute wählen, die so läppische Straßennamen aushecken wie... wie... zum Teufel...*

Als die Geschichte in der Zeitung stand, zeigte die Tel-Aviver Stadtverwaltung unerwarteterweise Sinn für Humor. Feierlich wurde die Helsingfors in »Helsinki-Straße« umgetauft, und ich hatte mein Vertrauen in die göttliche Gerechtigkeit wiedergefunden. Eigenhändig befestigte ich die neuen Straßenschilder an unserem Haus und stellte auf der höchsten Leitersprosse befriedigt fest, daß der Prophet doch noch etwas gilt in der eigenen Stadt...

Mein Bleistift hat aber auch größere Berge versetzt.

Moshe Dayan behauptete immer, er wäre nicht zuletzt durch meine Satire noch kurz vor dem Sechstagekrieg Verteidigungsminister geworden. Das mag sein, stolz gemacht hat mich jedoch ein anderer Fall.

Das Thema wurde publik, als der Jerusalemer Gerichtshof einen praktizierenden Sexologen, der sich auf Vergewaltigung junger Touristinnen spezialisiert hatte, zu weniger als vier Jahren Zuchthaus verurteilte. Das Urteil beinhaltete zwar eine wesentliche Haftverschärfung (Ein-Zimmer-Zelle mit Schwarzweiß-Fernseher und ohne Video), ließ mich aber dennoch nicht ruhen. Schon am nächsten Tage druckte eine Zeitung mein fiktives Interview mit dem Touristinnen-Profi ab.

Warum Finnlands Hauptstadt heute Helsinki heißt.

Den folgenden Dialog können männliche Leser ruhig überspringen. Er beschäftigt sich mit einem weiblichen Problem. So wie zum Beispiel auch schmutzige Männerhemden reine Frauensache sind.

**G**estatten Sie eine Frage, mein Herr. Betätigen Sie sich als Vergewaltiger?»

»Ja.«

»Und warum?»

»Sagen wir, aus natürlicher Neigung. Es macht mir Spaß. Hat mir immer schon Spaß gemacht. Wird außerdem vom Gesetz begünstigt.«

»Das ist mir neu.«

»Mir nicht«

»Vielleicht kommen wir später darauf zurück. Jetzt eine andere Frage. Können Sie unseren Lesern etwas über Ihre Methode verraten?»

»Meine Methode? Die übliche. Schnittiger Wagen. Überlandstraße. Autostopperin. Mitnehmen. Auf einen Seitenweg abbiegen. Einsame Gegend Waldlichtung oder dergleichen. Ein wenig Angst machen. Wenn nötig schlagen oder fesseln. In böswilliger Absicht, wie der juristische Fachausdruck heißt. Vorsätzliche Gewaltanwendung. Manchmal mit Freunden, manchmal allein. Je nachdem. Lesen Sie keine Zeitungen?»

»Und wie reagieren die Frauen?»

»Meistens versuchen sie sich zu wehren. Aber das gehört dazu. Das ist das halbe Vergnügen: den Widerstand brechen. Jung und verschreckt müssen sie sein, das mag ich. Ausländische Besucherinnen sind mir am liebsten.«

»Haben Sie dafür einen bestimmten Grund?»

»Einen sehr bestimmten. Sie verlassen das Land bald darauf und kommen nie wieder. Der Traum des Vergewaltigers. Gilt besonders Jür kleine Engländerinnen. Glauben Sie keinen Verleumdungen. Engländerinnen sind erstklassig.«

»Man sagt, daß die Opfer einer Vergewaltigung dauernden seelischen Schaden davontragen.«

»Würde mich nicht überraschen. Aber es ist nicht meine Sache. Sie können ja zur Polizei gehen und Anzeige erstatten, wenn sie wollen. Wir leben in einem freien Land.«

\*> Werden Anzeigen häufig erstattet?»

»Sehr selten. Sie wissen ja, wie es auf der Polizei zugeht. Warum kommen Sie erst jetzt, wo ist es passiert, wie oft, schildern Sie den genauen Hergang... lauter peinliche Fra-

gen. Wer setzt sich schon gern einer solchen Situation aus. Deshalb schweigen die meisten. Sogar im Spital.«

»Und wenn sie nicht schweigen!<sup>1</sup>«

»Dann nimmt man einen Anwalt. Und läßt vor Gericht die ganze Familie aufmarschieren, die Frau, die Zwillinge...«

»Wollen Sie damit sagen, daß Sie verheiratet sind?«

»Allerdings. Haben Sie etwas dagegen? Notzucht ist in unserem Land längst zu einem Bestandteil des täglichen Lebens geworden. Gewissermaßen eine Art Familienunterhaltung. Sie sollten einmal meine Kinder sehen, wie die sich bei einem Prozeß aufführen. Buh, buh, buh. Auf jeden Fall sage ich dem Richter, daß von Vergewaltigung keine Rede sein kann, eigentlich wollte ich gar nicht, Euer Ehren, aber diese englische Schlampe hat mich provoziert. Wenn ich Glück habe, erscheint sie vor Gericht in einem Minirock und macht auf den Richter einen schlechten Eindruck.«

»Und wenn der Richter sich dem Standpunkt der Klägerin anschließt?«

»Warum sollte er?«

»Weil er gegen Vergewaltigungen ist.«

»Dann bekunde ich Reue. Es tut mir leid, Euer Ehren, es tut mir aufrichtig leid, ich habe meine Selbstbeherrschung verlieren, bitte bedenken Sie, daß ich eine schwere Kindheit hatte, ich komme aus ärmlichen Verhältnissen, ich war sozial unterprivilegiert, ich mußte unter Entbehrungen leiden, und was man eben in solchen Fällen so sagt.«

»Nehmen wir an, daß der Richter sich nicht erweichen läßt«

»Dann bekomme ich schlimmstenfalls drei Jahre und acht Monate Gefängnis. Ein Drittel wird für gutes Betragen abgezogen, ein Drittel für medizinische Behandlung, ein Drittel wird ausgesetzt — übrig bleibt, daß ich mich zweimal monatlich zur psychiatrischen Beobachtung stellen muß. Auch schon was.«

»Und wie erklären Sie sich das alles?«

»Ich sagte es ja schon. Das Gesetz begünstigt Vergewaltigungen.«

»Meinen Sie das im Ernst?«

»Durchaus. Überlegen Sie doch. Wenn man Vergewalti-

*gütigen wirklich hintanhalten wollte, würde man sie mit zwanzig Jahren Kerker bestrafen. Auf Veruntreuung und Fälschung stehen zwölf Jahre. Tätliche Bedrohung mit einem Messer kann einem fünf Jahre einbringen. Aber für dasselbe Vergehen mit Vergewaltigung sieht das Gesetz nicht mehr als drei Jahre acht Monate vor. Es begünstigt Vergewaltigungen. Es anerkennt ihre heilende Wirkung.«*

*»Heilende Wirkung? Wieso?«*

*»Als Ventil für aufgestaute Aggressionstendenzen. Als Entlastung von gesellschaftlichem Druck. Wer vergewaltigt, begeht keinen staatsfeindlichen Akt, nimmt an keiner Demonstration teil, erregt kein Aufsehen. Der Staat weiß das. Deshalb belegt er jede Eintrittskarte ins Kino mit einer fünfzigprozentigen Steuer, aber Vergewaltigung ist steuerfrei.«*

*»Wenn Sie zwanzig Jahre dafür bekämen, würden Sie nicht vergewaltigen?«*

*»Natürlich nicht. Ich bin ja nicht verrückt: zwanzig Jahre für zehn Minuten Vergnügen. Da suche ich mir lieber einen anderen Sport.«*

*»Fußball?«*

*»Zu gefährlich. Unter den gegebenen Umständen bleibe ich schon bei unserem Nationalsport, der Vergewaltigung.«*

**E**s ist kaum zu glauben, aber das Gesetz wurde geändert. Eine Abgeordnete, Mitglied der Knesset, hat meine Satire im Parlament vorgelesen. Der Vorsitzende des obersten Gerichtshofs ließ mir daraufhin eine geharnischte Verwarnung zustellen, mit dem Hinweis, daß eine derartige Verunglimpfung des Gerichts mit fünf Jahren Gefängnis geahndet würde. Lediglich als P. S. fügte er hinzu, daß er soeben gefordert hätte, die Mindeststrafe für Vergewaltigung auf acht Jahre zu erhöhen...

Das Gesetz ist heute noch in Kraft.

Freut mich das? Ja, das tut es. Es nährt in mir die freundliche Illusion von Macht und Einfluß.

Aber es bleibt bei der Illusion. Zwar gibt es Schrift-

steiler, die sich einbilden, das politische Leben zu beeinflussen, nur weil sie von Zeit zu Zeit den Salon eines Ministers mit ihrer Anwesenheit schmücken dürfen. Journalisten sind sogar davon überzeugt, daß die Staatsführung in ihren Händen liegt, aber, unter uns gesagt, Politik wird von den Politikern und von niemand anderem gemacht. Und für die Machthaber zählt nur eine Sorte Menschen: *die Wähler*.

Wie viele Stimmen hat ein Satiriker?

Ungefähr eine. Maximal zwei, gemeinsam mit der besten Ehefrau von allen (obwohl ich da nicht so sicher sein kann, da sie politisch viel extremer denkt). Und auch diese beiden Stimmen verlieren ihren Einfluß spätestens eine Minute nach Schließung der Wahllokale ...

Beschwerde  
eines Wählers  
ohne Wahl

Diese Lebenserfahrung ist in die zweite Satire eingegangen, die in der Knesset verlesen wurde (natürlich von einer Abgeordneten der Opposition und natürlich wieder von einer Frau) — und alles ist beim alten geblieben.

*Es war einmal ein Minister, der, wie das so üblich ist, eines Tages etwas ganz Blödsinniges tat. Das ist zwar, wie gesagt, nicht ungewöhnlich, aber aus unerfindlichen Gründen wurde die Bevölkerung diesmal ungeduldig und forderte seinen Rücktritt. Natürlich war sich der Minister seiner moralischen Belastung für die Parteikollegen durchaus bewußt. Er ersuchte daher den Ministerpräsidenten, ihn angesichts der delikaten Lage nach Übersee zu versetzen, wo er eine Reihe landwirtschaftlicher Projekte aus erziehungspolitischer Sicht überprüfen würde.*

In dieser Geschichte ist jede Ähnlichkeit mit lebenden Politikern rein zufällig. Aber auch eine zufällige Ähnlichkeit ist eine Ähnlichkeit.

*Der Minister verbrachte zwei lange Monate in den weiten Kakteenfeldern von Las Vegas, aber überraschenderweise behielt ihn die Bevölkerung in Erinnerung. Kaum kehrte er zurück, eröffnete die Presse einen Feldzug gegen ihn, der die Vorzüge seiner Frühpensionierung pries.*

*Der Minister nahm es nicht leicht. Er beauftragte einen seiner Sekretäre, alle Zeitungsausschnitte zu sammeln, in denen*

*sein Name erwähnt wurde. Weitere Schritte unternahm er vorläufig nicht.*

*Das aufgebracht Volk veranstaltete eine Massendemonstration vor den Fenstern des Ministeriums. Der Pöbel brüllte aus Leibeskräften: »Großes Tier, verschwind von hier!«*

*Der Minister beugte sich der Stimme des Volkes und übersiedelte mit dem gesamten Stab auf seinen Sommersitz.*

*Aber da brach der Sturm erst richtig los.*

*Die Jugendverbände des Landes taten sich zusammen, führten ihm nach und organisierten einen Fackelzug. In riesigen Lettern sprayten die Demonstranten auf die Mauern: »Geh freiwillig, solange es noch geht!«*

*Der Minister faßte höchstpersönlich einen Entschluß und zog in ein Hotel.*

*setzt griffen die Gewerkschaften zu harten Maßnahmen: man verfügte einen Generalstreik. Am nächsten Tag gab es keinen Strom, kein Gas, kein Wasser, keine Autobusse, keine Kinos und kein gutes Wetter. Nach einer Woche war das Land am Ende. Das Leben wurde unerträglich, federmann bhite, daß die historische Wende in dieser Auseinandersetzung zwischen Minister und Öffentlichkeit kurz bevorstünde ...*

*Da geschah das Unvermeidliche.*

*Am siebenten Tag trat die Öffentlichkeit zurück.*

Die Öffentlichkeit  
hat keinen Grund,  
gekränkt zu sein.  
Ich habe es nicht  
persönlich  
gemeint.

**M**an kann sich die Frage stellen: Wenn ein Sitz in der Regierung so erstrebenswert ist, warum sitzt man dann nicht darauf?

Ich bin *beinahe* draufgesessen.

Erinnert man sich noch an Golda?

Ich jedenfalls werde diese wunderbare alte Dame mit ihrem altmodischen Haarknoten nicht vergessen. Sie war eine melancholische Frau, eine sozialistische Kämpferin, die pausenlos Zigaretten qualmte, Eigenschaften, die ich nicht eben schätze — und doch war ich verliebt in sie wie jeder andere auch. Nicht weil sie Regierungschef war, sondern trotzdem. Sie war die letzte Mohikanerin der legendären Alten Garde, die

den jüdischen Staat ins Leben gerufen hat, und mit ihr ist die Generation der großen Träumer ausgestorben. Geblieben sind die kleinen Realisten.

Ich hielt mich in jenen Tagen in Südtirol auf, verbannt ins Schloß meines Verlegers, um ein Buch über die anderen Schauspieler zu schreiben, »Kein Applaus für Podmanitzki«. Plötzlich klingelte das Telephon unten in der Küche. Golda war am Apparat, direkt aus Jerusalem:

»Shalom, Ephraim, komm sofort zurück«, beschied mir die tiefe Stimme. »Wir brauchen dich im Propagandaministerium«

Ich war ziemlich überrascht Nicht vom Inhalt, doch von der Kürze ihrer Weisung. Aber so war Golda, eine unkomplizierte Frau.

»Nu«, drängte sie mit spürbarer Ungeduld, »in Ordnung?«

»Frau Ministerpräsident«, antwortete ich inmitten der Vorbereitungen für Schluzkrappen, »ich fühle mich hochgeehrt, aber wenn ich mich recht erinnere, haben wir bereits einen Propagandaminister namens Shimon Peres.«

»Gut«, entschied Golda, »dann wirst du eben zunächst sein Stellvertreter.«

»Aber ich bin kein Sozialist, gnädige Frau.«

»Macht nichts. Darüber kannst du später nachdenken. Also, bist du einverstanden?«

»Kann ich bis morgen Bedenkzeit haben?«

»Du kannst. Shalom.«

Sie ließ mich mit vielen Fragen allein. Was mir die alte Dame angeboten hatte, war nichts anderes als die einmalige Gelegenheit, ohne jede weitere Anstrengung Spitzenbürokrat zu werden. Hm ... Große, schwarze Wagen mit Chauffeur, eine hellblonde Sekretärin mit hohen Absätzen und eine dunkelblonde, eine Menge überflüssiger Reisen ins Ausland und als Dreingabe unzählige andere Annehmlichkeiten, über die man gar nicht erst spricht... Wirklich, gar nicht schlecht...

Es gibt viel Gemeinsames zwischen Bühnenschauspielern und ihren Kollegen in der Politik: Beide deklamieren Texte, die jemand anderer geschrieben hat, beide können ohne Applaus nicht leben und beide opfern ihre gesamte Freizeit den Intrigen. Der Unterschied: Politiker treiben ihr Spiel hinter geschlossnem Vorhang.

Ich vertreibe mich aus dem Paradies.

Jeder Schriftsteller  
flirtet irgendwann  
einmal mit der  
Politik, und jeder  
Politiker träumt  
davon, ein Buch zu  
schreiben. Der  
Politiker hat es  
leichter:  
Der Schriftsteller  
schreibt ihm sein  
Buch.

Vielleicht wäre ich als Propagandaminister sogar recht erfolgreich geworden. Meine langjährige Journalistentätigkeit war die beste Voraussetzung dafür und auch der Grund für Golda, mir den Job anzubieten.

Als am nächsten Morgen das Telefon wieder klingelte, hatte ich mich jedoch anders entschieden:

»Ich kann nicht, Frau Ministerpräsident«, gab ich zu bedenken. »Ich bin doch Schriftsteller und nicht Politiker.«

»Dummkopf, deswegen habe ich dich ja berufen!«

»Es tut mir wirklich leid ...«

»Na gut. Bleib trotzdem gesund.«

So habe ich die große Chance verspielt, dem exklusiven Club der Privilegierten beizutreten. Auch bei späteren Gelegenheiten weigerte ich mich aufzusteigen. Ich leide unter Höhenangst. Darüber hinaus fehlt mir auch jede politische Motivation, denn gegen Ideologien jeder Couleur war ich immer schon immun: für die Konservativen bin ich zu alt und für die soziale Gleichschaltung sind meine Auflagen zu hoch. Was bliebe mir noch? Für Anarchisten bin ich zu unsportlich, und Kommunist war ich schon einmal.

Nicht jeder nimmt es mit seiner Wellanschauung so genau. Wie elastisch politische Ideologien manchmal sein können, zeigt die nächste Geschichte. Die Idee dazu kam mir, als ein verschlafener Kellner ein Glas portugiesischen Portwein, Jahrgang '72, in meinen Kragen goß. Das passierte in dem kleinen griechischen Restaurant, in dem jeden Samstag unsere politische Elite, zusammengepfercht an groben Holztischen, ihr Mittagsmahl einnimmt.

Der rote fleck ging in der Reinigung heraus, die Geschichte, die aus meiner Feder floß, ist geblieben.

Die unabsehbaren  
Folgen von  
Alkoholmißbrauch

*Bis zu den letzten Wahlen, die den rechtsgerichteten konservativen Block an die Macht brachten, galt der Knesset-Abgeordnete Elieser Gurnischt als zuverlässiger, ja geradezu unerschütterlicher Parteigänger. Daß seine konservative Hai-*

tung der Öffentlichkeit kaum bekannt war, hatte einen einfachen Grund: er selbst war nämlich der Öffentlichkeit kaum bekannt. Selbst im politischen Bereich gab es nur wenige, die von seiner Existenz wußten. Ein einziges Mal hatte er sich in der Knesset zu Wort gemeldet und eine längere Rede gegen die allgemeine nationale Indifferenz gehalten, aber der Zufall wollte es, daß sich das Haus gerade zu dieser Zeit leerte, sogar der Parlamentssprecher ging hinaus, um eine Zigarette zu rauchen, und die Fernsehtechniker befanden sich noch immer im Streik.

Als Gurnischt am folgenden Tag im Parteihaus der Konservativen erschien — wie immer äußerst korrekt gekleidet, dunkler Anzug, weißes Hemd, diskrete Krawatte, ganz im Stil seiner verehrten Parteiführer —, hatte er das Pech, daß ihn der Generalsekretär der Partei bemerkte. »Wer ist das?« fragte er seinen Gesprächspartner. »Einer unserer Abgeordneten«, lautete die Antwort. »Sitzt seit sieben Legislaturperioden in der Knesset. Mehr weiß man nicht von ihm.«

Gurnischt, bisher auf Rang 43 der Wahlliste der Konservativen, wurde für die nächsten Wahlen auf Rang 11 abgeschoben. Das Ende seiner politischen Laufbahn schien gekommen.

Und dann passierte die Sache mit der Suppe.

Sie passierte eines Samstags in einem Restaurant, wo Gurnischt mit einigen Gefährten aus der untersten Parteischublade am Abendessen einnahm. Alle, wie sie dasaßen und ihre Hühnersuppe löffelten, zeigten sich höchst besorgt über die jüngste demoskopische Umfrage, der zufolge die Chancen der regierenden Arbeiterpartei ständig wuchsen.

Um das Thema zu wechseln, richtete einer aus der Tischrunde an Gurnischt die Frage, ob auch er ein Bankkonto in der Schweiz unterhalte. Gurnischt erschrak so heftig, daß ihm der Löffel aus der Hand und in den Teller fiel, wo er ihm eine kleinere Portion Hühnersuppe, garniert mit einigen Nudeln, auf die makellose Krawatte spritzte. Seine Versuche, dem Malheur durch Reiben mit der Serviette beizukommen, hatten lediglich zur Folge, daß der Beck sich immer mehr ausbreitete. Gurnischt gab auf, entledigte sich der Krawatte,

*steckte sie in die Tasche und öffnete aus Bequemlichkeitsgründen den obersten Knopf seines weißen Hemds. Dann fuhr er fort seine Suppe zu löffeln und zwischendurch feindselige Bemerkungen über die Sozialisten zu machen.*

*In diesem Augenblick öffnete sich die Türe. Jakov Slutschkovsky, Mitglied der Knesset und Säule der Arbeiterpartei, betrat das Restaurant, gefolgt von seiner ständigen Entourage und einigen Journalisten. Während er nach einem freien Tisch Ausschau hielt, fiel sein Blick auf den offenen Hemdkragen, der zu Elteser Gurnischts weißem Hemd gehörte und aus den bürgerlichen Krawatten ringsum wie ein Leuchtfeuer hervorschien.*

*Slutschkovsky, Routinier und Ränkeschmied der er war, nahm sofort Witterung. Ein Mann der Rechten mit offenem Hemd, dem traditionellen Habitus der Sozis — was hatte das zu bedeuten? fragte er zuerst sich und dann seine Gefolgschaft.*

*Vielleicht sei dieser Gurnischt gar nicht so konservativ, wie man glaubte, meinte einer.*

*Ein anderer vertrat die Ansicht, daß die Konservativen sich volkstümlich geben wollten.*

*»Nichts von alledem«, entschied Slutschkovsky. »Die Rechte wird nervös, das ist es. Wir müssen ihre Nervosität weiter anheizen.«*

*Und er schritt geradewegs auf Gurnischt zu, um ihm mit einem leutseligen »Wie geht's denn immer, mein lieber Gurschnik?« kameradschaftlich die Hand zu schütteln.*

*Die am Tisch Sitzenden glotzten. Sie konnten sich Sinn und Ursache dieser plötzlichen Freundschaftsdemonstration nicht erklären.*

*Gurnischt, der das ebensowenig konnte, beschränkte sich auf ein undurchdringliches Lächeln.*

*Zu Hause angelangt, übergab er seiner Frau die fleckige Krawatte.*

*»Stille Wasser sind tief«, sagte er geheimnisvoll.*

*»Und du hast zwei linke Hände«, sagte seine Frau.*

*Es waren nicht nur seine Hände, die mit dem Begriff »links« in Zusammenhang gebracht wurden. Am nächsten Mor-*

agn — die anwesenden Journalisten hatten daßr gesorgt — las man in der Presse von einer beginnenden Annäherung der Ltnkskoalition an den vom Abgeordneten Gurnischt geßhrten Flügel der Nationalen. Prompt wurde Gurnischt daraufhin vom Generalsekretär seiner Partei zu einem Gespräch eingeladen — übrigens das erstemal seit der Staatsgründung, daß er überhaupt von jemandem eingeladen wurde. Was es mit diesen Kontakten nach links auf sich hätte, wollte der Generalsekretär wissen.

»Ich bitte Sie«, replizierte Gurnischt ironisch, »welche Kontakte kann ein Kandidat mit der Wahllistennummer 77 schon haben?«

»Soll das heißen, daß Sie Ihren Platz auf unserer Wahlliste für aussichtslos halten?«

»Jawohl, genau das soll es heißen!«

In einem plötzlichen Anfall von Selbstbehauptung machte sich Gurnischt Luft: über die Unfähigkeit der Parteiführung, über die interne Cliqueswirtschaft und über all die vielen Mängel und Fehler, die es nicht gäbe, wenn Männer wie er auf der Wahlliste am richtigen Platz stünden. Der Generalsekretär wackelte betreten mit dem Kopf Er werde sehen, was sich da machen ließe, sagte er.

Als nächstes rief die Säule Slutschkovsky an und schlug eine private Zusammenkunft vor. Sie fand im Säulenheim statt, unter allen Anzeichen wichtigtuerischer Geheimhaltung und betont formlos. Gurnischt erschien in Leinenhosen und offenem Sommerhemd, was sein Gastgeber mit sichtlicher Befriedigung zur Kenntnis nahm.

»Wir haben Ihre Integrität seit jeher bewundert, lieber Gurnischik«, stellte er einleitend fest. »Und wir respektieren Ihre ideologisch-pragmatische Einstellung zu den Problemen der arbeitenden Bevölkerung.«

Es war, wie man so sagt, ein konstruktives Gespräch von Anfang an. In freundschaftlichem Klima, wie man so sagt.

»Ich war immer ein sozial denkender Mensch«, betonte Gurnischt. »Fragen Sie unsere Putzfrau.«

Auch seiner Wertschätzung für den Führer der Arbeiterpartei gab er beredten Ausdruck. Gewiß, er stimme nicht in

allen Punkten mit ihm überein — aber man müsse ihm lassen, daß er eine bedeutende Persönlichkeit sei. »Es wäre durchaus denkbar, daß ich aus dieser Tatsache unter Umständen auch politische Konsequenzen ziehe«, schloß er.

Slutsch, wie seine Freunde ihn nannten, berichtete am nächsten Tag der Parteizentrale, daß man hier vielleicht eine Breche in den Rechtsblock schlagen könnte.

»Schlagen Sie«, sagte die Zentrale.

Der Generalsekretär der Konservativen bekam Wind von der Sache, berief Gurnischt zu sich und bot ihm den 57. Platz auf der Wahlliste an, als Gegenleistung für eine eindeutige Erklärung in den Massenmedien, mit der Gurnischt allen Gerüchten über seinen Flirt mit der Arbeiterpartei und über die Bildung einer nach links tendierenden Splittergruppe ein für allemal ein Ende setzen sollte.

»Es ist mein heiliger Grundsatz, daß man seine Überzeugung nicht um eines persönlichen Vorteils willen aufgeben darf«, ließ Gurnischt sich vernehmen.

»Etwas anderes« — und mit diesen Worten entließ ihn der Generalsekretär — »haben wir von einem Mann, der auf unserer Wahlliste den 40. Platz innehat, auch nicht erwartet.«

Unterdessen beschäftigten sich die Zeitungen immer ausführlicher mit der Geheimsitzung im Hause Slutschkovskys. Überschriften wie: »Spaltet Gurnischt die Konservativen?« oder: »Gurnischt auf Zickzackkurs nach links« veranlaßten schließlich die Parteiführung, dem Unbotmäßigen ein geharnischtes Ultimatum zu stellen: »Entweder«, so hieß es, »brechen Sie Ihre Kontakte zur Linkskoalition ab oder wir müßten Ihnen Platz 22 auf unserer Wahlliste wieder entziehen.«

Jetzt endlich besann sich Gurnischt auf seine Parteidisziplin. Was ihm jedoch nicht hinderte, weiterhin mit offenem Hemdkragen in der Öffentlichkeit zu erscheinen und seinem Freund Slutschkovsky, wenn er ihm in einem Restaurant oder sonstwo begegnete, herzlich zuzuwinken. Seine politische Zukunft scheint in jedem Fall gesichert.

Es dürfte allerdings der erste Fall in der Geschichte des Parlamentarismus sein, daß eine Persönlichkeit des politischen Lebens unter der Einwirkung von Hühnersuppe Sozialist wurde.

Und es ist, glaube ich, auch der erste Fall, daß ein verschlafener Kellner und ein Glas Portwein politische Satire geschrieben haben.

Doch der Titel dieses Buches verpflichtet nicht, einigermaßen bei der Wahrheit zu bleiben.

Es waren nicht Verachtung für politischen Zynismus, nicht mangelnde Begeisterung für irgendwelche Ideologien und auch nicht die Scheu vor der Verantwortung, die mich hinderten ein hohes Tier zu werden. Der Grund war meine chronische Angst vor den eigenen Journalistenkollegen. Vor meinem inneren Auge paradierten bereits die Schlagzeilen: »Witzbold in die Regierung« oder »Staatspropaganda zum Lachen« oder »Der Herr Minister mit der Narrenkappe ...«

Übungen in Verfolgungswahn

*Nein.* Zu diesem Spießbrutenmarathon hatte ich wirklich keine Lust. Also bin ich privater Humorist geblieben, mit grauhaariger Sekretärin in Kneippsandalen. Ich habe es bis heute nicht bereut.

Auch meine wohlfundierten Ansichten über die heutige Presse haben sich leider bestätigt. Obwohl ich selbst mit meiner 33 Jahre alten satirischen Zeitungskolumne in der Tel-Aviver Tageszeitung »Maariv« dazugehöre. Aber das trübt meinen Blick keineswegs für die Praktiken des gnadenlosen Catch-as-catch-can der Sensationen, den manche Zeitungen Tag für Tag um steigende Auflagen ausfechten.

Meine wohlbekannte Aversion gegen hohe Auflagen

Wollte ich alle meine Interviews, die rund um den Erdball erschienen sind, ohne daß ich ein einziges Wort dazu gesagt habe, in einer Sonderschau zeigen, müßte ich dafür mindestens einen Konzertsaal mieten. Eines schönen Tages riß mir dann tatsächlich die Geduld: Wutentbrannt rief ich den Redakteur einer großen schweizerischen Tageszeitung an:

»Wie können Sie sich unterstehen, Herr«, brüllte ich ins Telefon, »Interviews zu drucken, die ich niemals gegeben habe?«

»Lieber Herr Kishon«, beschwichtigte er mich äußerst zuvorkommend, »wir wollten Ihre kostbare Zeit nicht stehlen. Es war nicht persönlich gemeint.«

Ich nehme es auch nicht persönlich. Starfotografen, die Nacktfotos von Jacqueline Kennedy und der schwangeren Kronprinzessin von England schießen, Redakteure, die fotogene Selbstmordkandidaten bitten zu warten, bis ihre Reporter eintreffen, brauchen mich wirklich nicht persönlich für ein Exklusivinterview mit mir.

Die Sache hat, wenn man es recht betrachtet, doch ihr Gutes. Ein Interview, in dem der Journalist sowohl seine Fragen stellt als auch meine Antworten gibt, mag viel besser gelingen als ein sogenanntes Exklusivinterview, bei dem ich nur störe. In diesem Sinne überließ ich die Rache wieder einmal meinem erfahrenen Bleistift.

### *Das Interview, wie es stattfand*

**S**chalom, Herr Tola'at Shani. Entschuldigen Sie, mein Name ist Ben. Man hat mich von der Redaktion hergeschickt. Zu Ihnen. Das heißt, für ein Interview.«

»Nehmen Sie Platz, mein Junge. Ich bin bereit.«

»Keine schlechte Bude, die Sie da haben. Höchste Klasse. Mein Ehrenwort. Unterkellert?«

»Soviel ich weiß, ja.«

»Und mit Vorgarten. Solche Hütten sind besonders teuer, nicht wahr?«

»Allerdings.«

»Ja, also. Wie gesagt. Ich soll Sie über den historischen Roman interviewen, den Sie geschrieben haben. Sie haben ihn doch geschrieben, wie?«

»Ich habe das Werk soeben fertiggestellt.«

»Großartig. Also Sie sind fertig damit. Wie heißt es?«

»Du bist aus Staub.«

»Wenn Sie wollen, können wir uns auch duzen. Servus!«

»Es ist der Titel meines neuen Buchs.«

»Ach so. Wird bestimmt ein kolossaler Bombenerfolg. Wie alle Ihre Bücher. Sie schreiben ja lauter kolossale Bombenerfolge.«

»Ich tue mein Bestes. Ob es mir glückt, haben die Leser zu beurteilen.«

»Goldene Worte. Und warum, Herr Tola'at Shani, haben Sie diesen Staub, also diesen Roman oder was es ist, ich meine, warum haben Sie das Buch geschrieben? Gerade jetzt?«

»Bitte drücken Sie sich etwas präziser aus, mein Junge.«

»Okay. Mir kann's recht sein. Macht keinen Unterschied für mich. Ich meine, was ich wissen will: wovon handelt das Zeug?«

»Wenn ich Sie richtig verstehe, wollen Sie die Story meiner jüngsten Schöpfung kennenlernen.«

»Die Story, ganz richtig. Hab ich ja gesagt.«

»Vielleicht sollten Sie sich Notizen machen, lieber Freund.«

»Brauch ich nicht. Ich behalt's im Kopf Alles. Auch die Story. Was ist die Story?«

»Mein Roman läßt ein Panorama menschlicher Schwächen und Leidenschaften erstehen. Er spielt im Zweiten Weltkrieg. Sein Held ist ein Soldat der jüdischen Brigade in der britischen Armee. Die junge Tochter des Bürgermeisters einer kleinen süditalienischen Stadt verliebt sich in ihn...«

»Weil Sie >Soldat< sagen — da kommen doch bestimmt ein paar Masse Keilereien vor, nicht?«

»Wie bitte?«

»Keilereien. Ich meine Kämpfe.«

»Nun ja, ich beschreibe auch einige Kampfhandlungen, aber mehr nebenbei. In der Hauptsache geht es um den inneren Konflikt, den der grausame Krieg in der Seele unseres Soldaten auslöst.«

»Was heißt das — unseres Soldaten? Wessen Soldat ist er?«

»Der Soldat des Romans.«

»Das sollten Sie deutlich sagen. Also was ist los mit ihm?«

»In der Brust dieses Soldaten tobt an Kampf zwischen seinem glühenden Patriotismus und seinen Haßgefühlen gegen die Unmenschlichkeit des Kriegs.«

»Wer gewinnt? Und was ist das für ein Bild?«

»Welches Bild?«

»Das an der Wand dort drüben.«  
 »Das ist kein Bild, junger Mann. Das ist mein Diplom.«  
 »Diplom. Sehr gut. Ein Diplom für was? Macht nichts. Also Ihr Buch über Italien ist eine wahre Geschichte.«  
 »In gewissem Sinn. Die Szenerie ist authentisch, aber die Story als solche ist eine thematische Variation der >Antigone< von Sophokles.«  
 »Wovon?«  
 »Sophokles. Ein griechischer Tragödienschreiber.«  
 »Kenn ich. Da haben Sie ganz recht. Aber Sie sagten vorhin etwas gegen den Krieg... anti...«  
 »Antigone war die Tochter des Königs Oedipus.«  
 »Natürlich. Das ist der mit der Psychoanalyse. Nicht schlecht. Also das ist Ihre Story, sagen Sie.«  
 »Die Handlung selbst hat notwendigerweise lokalen Charakter. Aber ihre Botschaft ist universell. Eine Art Bestandsaufnahme unseres Zeitalters. Sollten Sie nicht doch ein paar Notizen machen, lieber Freund?«  
 »Wozu? Ich merk mir alles. Machen Sie sich keine Sorgen. Was noch? Ja, richtig, ich habe diese Frage noch zu Hause vorbereitet: Sind Sie außer sich vor Freude?«  
 »Worüber?«  
 »Wenn einer etwas fertig geschrieben hat, muß er doch vor Freude außer sich sein. Mensch, Sie sind doch außer sich, nicht war?«  
 »Hm. Vielleicht.«

#### *Das Interview, wie es erschien*

»MENSCH, ICH BIN AUSSER MIR VOR FREUDE!«  
 SAGT DER AUTOR DES ROMANS »DER STAUBSAUGER« IN EINEM EXKLUSIVINTERVIEW.

*Der bekannte Schriftsteller Tola'at Shani empfing mich in seinem Heim zu einem Exklusivinterview. Anlaß war das Erscheinen seines neuen Romans, dem der Autor einen kolossalen Bombenerfolg prophezeit.*

*Ich sitze dem Dichter in seinem geschmackvoll möblierten Studio gegenüber und betrachte sein scharfgeschnittenes Profil, die hagere Gestalt, die schmalen, nervösen Finger. Durch das*

*fenster hat man einen guten Blick auf die umliegenden Häuser. Es ist später Nachmittag.*

*Tola'at Shani: »Wiegefällt Ihnen man Haus?«*

*Ich: »Es ist wohnlich.«*

*T. Sh.: (stolz) »Es hat einen eigenen Vorgarten, dreieinhalb Zimmer und fließendes Wasser. Solche Häuser sind sehr, sehr teuer.«*

*Ich: »Darf ich Sie nach der Story Ihres neuen Romans fragen?«*

*T. Sh.: »Abergerne. Bitte sehr. Also die Story. Da ist dieser Major der Jüdischen Brigade, denn die Geschichte spielt auswärts, an einem Sonntag, und es gibt eine Menge von Schießereien und sonstigen Zusammenstößen, kurz und gut, ein fächerliches Durcheinander, und diese junge Tochter in der italienischen Stadt, eine Figur, also klassisch, wie ein Filmstar, und die hat ein Verhältnis mit einem Jungen, einem Schriftsteller, der immer vor sich hinträumt, ein Tagträumer sozusagen, ein Trautänzer...«*

*Ich: »Einer unserer Soldaten, nicht wahr?«*

*T. Sh.: »Richtig. Zu Hause geht er noch auf die Universität, der Soldat und studiert alles mögliche. Aber jetzt, als Soldat, gerät er in einen Konflikt, also in einen Rivalitätskampf um dieses Mädchen. Sie heißt Shula ...«*

*Ich: »Einen Augenblick, lieber Freund. Shula, das klingt wie eine griechische Tragödie.«*

*T. Sh.: »Stimmt. Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen. Und dieses Mädchen, wie heißt sie gleich, ist gegen den Krieg und ist verrückt nach .. . ach .. .«*

*Ich: »Oedipus?«*

*T. Sh.: »Genau. Ich habe das so konstruiert, um den Komplex direkt aus der Tragödie von Sypholux herauszuarbeiten. Vielleicht hätte ich Ihnen sagen sollen, daß unser Soldat ein wenig zur anderen Fakultät tendiert, Sie verstehen mich. Aber er zeigt es nicht. Es ist übrigens eine wahre Geschichte.«*

*Ich: »Könnte man sagen, daß es sich um eine Bilanz des Atomzeitalters handelt?«*

*T. Sh.: »Sieglauben?«*

*Ich: »Unbedingt.«*

*T. Sh.: »Na schön. Ich pflege nicht um den heißen Brei her-*

*umzureden, wissen Sie. Dort drüben an der Wand hängt mein Dipbm.«*

*Ich: »Großartig, Tola'at Shani.«*

*T. Sh.: »Diplome bekommt man nicht nur so, das wissen Sie ja sicherlich.«*

*Ich: »Noch eine letzte Frage: Sind Sie froh, daß Sie mit dem >Staubsauger< fertig geworden sind?«*

*T. Sh.: »Froh?Mensch, ich bin außer mir vor Freude!«*

Ein solches Interview im Steinzeitstil hat für den vielversprechenden jungen Journalisten zwei unschätzbare Vorteile: erstens ruft es Brechreiz vor der lächerlichen Anmaßung des befragten Erfolgsmenschen hervor und zweitens und vor allem ist der Interviewer der Held des Tages, ein Vollprofi, der das wahre Gesicht des Staubsaugertyps gezeigt hat.

Der Schriftsteller selbst hat zwei unterschiedliche Möglichkeiten der Reaktion in der Öffentlichkeit: Entweder schweigt er, oder er hält den Mund. Ich ziehe im allgemeinen eine dritte Lösung vor: ich spreche nicht darüber. Ich leiste schon lange keinen nennenswerten Widerstand mehr, da ich am eigenen Leib erfahren habe, daß gegen Schnupfen und die freie Presse kein Kraut gewachsen ist.

Meine  
bedingungslose  
Kapitulation

Wäre ich dieser Einsicht treu geblieben, hätte ich mir vor kurzem eine große Unannehmlichkeit erspart.

Die Affäre begann mit einer harmlosen Satire nach einer wahren Begebenheit. Ein netter, kleiner Journalist, ein blutjunger Anfänger, hatte in Linz ein Interview mit mir gemacht. Die Satire nannte ich originellerweise »Unzertorte«.

*Linz ist eine wohlbekannte österreichische Stadt — soviel Licht weiß, die drittgrößte des Landes — und sie übertrifft alle übrigen Städte Österreichs vor allem dadurch, daß sie Linz heißt und nicht anders.*

*Linz besteht aus etlichen Straßen, Plätzen, Häusern, Ge-*

*Schäften und was man eben sonst noch in einer außerordentlich sympathischen Stadt dieser Größe anzutreffen erwartet.*

*Außerdem besitzt Linz mindestens eine eigene Zeitung.*

*Und da liegt der Hund begraben.*

*Vor einiger Zeit wurde ich nämlich eingeladen, in Linzer Kulturkreisen einen Vortrag über Israel zu halten, über die schöne Landschaft, die heiligen Stätten und über die traditionsreiche israelische Inflation.*

*Etwa eine Stunde vor Veranstaltungsbeginn tauchte ein junger Mann in meinem Hotel auf. Er stellte sich als Bericht-erstatte der bedeutendsten Linzer Gazette vor, präsentierte mir ein offizielles Schreiben seiner Heimatgemeinde sowie eine erschreckend lange Liste vorbereiteter Stichwörter.*

*»Ist das Ihr erster Besuch in Linz?« begann er das Interview.*

*»Ja.«*

*»Warum?«*

*Ich stockte. Ich war noch nicht dazu gekommen, mich mit dieser Problematik richtig auseinanderzusetzen. Man konnte fast sagen, daß ich auf die Frage nicht genügend vorbereitet war.*

*»Nun ja«, murmelte ich schließlich, »ich muß zugeben, daß ich noch nie in Linz war. Aber jetzt bin ich sehr froh, sagen zu dürfen, daß ich hier bin.«*

*»Werden Sie Linz wieder besuchen?«*

*»Höchstwahrscheinlich.«*

*Mein junger Mann war sichtlich erbaut, dies zu hören, denn, so versicherte er mir, Linz wäre eine der schönsten Städte der Welt. In diesem Zusammenhang wollte er wissen, was ich von Linz halte.*

*»Linz ist schön«, versicherte ich ihm.*

*Dem leicht beleidigten Gesichtsausdruck des jungen Redakteurs konnte ich entnehmen, daß ihn die Antwort nicht restlos befriedigte.*

*»Linz«, fuhr ich rasch fort, »ist sicherlich eine der schönsten Städte der Welt.«*

*»Darf ich Sie zitieren?«*

*»Natürlich.«*

*Mein erster Kontakt mit Linz hatte eigentlich erst spät am Abend zuvor stattgefunden. Was ich also bis dato von Linz wahrnehmen konnte, war eine Reihe funktionstüchtiger Straßenverkehrsampeln, ein verschlafener Hotelpartier sowie einige jugoslawische Zimmermädchen. Aber warum sollte ich die Gefühle eines vielversprechenden Jungen Reporters verletzen? Vielleicht ist Linz tatsächlich eine hübsche Stadt, wer kann das schon wissen?*

*»Was sind Ihre nächsten Zukunftspläne?« fragte mich der junge Berichtersteller originellerweise.*

*»Ich habe die Absicht, eine Komödie zu schreiben.«*

*»Über Linz?«*

*»Ich fürchte, nicht.«*

*»Warum nicht?«*

*Ich stockte zum zweiten Mal. Man sollte wirklich ohne Vorbereitung keine Interviews geben.*

*»Darf ich Sie fragen«, erkundigte sich der Reporter, »ob Sie schon unsere Industrieanlagen besichtigt haben?«*

*»Noch nicht.«*

*»Die müssen Sie unbedingt sehen. Der Anblick ist überwältigend. Sie werden begeistert sein, außerdem wäre das ein faszinierender Hintergrund für Ihr neues Stück.«*

*»Ohne Zweifel.«*

*»Wo beabsichtigen Sie Ihr Stück über Linz zu schreiben?«*

*»Ich habe mich noch nicht entschieden.«*

*»Hier in Linz?«*

*»Vielleicht. Lassen wir das vorläufig offen.«*

*»Bitte sehr. Sie werden sowieso keinen geeigneteren Ort finden. Sehen Sie sich doch nur einmal unsere wunderschönen Hauptstraßen an. Haben Sie schon einmal Hauptstraßen gesehen, die gerader sind?«*

*Meine Lage wurde zusehends heikler.*

*»Sehr verlockend, diese Hauptstraßen, aber, um die Wahrheit zu sagen, ich möchte ganz gern nach Hause zu meiner Familie«, sagte ich dem jungen Mann, der, so schien es mir, ein echter Linzer war.*

*»Warum bringen Sie dann Ihre Familie nicht hierher?« fragte der Lokalreporter. »Linz ist weltberühmt für seine Gastfreundschaft. Wann kommt Ihre Familie nach Linz?«*

*Ich senkte meinen Blick.*

*»Das steht noch nicht endgültig fest. Meine Söhne sind noch in der israelischen Armee, wenn Sie wissen, was ich meine, und ich glaube nicht, daß man ihnen für einen Linz-Besuch Urlaub geben würde.«*

*»Ich bin da völlig sicher«, gab der Reporter seiner Meinung Ausdruck, »Sie müssen dem Armeekommandanten nur erzählen, was Linz für eine großartige Stadt ist, mit diesen vielen Häusern, Straßen und den anderen Sehenswürdigkeiten. Sie werden sehen, daß er nachgeben wird. Schließlich kommen Menschen aus der ganzen Welt nach Linz und bleiben ihr Leben lang hier. Manche sogar noch länger.«*

*Ich blickte auf meine Uhr.*

*Der junge Mann sah inzwischen die Liste seiner Stichwörter durch, um sicherzugehen, daß er keine Fragen ausließ.*

*»Was«, fragte er mich sodann, »was hat Ihnen an Linz bisher am besten gefallen?«*

*»Alles«, erwiderte ich. »Linz ist Linz.«*

*»Inwiefern?«*

*»Nun ja«, riß ich mich zusammen, »erstens bin ich begeistert von diesen schnurgeraden Hauptstraßen. Dann kann ich nicht leugnen, daß mich Ihre grandiosen Industrieanlagen überwältigt haben. Und vollends hingerissen bin ich von der weltberühmten Linzer Gastfreundschaft.«*

*Der Berichterstatter strahlte übers ganze Gesicht.*

*»Danke«, stieß er errötend hervor. »Darf ich das zitieren?«*

*»Bedienen Sie sich.«*

*Der junge Mann kramte seine Notizen zusammen.*

*»Es scheint mir«, sagte er, »daß Sie sehr viel in der Welt herumgekommen sind. Darf ich Ihnen in diesem Zusammenhang eine ganz persönliche Frage stellen?«*

*»Bitteschön.«*

*»Welche von den vielen Städten, die Sie bisher besuchten, hat auf Sie den allerstärksten Eindruck gemacht?«*

*»Eine interessante Frage«, gab ich zu, »lassen Sie mich einmal nachdenken.«*

*»Bitte, nehmen Sie sich Zeit«, flüsterte der junge Reporter aus Linz in atemloser Spannung. »Welche Stadt ... ist <dso... die großartigste.. .«*

»Meiner persönlichen Meinung nach«, äußerte ich mich, »so gibt es, was Städte betrifft, sicherlich eine Stadt, die alle anderen Städte der Welt übertrifft, was das essentiell Städtische betrifft.«

»Wie... heißt... diese Stadt?«

»Linz.«

Der junge Mann atmete hörbar erleichtert auf, schneuzte sich gerührt, dankte mir überschwenglich und stolperte zur Tür.

Dort wandte er sich noch einmal um und sagte mit bebender Stimme:

»Ich habe es geahnt. Natürlich, Linz! Gott sei mein Zeuge, ich habe es geahnt.. .«

Tags darauf, nachdem ich meinen Vortrag über die Schönheiten Jerusalems, des Berges Carmel und der Inflation Tel Auivs abgeliefert hatte, flog ich heim.

Auf meinem Schreibtisch erwartete mich ein Telegramm aus Linzer Kulturkreisen.

»Bezugnehmend auf Zeitungsinterview sind entzückt über Liebe und Bewunderung unserer herrlichen Linzerstadt Stop Dankedanke Stop Erwarten umgehend Besuch zwecks Verleihung von Medaille.«

»Es gibt viele Städte auf der Welt«, kabelte ich zurück, »aber nur ein Linz.«

»Erwarten ehebaldigst Auskunft«, kam postwendend die Antwort, »womöglich mit Familie.«

So ist es also. Wahre Liebe hat ihre eigenen Gesetze. »Linz, Linz nur du allein«, sagte auch der Dichter, wenn ich mich nicht irre.

Auf jeden Fall werde ich eventuell in Zukunft weniger Interviews geben.

Die Geschichte war zuerst in »Penthouse«, dem Magazin der Literaturfreunde, erschienen und hatte allgemein eine gute Resonanz gefunden. Eine Woche später bat mich ein Redakteur der erfolgreichen österreichischen Monatszeitschrift »Wiener« mit ausge-

suchter Höflichkeit um Erlaubnis, diese treffende Humoreske nachzudrucken.

Ich willigte ein. Warum auch nicht.

Der nächste Anruf kam von der Israelischen Botschaft in Wien:

»Um Gottes willen, Ephraim, was hast du uns angetan?«

Es dauerte eine Weile, bis ich in Erfahrung brachte, was ich denn eigentlich verbrochen haben sollte. Der zuvorkommende Redakteur des »Wiener« hatte nämlich aus meiner Geschichte über den Presseneuling jede positive Bemerkung über die Stadt Linz gestrichen und sie unter dem zugkräftigen Titel »Linz ist das Letzte/ Reimt sich Linz wirklich nur zufällig auf Provinz?« in sein Blatt gesetzt...

Um ganz sicher zu gehen, hatte man auch im Inhaltsverzeichnis nochmals kräftig zugelangt: »Ephraim Kishon beschimpft die Stahlstadt!« Auf der Titelseite hingegen verkündeten Riesenlettern, daß ich im Inneren des Blattes die ober-österreichische Landeshauptstadt fertigmachen würde. Doch damit nicht genug: Der Zuvorkommende ließ eben dieses Titelblatt in zehnfacher Vergrößerung an sämtliche Plakatwände Österreichs kleben.

Die natürliche Folge dieses freien journalistischen Werbemanövers war, daß von diesem Augenblick an nicht nur die »Wiener«-Leser, sondern auch der Rest Österreichs mich zum Abschaum der Menschheit rechnete. Als ich den dreißigsten Brief aus Linz erhalten hatte, in dem man mich unumwunden als undankbares Schwein bezeichnete, bekam ich Angst vor einer Lynchjustiz. (»Reimt sich Linz wirklich zufällig auf Lynch?«) Und da ich nicht jedem Österreicher einzeln erklären konnte, wer von uns das Schwein gewesen war, beauftragte ich einen renommierten Wiener Advokaten und reichte zum ersten Mal in meinem Leben eine Verleumdungsklage ein.

Das war ein Fehler, wie sich rasch herausstellen sollte.

Ein altes Pressegesetz warnt: Je reiner die Manieren eines Journalisten, desto ordinärer seine Schreibweise.

Ein anspruchsloser Humorist könnte sich hier das Motto nicht verkneifen: »Kleben und kleben lassen!« In meinen Büchern wird man so etwas Niveauloses nicht lesen.

Denn da wußte ich noch nicht, daß in der westlichen Welt die Gesetze in Sachen Verleumdung von Journalisten erlassen werden. Es liegt nämlich einzig und allein beim Verleumdungsopfer zu beweisen, daß sein Ruf tatsächlich geschädigt wurde. Wenn eine Zeitung zum Beispiel schreibt, daß jemand leidenschaftlicher Kleptomane ist, dann muß er zumindest nachweisen können, daß er es ungern tut. (Wobei ich im Augenblick nicht genau weiß, wie man das macht.)

Die Mühlen der  
Gerichtigkeit  
mahlen langsam,  
aber sicher —  
nicht gratis.

Kurz und gut: Mein Prozeß dauerte fast eineinhalb Jahre und trieb Gerichtskosten, Anwaltshonorar und meinen Blutdruck in schwindelnde Höhen. Einspruch folgte auf Einspruch. Als die Prozeßakten das Gewicht einer Tonne überschritten hatten, befragte mich mein guter Anwalt, ob ich irgendwelche Pläne für die Zukunft hätte.

»Am Leben zu bleiben«, antwortete ich mit der für mich charakteristischen Bescheidenheit

In der ersten Instanz hatte man mir zwar fünfzigtausend Schilling Schadenersatz zuerkannt, aber der siegestrunkene Verteidiger des »Wiener« fand das eine reichlich übertriebene Entschädigung für eine so gewöhnliche Fälschung. Er hatte einen neuen, äußerst tückischen Schriftsatz eingereicht, in dem er mich unter anderem als gemeingefährliche Nervensäge bezeichnete ...

Ich habe meinen Anwalt konsultiert, ob mit meiner Verhaftung zu rechnen sei. Er beruhigte mich, so extreme Maßnahmen würden äußerst selten ergriffen. Er riet mir, weniger Kaffee zu trinken und mindestens dreimal am Tag, jeweils nach den Mahlzeiten, die Daumen zu drücken.

Was dann geschah, läßt sich auf natürliche Weise nicht erklären.

Der oberste Gerichtshof erhöhte meinen Schadenersatzanspruch auf hundertundzwanzigtausend Schilling und schloß die Akten. Gegen alle Gepflogenheiten blieb mir von meinem Schmerzensgeld ein volles Zehntel...

Wenn im Wörterbuch der Psychologie der Begriff »seelischer Orgasmus« bisher nicht nachzuschlagen war, bin ich stolz, jetzt dafür Lorbeeren einzuheimen.

In Sigmund  
Freuds legendären  
Fußstapfen

Aber jetzt beweist das Leben wieder einmal, wer der bessere Humorist ist.

Als ich neulich in einer anderen Metropole Österreichs einen Vortrag hielt, besuchte mich eine äußerst hübsche Dame in der Garderobe:

»Ich bin von sehr weit gekommen, um Ihre Hand zu drücken«, sagte sie. »Die Hand des einzigen Mannes, der es gewagt hat, die Wahrheit über Linz auszusprechen! Bravo.«

»Gnädige Frau«, sagte ich nicht ohne Stolz, »ich habe nur meine Pflicht getan.«

Und trotzdem war dies meine letzte Verleumdungsklage. Sämtliche Zeitungen der Welt können von nun an Über mich schreiben, was ihnen gefällt. Beim Leben Pegasus, ich werde die Justiz nie mehr gegen die Presse bemühen.

Meine grenzenlose Bewunderung für Recht und Gesetz habe ich in einer Fußnote zu meinem Wiener Siegeszug angefügt.

*Eines Tages in den frühen Abendstunden tauchte vor unserer Wohnungstür eine Gestalt auf und nahm alsbald die unverkennbaren Umrisse eines Polizisten an. Er händigte mir eine Vorladung ein, derzufolge ich mich am nächsten Morgen um acht Uhr auf der nächsten Polizeistation einzufinden hatte.*

*Meine Frau betrachtete die Vorladung und erbleichte.*

*»Warum laden sie dich so dringend vor?« fragte sie. »Was hast du angestellt?«*

*»Nichts«, antwortete ich.*

*Meine Frau streifte mich mit einem prüfenden Blick.*

*»Du solltest nicht allein hingehen. Nimm einen Anwalt mit.«*

*»Wozu?«*

*»Frag nicht so dumm. Damit du jemanden bei dir hast, sofern du in Schwierigkeiten kommst.«*

*Die Tatsache, daß meine Frau zum erstenmal in ihrem Leben das Wort »sofern« gebrauchte, übte eine zutiefst demoralisierende Wirkung auf midi aus. Noch am Nachmittag setzte ich mich mit Dr. Jonathan Shay-Sheinkrager in Verbindung, dem weithin bekannten Juristen, der als einer der gefinkeltsten Rechtsanwälte gilt. Shay-Sheinkrager ließ sich den Fall in allen Details vortragen, überlegte eine Weile und erklärte sich sodann bereit, meine Verteidigung zu übernehmen. Ich unterzeichnete die nötigen Papiere, die sofort in Kraft traten, und ging erleichtert nach Hause.*

*Am nächsten Morgen verabschiedete ich mich schweren Herzens von meiner Ehefrau und begab mich in Begleitung meines Rechtsanwaltes zur Polizeistation. Der wachhabende Polizeisergeant, ein schnurrbärtiger junger Mann, empfing uns freundlich. Er überflog die Vorladung, die Shay-Sheinkrager ihm einhändigte, griff ohne viel Federlesens in eine Schublade und zog die Aktentasche heraus, die ich vor an paar Wochen verloren hatte.*

*»Wir haben Ihre Aktentasche gefunden, Herr Kishon«, sagte er mit gewinnendem Lächeln. »Hier ist sie.«*

*»Danke vielmals. Ich weiß Ihre Mühe zu schätzen.« Damit griff ich nach der Aktentasche und schickte mich wohlgelaunt zum Verlassen des Lokals an.*

*Ich hatte die Rechnung ohne meinen Anwalt gemacht.*

*»Sehr rührend«, sagte Shay-Sheinkrager, und seine Lippen kräuselten sich sarkastisch. »Aber darf ich Sie, Herr Inspektor, fragen, woher Sie wissen, daß es sich um die Aktentasche meines Klienten handelt?«*

*Der Sergeant grinste gutmütig:*

*»Wir haben in der Aktentasche eine Wäschereirechnung auf den Namen dieses Herrn gefunden.«*

*»Und es ist Ihnen kein Gedanke gekommen«, fuhr Shay-Sheinkrager fort, »daß die Aktentasche Eigentum der Wäscherei sein könnte?«*

*»Aber sie gehört mir«, versicherte ich meinem Anwalt. »Ich habe sie an den Joghurtflecken auf der rechten Seite sofort erkannt.«*

»Bitte enthalten Sie sich Jeder Einmischung in ein schwebendes Verfahren«, wies Shay-Sheinkrager mich zurecht. »Herr Inspektor, ich bitte um die Ausfertigung eines Protokolls!«

»Was heißt da Protokoll? Nehmen Sie die Aktentasche und gehen Sie.«

»Wir sollten wirklich gehen«, stimmte ich ein. »Hier haben wir nichts mehr zu tun.«

Mein Anwalt trat ans Fenster, verschränkte die Hände hinterm Rücken und sah hinaus. Nach ungefähr einer Minute drehte er sich um:

»Ich werde Ihnen sagen, was wir hier noch zu tun haben, meine Herren. Wir haben den Inhalt der Aktentasche zu überprüfen.«

Schweigen. Shay-Sheinkrager hatte natürlich recht. Zu dumm, daß mir das nicht von selbst eingefallen war: Da zeigt sich wieder einmal der Unterschied zwischen einem Laien und einem geschulten Kenner der Materie.

»Dann machen wir sie eben auf«, seufzte der Sergeant und griff nach der Aktentasche.

»Ich protestiere!« Wie ein Tiger fuhr Shay-Sheinkrager dazwischen. »Das strittige Objekt muß unbedingt in Anwesenheit eines offiziellen Zeugen geöffnet werden.«

Mit einem deutlich sichtbaren Aufwand an Selbstbeherrschung zwirbelte der Sergeant seinen Schnurrbart und ging einen Kollegen holen. Als die beiden eintraten, lag leichte Zornesröte über ihren Gesichtern.

»Herr Kishon«, ließ sich mein Anwalt vernehmen, »wollen Sie jetzt bitte eine Liste der Gegenstände anfertigen, die, soweit Sie sich erinnern können, den Inhalt dieser Aktentasche bilden.«

»Gerne«, antwortete ich. »Aber ich kann mich nicht erinnern.«

»Um so besser«, sagte der Sergeant und traf neuerdings Anstalten, die Aktentasche zu öffnen. Aber man Anwalt hinderte ihn daran:

»Das Eingeständnis meines Klienten, den Inhalt der Aktentasche nicht rekonstruieren zu können, darf amtlicherseits nicht dahin verstanden werden, daß die Aktentasche zur Zeit ihres Verlustes keinerlei Wertgegenstände enthalten hätte.«

*Die Blicke, mit denen die baden Sergeanten ihn daraufhin ansahen, ließen sich auch bei äußerster Nachsicht nicht mehr als »liebervoll« bezeichnen. Shay-Sheinkrager schien dergleichen gewohnt zu sein. Ungerührt zog er mich zur Seite:*

*»Bitte sprechen Sie von jetzt an kein Wort, ohne mich vorher zu fragen«, schärfte er mir ein. »Von jetzt an liegt die Sache in meinen Händen!«*

*Dann begann er in trockenem, aber höchst lichtvollem Fachjargon das Protokoll zu diktieren:*

*»Auf Grund einer freiwillig gemachten Aussage meines Klienten, und ohne seine Rechte als einziger gesetzlicher Eigentümer des strittigen Fundobjektes im mindesten zu präjudizieren, wird hiermit festgestellt, daß man Klient infolge einer Erinnerungslücke außerstande ist, verbindliche Angaben über den Inhalt der in Rede stehenden Aktentasche zu machen, die sich zur Zeit der Ausfertigung dieses Protokolls auf der das Protokoll ausfertigenden Polizeistation befindet, deren diensthabendes Organ die in Rede stehende, vor einer bestimmten Anzahl von Tagen aufgefundene Aktentasche nach bestem Wissen und Gewissen als Eigentum meines Klienten bezeichnet und — «*

*»Einen Augenblick«, unterbrach der Sergeant und stand auf, um aus dem Nebenzimmer einen Oberinspektor herbeizuholen.*

*Noch ehe der Oberinspektor seine Übellaune in Worten äußern konnte, hatte sich Shay-Sheinkrager ihm vorgestellt und bat ihn, diese mißliche Angelegenheit fair und objektiv zu behandeln. Dann wandte er sich nochmals an mich:*

*»Ich muß Sie pflichtgemäß darüber belehren, daß von jetzt an jedes Ihrer Worte gegen Sie ausgenützt werden kann.«*

*Ich fragte ihn, ob ich verteidigt werden müßte, aber er beruhigte mich: So weit wären wir noch nicht.*

*Nachdem alle Anwesenden das Protokoll unterzeichnet hatten, erklärte Shay-Sheinkrager laut und langsam:*

*»Mein Klient erhebt keine Einwände gegen die Öffnung des strittigen Fundobjektes.«*

*Der Oberinspektor steckte die Hand in die Aktentasche und zog einen Bleistift heraus.*

»Herr Kishon«, fragte man Anwalt, wobei er jede Silbe scharf betonte, »ist das Ihr Bleistift?«

Ich sah mir den Bleistift an. Er war kurz und abgenützt, ein ganz gewöhnlicher Bleistift.

»Wie soll ich das heute noch wissen?« fragte ich. »Beschwören kann ich's nicht.«

In Shay-Sheinkragers Augen glomm ein heiliges Feuer:

»Meine Herren, jetzt kommt alles darauf an, kühlen Kopf zu bewahren. Herr Kishon! Sind Sie ganz sicher, daß Sie dieses Schreibinstrument nicht als Bestandteil der von Ihnen ständig gebrauchten Schreibutensilien agnoszieren können?«

»Ich habe Ihnen doch schon gesagt, daß ich das nicht kann.«

»Dann verlange ich sofortige Vorladung des Bezirkskommandanten/«

»Des Bezirkskommandanten?« schnaubte der Oberinspektor. »Und warum, wenn ich fragen darf?«

Er durfte fragen. Jede Frage war meinem Anwalt willkommen, weil er auf jede Frage eine Antwort hatte. Diesmal lautete sie:

»Herr Oberinspektor! Wenn der sogenannte >ehrliche Finder< einen nicht meinem Klienten gehörigen Bleistift in diese Aktentasche hineinpraktiziert hat, kann er ebenso gut ein anderes und möglicherweise wertvolleres Objekt aus dieser Aktentasche entfernt haben.«

Nach einer Weile erschien der Bezirkskommandant und prallte bereits in der Tür entsetzt zurück:

»Um Gottes willen! Sie hier, Shay-Sheinkrager? Schon wieder? Das darf nicht wahr sein.«

Auch jetzt ließ sich mein Anwalt im gleichmütigen Auf- und Abgehen nicht stören. Nach einer Weile pflanzte er sich vor dem Bezirkskommandanten auf Seine Stimme bebte vor Bedeutsamkeit:

»Im Namen meines Klienten erstatte ich hiermit Anzeige Jftgen den Bnder dieser Aktentasche, und zwar a) wegen widerrechtlichen Gebrauchs der meinem Klienten gehörigen Schreibutensilien, und b) wegen möglicher Entfernung von Gegenständen aus der gefundenen Aktentasche.«

»Soll das heißen«, fragte drohend der Bezirkskommandant, »daß Sie hier einen Diebstahl unterstellen?«

»Allerdings. Mein Klient glaubt mit ausmalender Sicherheit behaupten zu können, daß im Zusammenhang mit der ihm gehörigen Aktentasche ein Diebstahl unbestimmten Ausmaßes begangen wurde.«

»Na schön«, stöhnte der Bezirkskommandant »Wer hat die verdammte Aktentasche gefunden?«

Unmutig kramte der Sergeant in seinen Papieren:

»Der Verkehrspolizist vom Dienst. Vorgestern nachmittag.«

»Sie wollen einen Polizisten des Diebstahls beschuldigen?« fragte mich der Bezirkskommandant,

»Nicht antworten!« Shay-Sheinkrager war mit einem Satz bei mir und hielt mir den Mund zu. »Sagen Sie kein Wort! Die Kerle wollen Ihnen einen Strick drehen. Ich kenne ihre Tricks. Herr Bezirkskommandant«, fuhr er amtlich fort, »wir haben dem bereits Gesagten nichts mehr hinzuzußgen. Weitere Aussagen machen wir nur vor dem zuständigen Gerichtshof.«

»Wie Sie wünschen. Sie sind sich hoffentlich klar darüber, daß Sie soeben eine ehrenrührige Behauptung gegen einen Beamten des öffentlichen Dienstes vorgebracht haben?«

»Ich erhebe Einspruch«, brüllte Shay-Sheinkrager. »Das grenzt an Erpressung.«

»Erpressung?« Auch die Stimme des Bezirkskommandanten steigerte sich zu imposanter Lautstärke. »Sie beleidigen einen uniformierten Polizisten im Dienst! Paragraph 18 des Strafgesetzbuches!«

»Einspruch! Ich beziehe mich auf Anhang 47 zur Verordnung über Pflichten und Rechte der öffentlichen Sicherheitsorgane, Gesetzblatt Nr. 317!«

»Darüber wird das zuständige Gericht entscheiden«, schnarrte der Bezirkskommandant und wandte sich an mich: »Im Namen des Gesetzes erkläre ich Sie für verhaftet.«

Shay-Sheinkrager begleitete mich bis an die Zellentür.

»Kopf hoch«, sagte er. »Man kann Ihnen nichts anhaben. Es gibt kein Beweismaterial gegen Sie. Wir werden das Alleinverschulden des Polizisten nachweisen und notfalls einen Haftbefehl gegen den Polizeiminister erwirken. Dann soll er

*uns einmal erklären, warum der >ehrliche Finder\* nicht verhaftet wurde/ Schlafen Sie gut. Ich verständige Ihre Frau.«*

*Er verabschiedete sich mit einem kräftigen, trostreichen Händedruck.*

*Es hilft nichts: Der beste Freund eines einsamen Häftlings ist sein Anwalt. Ich durfte mich glücklich schätzen, einen so brillanten Kopf als Verteidiger zu haben. Vielleicht setzt er es sogar durch, daß ich gegen Kautio n entlassen werde.*

Diese Lobeshymne auf den Rechtsanwalt als solchen erlebte eine unerwartete Karriere. Wo? Natürlich in Bulgarien.

Kurioserweise werden meine Bücher nämlich auch im Ostblock gedruckt. Ganz legal. Von durchaus staatlichen Verlegern. Darüber bin ich hocherfreut, da nicht nur ich selbst in Osteuropa geboren bin, sondern auch die leider zum Sterben verurteilte Literaturgattung, mit der ich mich mangels anderer Begabung herumschlage.

Ein abwechslungsreicher Ausflug in den wilden Osten

Dieser kleine Fleck auf der Landkarte hat der Weltliteratur und dem Film mehr Humoristen geschenkt, als der ganze Rest der Welt zusammen. In Osteuropa gibt es zwar weniger Pornoläden, dafür aber mehr Buchhandlungen und das besttrainierte Leserpublikum für Humoristen.

Ein Paradies für Bücherwürmer

Deshalb freue ich mich auf jede Reise in den Ostblock, vorausgesetzt man läßt mich hinein. (Bei meinem ersten Jugoslawienbesuch habe ich die Journalisten auf dem Zagreber Flughafen mit folgenden Worten schockiert: »Ich bin überglücklich, endlich in einem Staat zu sein, in dem es keine freie Presse gibt.«)

In dieser humorvollen Gegend findet auch der einzige internationale Wettbewerb für Satire statt.

Eines schönen Tages flatterte mir eine offizielle Einladung aus Sofia ins Haus, an dieser Konkurrenz mit drei Satiren teilzunehmen, die »ich selbst für die komischsten aller meiner Werke halte«.

Meine recht zufriedenstellende Teilnahme an der Humo ro lympiad e

Da stand ich vor einer schweren Entscheidung. Welcher Vater ist schon imstande zu sagen: drei meiner

Kinder sind mir lieber als die anderen? Ich brütete einige Tage und Nächte über der Wahl der drei Glücklichen, die nach Sofia reisen durften.

Hier sind sie, in alphabetischer Reihenfolge (um weitere Kränkungen zu vermeiden):

*Ein Ei, das keinem andern gleicht*

Diese Geschichte spielte sich fast ganz genauso ab.

**G**estern Heß mein Wagen deutliche Anzeichen von Unwohlsein erkennen. Ich tat, was in solchen Fällen jeder Autofahrer tut, um sich als solcher zu legitimieren: Ich klappte

die Kühlerhaube hoch, besichtigte mit durchdringendem Kennerblick die Innereien des Motors, klappte die Kühlerhaube wieder zu und brachte den Wagen zu seinem Lieblingsmechaniker. Dann ging ich zur nächsten Bushaltestelle.

Unterwegs freute ich mich des schönen Wetters, das ich in dieser Form sonst wohl nicht hätte genießen können. Wie man sieht, hat es auch seine Vorteile, wenn der Wagen einmal unter der Zeit zusammenbricht. Plötzlich kam mir Tante Ilka entgegen. Es hat eben auch alles seine Nachteile. Sie trug eine Einkaufstasche, aus der ein Karton mit großen, weißen Eiern bedrohlich hervorstand.

»Das sind aber schöne Eier«, sagte ich. Irgend etwas muß man ja schließlich zu Tante Ilka sagen.

»Nicht wahr«, bekräftigte sie stolz. »Nimm dir doch eines!«

Tante Ilka ist seit meinen ersten Büchern noch alter geworden, und ihre Geisteskräfte lassen nach. Ich versuchte alle möglichen Ausflüchte, mußte jedoch alsbald erkennen, daß es besser wäre, das mir angebotene Ei zu nehmen, als den Bus zu versäumen. Ich nahm das Ei und verabschiedete mich. Da ein erwachsener Mensch, der mit einem Ei in der Hand einhergeht, auf seine Umwelt einen eher befremdlichen Eindruck macht, ließ ich das Ei in meine Aktentasche gleiten.

War schon das ein schwerer Fehler, so beging ich einen noch schwereren, indem ich — nach einer Viertelstunde Wartens auf den Bus und nach all der Drängelei im Wagen-Innern — völlig vergaß, daß sich in meiner Aktentasche ein rohes Ei befand.

*Ein Geräusch wie von leisem Splittern erinnerte mich daran.*

*Ich steckte meine Hand in die Aktentasche, wo sie auf etwas Klebriges traf. Als ich sie wieder hervorzog, war sie von kränklich gelber Färbung. Ich versuchte sie mit dem anderen Ärmel abzuwischen, denn ich besitze glücklicherweise zwei Ärmel, und nannte daraufhin außer einer gelben Hand auch noch einen gelben Ärmel mein eigen. Der Versuch, mit dem Taschentuch in der gelben Hand den gelben Ärmel zu säubern, zeitigte das Ergebnis, daß nunmehr der größere Teil meiner äußeren Erscheinung gelb war. In meiner rechten Hosentasche mußte sich desgleichen ein wenig Gelb angesiedelt haben.*

*Schüchtern wie ich bin, hatte ich alle diese Operationen so unauffällig wie möglich durchgeführt und nahm an, daß niemand etwas davon bemerkt hätte.*

*»Es tropft!« hörte ich dicht hinter mir eine ungehaltene Männerstimme.*

*Offenbar war Tante Hkas Original-Ei durch die Nähte der Aktentasche hindurchgesickert und tropfte jetzt auf die wunderschönen, hocheleganten Schlangenniederhalbschuhe meines Hintermanns.*

*»Was ist das, zum Teufel?« fauchte er und rieb das Schlangenleder mit seinem Handschuh ab.*

*»Es ist ein Ei«, antwortete ich wahrheitsgemäß. »Entschuldigen Sie, bitte.«*

*Der Mann tat mir von Herzen leid. Das Ei ließ ihn eine ähnliche Skala der Pein durchlaufen wie vorher mich: vom Schlangenleder zum Handschuh, vom ersten Handschuh zum zweiten, vom zweiten Handschuh zum Taschentuch und vom Taschentuch — dies allerdings schon ohne Absicht — an die scharf hervorspringende Nase einer knochigen Dame, die unter lautem Gackern die Eierspuren mit ihrem Seidenschal wegzuputzen begann. Nun sind Eierspuren bekanntlich sehr klebefreudig, so daß auf dem Schal binnen kurzem ein anmutiges Dottermuster sichtbar wurde. Die Knochige, immer noch gackernd, hielt den Schal zwischen Daumen und Zeigefinger weit von sich weg.*

*»Ruhe!« Es klang autoritär und befehlsgewohnt von links. »Alles bleibt ruhig! Keine Bewegung!«*

*Höchste Zeit, daß jemand das Kommando übernahm. Vielleicht war es ein General der Reserve. Die Fahrgäste nahmen Haltung an.*

*Schon machte ich mir Hoffnungen, daß das Schlimmste vorbei wäre, als ich einen unwiderstehlichen Drang zum Niesen verspürte.*

*Ich mußte ihm nachgeben und griff instinktiv nach meinem Taschentuch.*

*Rings um mich entstand Panik.*

*»Rühren Sie mich nicht an!« kreischte eine dicke Frauensperson, als hätte ich mich ihr unsittlich genähert. Auch die übrigen Fahrgäste gingen in feindselige Distanz. Allmählich kam ich mir wie ein Aussätziger vor.*

*»Hören Sie, Mann«, sagte der General, der mit seinen zwei gelben Streifen auf der Stirne wie ein indianischer Medizinnmann aussah. »Möchten Sie nicht den Bus verlassen?«*

*»Fällt mir nicht ein!« gab ich wagemutig zurück. »Ich habe noch drei Stationen zu fahren.«*

*Aber die Menge schlug sich auf die Seite des Generals und brach in laute Aufmunterungsruß aus, als er — vom Schlangenleder unterstützt — Anstalten traf, mich gewaltsam aus dem Bus zu befördern. Wieder einmal stand ich allein gegen die öffentliche Meinung.*

*Da schritt ich zur Tat. Blitzschnell tauchte ich meine Hände in die Aktentasche, erst die rechte, dann die linke, und hielt sie tropfend hoch:*

*»So, jetzt könnt ihr mich hinauswerfen!« rief ich. Murrend wich der Mob zurück. Ich hatte den Wagen in meiner Gewalt. Gebt mir einen Korb mit rohen Eiern und ich erobere die Welt.*

*Aus der Schar der angstvoll Zusammengedrängten ertönten zaghafte Stimmen:*

*»Bitte, lieber Herr«, baten sie. »Würden Sie so gut sein und wenigstens die Aktentasche wegtun? Bitte!«*

*»Na schön. Warum nicht.«*

*An meine Großmut hat noch niemand vergebens appelliert. Ich bückte mich nach der Aktentasche.*

*In diesem Augenblick fuhr der Bus auf ein Schlagloch auf.*

*Im Vergleich zu dem, was nun folgte, nahm sich eine Slapstkkposse aus Stummfilmzeiten wie ein klassisches Trauerspiel aus. Ich sprang ab und überließ den Bus seiner klebrigen Weiterfahrt.*

*»Guter Gott!« Die beste Ehefrau von allen schüttelte fassungslos den Kopf, als ich zu Hause eintrat »Was ist geschehen?«*

*»Tante Ilka«, sagte ich, stürzte ins Badezimmer und blieb eine halbe Stunde lang unter der Dusche, voll bekleidet, mit Aktentasche.*

*Auf die alte Frage, ob zuerst das Ei da war oder die Henne, weiß ich auch heute keine Antwort. Ich weiß nur, daß ich in einem öffentlichen Verkehrsmittel lieber mit einer Henne fahren würde als mit einem Ei.*

### *Schluck auf, Schluck ab*

**I**ch saß /riedlich am Familientisch, als ohne ersichtlichen Grund etwas in mir aufstieß. Ich machte »Hick!« und hatte damit den Grundstein zu einer nicht endenwollenden Schluck-auf-Serie gelegt.

Diese Geschichte hätte sich genauso abspielen können.

*Meine Familie schritt sofort zu den in solchen Fällen erprobten Gegenmaßnahmen. Die beste Ehefrau von allen ließ dicht an meinem Ohr zahlreiche Papiersäcke explodieren, die Kinder brüllten in meinem Rücken bis zur Erschöpfung des Überraschungsmoments »Buh!«*

*Ich selbst blieb beim Hick.*

*In der Nacht konnte ich nicht schlafen. Am Morgen ging ich ins Spital.*

*Nach einigem Hin und Her wurde mir die Vergünstigung einer Bettstatt am Ende des Korridors zuteil. Eine junge Krankenschwester schob mir ein Kissen unter den Nacken und forderte mich energisch auf, mich zu entspannen.*

*»In wenigen Minuten«, sagte sie, »beginnt Professor Oppit die Morgenvisite. Sie werden im Nu geheilt sein.« Hierauf steckte sie mir ein Thermometer in den Mund und entschwand.*

*Tatsächlich sah ich bereits nach einer Stunde am anderen*

*Ende des Korridors die weißgekleideten Gestalten des Professors und seiner Gefolgschaft auftaudien.*

*Professor Oppit, eine majestätische Erscheinung mit durchdringendem Blick und dröhnender Stimme, beauftragte zunächst einen Wärter, die Scherben meines Thermometers vom Boden aufzulesen. Dann trat er an mich heran. Hinter ihm ballten sich die devoten Assistenzärzte und eine Schar wißbegieriger Studenten zusammen.*

*»Schluckauf«, diagnostizierte er mit der unfehlbaren Sicherheit des großen Mediziners. »Singultus excessivus. Ein typischer Fall. Beachten Sie den pfeifenden Atem.«*

*Er zog mich an den Haaren hoch. Ich bezog eine sitzende Position und pffte gehorsam. Sollte ich eine Kapazität seines Ranges vielleicht Lügen strafen?*

*»Das Pfeifen«, verkündete er, »könnte binnen kurzem in ein Stöhnen übergehen, falls sich die Respirationsorgane durch die Verengung der Stimmbänder stärker zusammenziehen.«*

*»Hick«, entgegnete ich.*

*Der Professor nahm es mit einem kaum merklichen Nicken zur Kenntnis und fuhr fort:*

*»Unter bestimmten Voraussetzungen ergibt sich aus den daraus resultierenden Reflexen eine völlige Unfähigkeit des Patienten, durch den Mund zu atmen.« Er griff zu Demonstrationszwecken nach meiner Nase und klemmte sie zwischen Daumen und Zeigefinger ein:*

*»Das Gesicht verfärbt sich bis zu tiefem Blau, die Membrane reagiert mit periodischen Spasmen. In extremen Fällen kann der fortgesetzte Sauerstoffentzug die Augen des Patienten in Mitleidenschaft ziehen und die Hornhaut schädigen.«*

*Gebannt beobachtete die Suite des bedeutenden Mannes meine Versuche, ohne Atemtätigkeit zu überleben. Als ich nicht mehr weiterkonnte, gab ich ein paar höfliche Grunzlaute von mir, denen sich eine wilde »Hick«-Salve anschloß.*

*»Bitte, Herr Professor«, ließ ein Student sich vernehmen, »wie lange können solche Schluckauf-Attacken dauern?«*

*»Je nachdem. Wochen. Monate. Sogar Jahre.«*

*»Mit tödlichem Ausgang?«*

*»Auch das.«*

*Professor Oppit zog mir die Pyjamajacke aus, drückte mich*

nieder und setzte sich mit vollem Gewicht auf meinen Unterleib. Ich konnte ein leises Wimmern nicht unterdrücken und spürte deutlich, wie die Matratze nachgab.

»Im Augenblick«, nahm Professor Oppit die Live-Übertragung wieder auf, »befinde ich mich direkt über der Gallenblase. Wenn die umliegenden Gewebe degenerieren, was sehr wahrscheinlich ist, dringt der Nitrogenüberschuß in die Leber, wo er zur Bildung von Stärke führt.«

Hier unterbrach der Professor seinen Vortrag, erhob sich, pochte meinen Kopf und zwängte ihn zwischen seine Knie. Die Menge schwärmte zur anderen Seite des Bettes, um nichts von mir zu versäumen.

Als alle Zuschauer ihre Plätze bezogen hatten, stemmte Professor Oppit mit Hilfe eines Bleistifts meinen Mund auf, steckte seine Hand hinein und kam mit meiner Zunge ans Licht, was mich zu heftigem Wehklagen nötigte. Bei dieser Gelegenheit nahm er endlich meine Anwesenheit zur Kenntnis.

»Hallo«, grüßte er. »Wie fühlen Sie sich?«

»Hick«, antwortete ich wahrheitsgemäß.

Ich lag noch immer zusammengekrümmt da, mit heraushängender Zunge und bis zum Rand mit Stärke gefußt. Professor Oppits Finger rochen nach Seife und strahlten gleichzeitig Äther und Autorität aus.

»Die an Verwelkung grenzende Trockenheit der Zunge« — damit winkte er das Publikum zu näherem Augenschein an mein Bett — »ist eine Folge der unzulänglichen Speichelzufuhr. Das bewirkt in sechzig Prozent der Fälle deutliche Lähmungserscheinungen und ein völliges Aussetzen der normalen Reflexe.«

Zum Beweis seiner These nahm er auf neue meine Zunge, drehte mir den Kopf ins Genick und klopfte mehrmals an meine Hirnschale, die tatsächlich jeden Reflex vermissen ließ. Ein Assistenzarzt sprang eilfertig herzu, um meine Augen, sollten sie mir aus den Höhlen fallen, sofort aufzufangen.

Der Anblick einer an meinem Bett vorüberfahrenden Leiche weckte meinen Selbsterhaltungstrieb. Mit einer letzten Kraftanstrengung riß ich meine Zunge an mich:

»Der Schluckauf hat aufgehört!« rief ich. »Verbinden Sie mich mit unserer Botschaft!«

*Professor Oppitgab meinen Kopf frei und ließ mich zurückfallen, wobei ich verschiedene Gliedmaßen um mich streute.*

*»Hier, meine Herren, können Sie die tragischen Auswirkungen eines Schluckaufs feststellen«, schloß er seine Demonstration. Dann wandte er sich an einen der Sekundärärzte: »Schaffen Sie den Mann in die orthopädische Abteilung«, ordnete er an und begab sich unter dem Beifall der Menge zu seinem nächsten Objekt.*

*Ich begann meine Gliedmaßen zu sammeln, fand alles bis auf einen ohnehin schon gebrauchten Daumen und wurde von der jungen Krankenschwester, nachdem sie meine Arme und Beine richtig angeschraubt hatte, vorsichtig auf den Boden gestellt.*

*»Die einzige mögliche Heilmethode für Schluckauf«, erklärte sie stolz, während sie mich zum Ausgang geleitete. »Schockbehandlung. Eine Spezialität unseres Professors. Er ist auf diesem Gebiet einsame Spitze.« Hoffentlich bleibt er's. So einsam wie möglich.*

### *Tagebuch eines Haarspalters*

*9. Juni*

Diese Geschichte  
spielt sich ... ganz  
genau ... so ...  
ab...

*Heute beim Frühstück sah ich in der Zeitung ein Foto von Gorbatschow und mußte laut auflachen. Wie kann ein Mann, und noch dazu der Führer eines großen Volkes, einen Glatzkopf haben, der von einer polierten Billardkugel kaum zu unterscheiden ist? So etwas müßte sich doch vermeiden lassen! Unter Gorbatschows Einfluß trat ich an den Spiegel, um den Zustand meines Haupthaars zu prüfen. Nach einigen Minuten sorgfältiger Beobachtung schien es mir, als wäre der Haaransatz an den Schläfen an wenig zurückgewichen. Nun, das kann den durchgeistigten Charakter meines Gesichtsausdrucks nur noch steigern. In meinem Alter ist das ganz normal. Und weiter existiert dieses »Problem« für mich nicht.*

*10. Juni*

*Zufällig fiel mein Blick heute nach der Morgentoilette auf meinen Kamm. Ich zählte 23 einzelne Haare. Aber ich mache mir*

*keine Sorgen. Mein Friseur, den ich zufällig in seinem Laden antraf, bestätigte mir, daß ein täglicher Ausfall von 10—23 Haaren allgemein üblich sei.*

*»Hat nichts zu bedeuten«, sagte er, und er muß es wissen. »Kahlköpfigkeit ist erblich. Nur Männer, deren Vorfahren Glatzen hatten, sind in Gefahr.«*

*Zu Hause geriet mir zufällig ein Familienbild meines Großvaters und seiner acht Brüder in die Hand. Alle hatten Glatzen. Ich finde, daß mein Friseur sich um sein Geschäft kümmern sollte, statt Fragen der Vererbungstheorie zu diskutieren und dummes Zeug zu schwatzen.*

### *3. September*

*Es ist doch merkwürdig. Seit ich meinen Haaren so viel Aufmerksamkeit schenke, fallen sie aus. Natürlich merkt das niemand außer mir, der ich ihnen so viel Aufmerksamkeit schenke. Immerhin belief sich in der letzten Woche der tägliche Durchschnitt bereits auf 30. Kein Grund zur Beunruhigung, nein, nur zur Wachsamkeit. Ich schrieb an meine Lieblingszeitung um Auskunft und fand in der Rubrik »Ratgeber für Verliebte« folgende Antwort:*

*»Wachsam, TelAviv. Das Haar ist an zarter, fadenförmiger Auswuchs an bestimmten Körperpartien der Säugetiere. Erfahrungsgemäß kann an bestimmten Körperpartien mancher Säugetiere Haarausfall eintreten. Bei Menschen männlichen Geschlechts ist das ein durchaus normaler Vorgang, der erst dann Beachtung verdient, wenn er auffällige Dimensionen annimmt Konsultieren Sie einen Arzt.«*

*Ich konsultierte einen Arzt. Er untersuchte mich auf Herz und Nieren, ferner auf Lunge, Blinddarm und Milz, prüfte meinen Blutdruck, röntgenisierte mich, machte einen Grundumsatz-Test, nahm ein Elektrokardiogramm auf und erklärte müh für vollkommen gesund. In bezug auf meine Haare erklärte er, daß man da leider gar nichts tun könne. Wenn sie ausfallen, dann fallen sie aus.*

### *11. Februar*

*Meine neue Frisur paßt ausgezeichnet zur verschmitzten Koboldhaftigkeit meiner Gesichtszüge. Das ganze Haar vereinigt*

*sich in einem lustigen kleinen Knäuel und reicht bis zu einer imaginären Verbindungslinie zwischen meinen beiden Ohren, von wo es salopp und ein wenig genialisch nach hinten ausstrahlt, über den haarlosen Rest meiner Kopfhaut.*

*In einem bemerkenswerten Artikel, der sich auf historische Unterlagen stützt, lese ich, daß eine Menge bedeutender Männer teilweise oder zur Gänze kahl waren: Dschingis Khan, Yul Brynner, der Bürgermeister von Appenzell. Es gab sogar einen französischen König namens Karl der Kahle.*

*27. Mai*

*Mein Friseur sagt, daß glatzköpfige Männer zumeist begabter sind als die nicht glatzköpfigen, besonders auf gewissen Gebieten. Das ist eine wissenschaftlich erhärtete Tatsache. Aber ich hatte trotzdem nichts zu befürchten, sagt er. Er empfahl mir, meinen Kopf zu rasieren, damit das natürliche Sonnenlicht besseren Zutritt zu den Haarwurzeln fände. Dadurch wird der Haarwuchs angeregt und das Haar erhält wieder seine jugendliche Frische. Nicht ah ob ich etwas dergleichen nötig hatte — ich Heß es ihn nur spaßeshalber versuchen. Als ich nachher in den Spiegel sah, wurde ich beinahe ohnmächtig: das jugendlich brutale Gesicht eines Gangsters starrte mir entgegen. Ich versteckte mich in einer dunklen Ecke des Ladens. Nach Einbruch der Dunkelheit schlich ich nach Hause. Samson, Samson, wie gut verstehe ich dich jetzt!*

*27. August*

*Heute habe ich mich zum erstenmal wieder bei Tageslicht aus dem Haus gewagt. In meiner Klausur las ich zahlreiche Literatur über Gorbatschow und seine Leistungen. Gorbatschow hat bereits in früher Jugend sein Haar verloren. Ich kann mir nicht helfen, aber der Kommunismus ist nicht so ohne.*

*Daß meine Haare mittlerweile zum großen Teil verschwunden sind, rührt wahrscheinlich daher, daß sie drei Monate lang keinem Sonnenlicht ausgesetzt waren. Mein Kopf gleicht einer Mondlandschaft, die nur von einem Manen Streifen üppiger Vegetation am Äquator unterbrochen wird. Ich war am*

Rande der Verzweiflung, als ich in der Zeitung das folgende Inserat entdeckte.

**Ich war am Rande der Verzweiflung!**

*Mein Kopf glich einer Mondlandschaft, die nur von einem kleinen Streifen üppiger Vegetation am Äquator unterbrochen wurde.*

**Ich verzweifelte nicht!**

*Ich behandelte mein Haar mit dem amerikanischen Wundermittel*

**Isotropium Superflex**

*und bin jetzt vollkommen geheilt sowie auch glücklicher Vater zweier Kinder.*

*Erhältlich in armselig kleinen Probetuben für Geizhälse zu 1 Pfund 20, in gigantischen Riesentuben für den ökonomisch denkenden Mann zu 9 Pfund 80.*

Ich kaufte eine gigantische Riesentube, um den Prozeß zu beschleunigen.

17. November

Eines muß man diesem Isotropium Superflex lassen: es hat den Prozeß beschleunigt.

Die Zahl meiner Haare ist auf 27 gesunken, und ich beginne die Welt mit abgeklärten Augen zu sehen. Kein Zufall, liebe Leute, daß fast alle großen Industriemagnaten, Wirtschaftskapitäne, Wissenschaftler und Forscher glatzköpfig sind, besonders nach Überschreitung einer bestimmten Altersgrenze. Bei mir bemerkt man das allerdings noch nicht, weil ich mein Haar auf so raffinierte Weise von hinten nach vorn kämme, daß es den zwingenden Eindruck erweckt, als sä es von vorn nach hinten gekämmt. Dieser kleine Trick wird höchstens im Schwimmbad sichtbar, wenn meine Haare naß sind und an den Schultern kleben.

<sup>2</sup>9. Januar

Ein häßlicher Zwischenfall vergällt mir heute die Laune. Ich hatte mich um eine Kinokarte angestellt, als ein Halbstarker

*an seine etliche Meter vor mir stehende Freundin die Frage richtete:*

*»Wo ist Pogo?«*

*Das Mädchen — ein primitives, taktloses Geschöpf — deutete auf mich und sagte:*

*»Er steht hinter dem Glatzkopf dort.«*

*Es war das erste Mal daß ich eine solche Andeutung zu hören bekam. Vorausgesetzt, daß diese Ziege überhaupt mich gemeint hat. Angesichts meiner Frisur möchte ich das eher bezweifeln: acht Haare laufen wellenförmig von links nach rechts, drei andere — Gusti, Uli und Modehe — streben in rechtem Winkel auf sie zu und überschneiden sie schräg. Für den Hinterkopf sorgt Jossi. Nein, je länger ich darüber nachdenke, desto sicherer bin ich, daß dieses dumme kleine Mädchen einen andern gemeint haben muß. Irgendeinen Glatzkopf.*

## *2. März*

*Ich werde immer abgeklärter und reifer. Mein wachsendes Interesse an religiösen Problemen hat ein neues Lebensgefühl in mir geweckt, und die großartige Strahlkraft der Tradition tut ein übriges. Ich entdecke den tiefen Sinn unserer Gebote und Gesetze. Zumal den Schabbat beobachte ich aufs strengste und halte meinen Kopf ständig bedeckt — wie man weiß, ein Zeichen geistiger Überlegenheit (Leviticus VIII, p). Unter meiner Kopfbedeckung herrscht eiserne Disziplin.*

*Bei der heutigen Morgenparade fehlte Gusti. Ich führte eine nochmalige Aufrufkontrolle durch und mußte feststellen, daß die Gesamtzahl der Erschienenen sich auf 4 belief. Später fand ich Gusti leblos an meinem Hemdkragen. Es war das längste und stärkste von allen Haaren, die ich noch hatte. Unersforschlich sind die Wege des Schicksals. Ich warf Modehe in die Bresche und bürstete ihn ein wenig auf, damit er nach mehr aussähe, als er ist*

*Abigail wird grau.*

## *13. April*

*Nun ist Jossi ganz allein. Der Friseur erging sich in Lobeshymnen über ihn und schlug mir vor, ihn im Interesse einer kräfti-*

*gen Wiedergeburt abzurasierten. Ich ließ das nicht zu. Ich mochte kein zweites Mal wie ein Glatzkopf aussehen. Ich spendierte Jossi ein Chlorophyll-Shampoo gegen Schuppenbildung. Als er trocken war, legte ich ihn im Zickzack über meinen Kopf. Er soll Grund und Boden haben, soviel er will*

28. Juli

*Das Unvermeidliche ist geschehen, Jossi ist nicht mehr. Er verfang sich im Innenleder meines Hutes und wurde mit der Wurzel ausgerissen. Mir fiel das tragische Ende der Eleonora Duncan ein. Selbstmord?*

29. Juli

*Ich werde mich damit abfinden müssen, daß ich eine gewisse Neigung zur Kahlköpfigkeit habe.*

Ich wurde in Sofia Zweiter (das Gold ging an Erich Kästner). Aber von den Lieblingskindern, die ich einschickte, wurde keines gewählt. Den Preis gewann Dr. Shay-Sheinkrager. Die Jury entdeckte seine Geschichte zufällig in einer alten deutschen Zeitung, die wahrscheinlich als Einwickelpapier für Gurken gedient hatte.

Humor ist  
Geschmacksache.

Aber damit ist mein Balkan-Happening noch nicht zu Ende. Einen Monat später standen drei frischrasierte Männer vor meiner Tür, die sich als bulgarische Delegation entpuppten. Sie überreichten mir feierlich und in makellosem Bulgarisch eine echte Silbermedaille »für meine langjährigen Verdienste um das literarische und theatralische Leben Bulgariens«.

Erst dieser erhabene Augenblick enthüllte, was ich bereits seit Jahren, ohne es zu wissen, für das sympathische Land des Joghurts geleistet hatte. Da die guten Bulgaren dem internationalen Urheberrecht nicht angeschlossen sind, verlegen sie ohne zu fragen jedes Buch, das ihnen gefällt. Sie gehen von der logischen Annahme aus, daß man für etwas, das jemand anderer schon bezahlt hat — in diesem Fall der Verleger

Eine revolutionäre  
Auslegung des  
Urheberrechts

der Originalausgabe —, nichts mehr zu bezahlen braucht.

»Wir sind jedoch absolut fair«, erklärte mir der Chef der Delegation. »Jedes andere Land hat auch das Recht, bulgarische Schriftsteller kostenlos zu verlegen.«

Ich blickte auf die kyrillischen Buchstaben meiner blankgeputzten Medaille und mußte mir eingestehen, daß die Bulgaren allem Anschein nach die besseren Geschäftsleute sind.

Übrigens sind die bulgarischen Verleger die einzigen in Europa mit dieser beneidenswerten Lässigkeit, alle anderen Staaten zahlen brav Honorare.

Nur die Türkei macht hier eine Ausnahme. Nach ihrem Urheberrecht darf jedes Buch, egal welcher Nationalität, zehn Jahre nach der Erstveröffentlichung honorarfrei nachgedruckt werden. Das ist mir sehr recht. Auf diese Weise muß ich kein Verzeichnis über die Erscheinungsdaten meiner Bücher führen. Jedesmal, wenn in der Türkei ein neues Buch von mir erscheint, weiß ich, daß es zehn Jahre und fünf Minuten zuvor das Licht der Buchwelt erblickt hat.

Im Ostblock jedoch läuft die Honorarzahlung wie am Schnürchen ab. Aus der DDR kann der glückliche Autor sein Geld sogar in westlicher Währung nach Hause tragen. Weitblickender sind da wieder die Jugoslawen. Sie verlangen, daß jeder ausländische Schriftsteller seine Tantiemen innerhalb der Landesgrenzen an den Mann bringt. Und da ich persönlich in Jugoslawien sogar noch häufiger gelesen werde als in den deutschsprachigen Ländern, schlugen die Kaufleute auf dem Markt von Zagreb Jahr für Jahr die Freudentrommel:

»Die-verrückte-Geldfrau-die-jeden-Krims-Krams-kauft-ist-wieder-in-der-Stadt.« Es ist ein offenes Geheimnis, daß die Kaufleute Ljubljanas ihre Existenz auf die orgiastischen Einkaufsbummel der besten Ehefrau von allen gründen ...

Ein besonderes Glanzstück aber liefern die Rumänen. Sie entrichten die Honorare mit der Herablassung

Mein türkischer  
Terminkalender

eines Lords. Eines Lords, der eben bankrott gegangen ist. Zwar überweisen sie das Geld mit der Pünktlichkeit einer japanischen Uhr und in westlicher Währung, aber der offizielle rumänische Wechselkurs läßt in meiner Tasche pro Bestseller knapp 10 Dollar vor Abzug der Steuern zurück.

Die Russen hingegen entrichten ihren Obolus ohne jeglichen Abzug, absolut termingerecht. Nur leider drucken sie mich nicht. Lediglich einige Laiengruppen haben in Kishiniew und ein paar anderen russischen Städten Theaterstücke von mir aufgeführt und Lesungen aus meinen eingeschmuggelten Büchern gehalten. Aber das ist vorläufig alles. Bis zu neuen Anweisungen von oben.

Der Stolz der Klasse aber sind die Ungarn. Sie verleihen dich und bezahlen dich dafür, wie du es nur willst. Sie sind die von allen Bruderstaaten glühend beneideten Neureichen des Ostblocks. Diese von Zigeunermusik begleitete Karriere verführte mich zu einer ideologischen Analyse des magyarischen Wirtschaftswunders.

*Es ließe sich vieles über den Kommunismus sagen, unter anderem über den sporadischen Mangel an Streichhölzern, aber eines muß man zugeben: Es handelt sich um das mit weitem Abstand stabilste politische System auf unserem Erdball. Andere Regierungsformen kommen und gehen ~ wie zum Beispiel das unmenschliche pharaonische System, das sich nur knapp 5000 Jahre lang hielt, oder die parlamentarische Demokratie, die schon nach einem Jahrhundert ins Schleudern kam —, das Politbüro hingegen wird in alle Ewigkeit bestehen bleiben.*

*Die berechtigte Frage lautet — wieso?*

*Die Antwort ist einfach: Die Kommunisten sind mit dem dialektischen Materialismus gesegnet. Sie sind daher in der Lage, jedem beliebigen Problem frohen Mutes und offenen Blicks mit der materialistischen Dialektik entgegenzutreten.*

*Zum Beispiel ließen die sowjetischen Medien erst kürzlich verlauten, daß das neue Zentralkomitee einige grundlegende Änderungen erwäge, um die etwas dürftigen ökonomischen*

*Zustände einer radikalen Besserung zuzuñhren. Denn — wir wollen ehrlich sein, Genossen — das System der kollektiven Wirtschaft hat sich bisher nicht hundertprozentig bewährt.*

*Nehmen wir etwa die sowjetische Landwirtschaft, die nach dem siegreichen, marxistisch-leninistisch-gorbatschomstischen Prinzip funktioniert, welches den Bauern der staatlichen Kollektive sagt:*

*»Die Kokhose gehört Euch, Genossen, Ihr arbeitet für Euer eigenes Wohlergehen!«*

*Mit anderen Worten: Das Land und alles, was sich darauf befindet, gehört ausschließlich den Mitgliedern der Kolchose. Es gibt nur einige unwesentliche Einschränkungen. Sie können zum Beispiel ihren Kokhos momentan noch nicht verkaufen. Außerdem gehört die Ernte nicht ihnen, sondern der Regierung. Und sie können auch nicht von heute auf morgen weggehen.*

*Daraus folgt, daß der Kollektivismus vielleicht doch nicht ganz vollkommen ist. Nach den letzten 68 Jahren zu urteilen, funktioniert er eigentlich nur dann, wenn die krisengeschüttelten amerikanischen Geschäftemacher der UdSSR pro Jahr zehn Millionen Tonnen Getreide verkaufen.*

*Hin und wieder fragen sich leitende Sowjet-Ideologen, woran es wohl liegen mag, daß die russische Landwirtschaft heute nur die Hälfte dessen produzieren kann, was seinerzeit unter der Herrschaft der Zaren als selbstverständlich galt. Die Antwort der Experten ist eindeutig:*

*»Es liegt am Wetter.«*

*Klimatische Bedingungen haben also in den letzten 68 Jahren unvorhergesehene Schwierigkeiten hervorgerufen. Zwar gab es auch Experten, die andere Thesen vertraten, doch diese wurden aus dem Verkehr gezogen. Ehe Experten, nicht die Thesen.*

*Und was geschah dann?*

*Eines strahlenden Morgens wachte ein besonders führender Sowjetideologe mit einem Geistesblitz auf: Eis liegt in der menschlichen Natur — so blitzte sein Geist —, daß die Leute besser arbeiten, wenn man ihnen die Früchte ihrer Arbeit nicht wegnimmt!*

*Das war dialektischer Materialismus in seiner revolutionä-*

ren Höchstform. Wie, so fragen wir uns, wie mag dieser dogmatische Ideologe nur auf eine so brillante Idee gekommen sein?

Wie dem auch sei, diese kühne Theorie wurde also gleich einem praktischen Test unterzogen. Man stellte den Mitgliedern der Kolchose frei, auf einem kleinen Areal ihres Hinterhofes anzupflanzen, was immer sie wollten, um das Gepflanzte am verwerflichen freien Markt zu veräußern. Bedingung war allerdings, daß das Areal des halblegalen Hinterhofes nicht mehr als ein Zehntel des kollektiv bewirtschafteten Landes betragen dürfe.

Das Experiment glückte.

Die kleinen Gemüsegärten im Hinterhof erwiesen sich als zehnmal so fruchtbar wie der gesamte Kollektiv-Boden.

Warum? Ja, warum nur?

Das weiß kein Mensch. Es wurden viele Theorien geäußert, unter anderem: purer Zufall, unverschämtes Glück, Heimvorteil. Manche sprachen sogar von einem religiösen Wunder, jedenfalls blieb die Lösung ein Geheimnis.

Und als ob das noch nicht genug wäre, begab sich neben diesem übernatürlichen Phänomen an ebenso unerklärliches Wunder im benachbarten Ungarn.

Wenn man heute das Land der Magyaren besucht, sticht einem sofort ein gewisser, man könnte sagen, unverschämter Wohlstand ins Auge. Mehr noch, der ungarische Mann-auf-der-Straße strahlt eine klassenfremde, im Ostblock sonst kaum spürbare Zufriedenheit aus.

Das kann doch nicht mit rechten Dingen zugehen.

Die Erklärung ist jedoch einfach. Diese erstaunlichen Ungarn, die der Welt schon das Gulasch und einige ausgezeichnete Humoristen geschenkt haben, diese Ungarn entdeckten etwas, das alle Jünger des Kollektivismus in helles Erstaunen versetzte.

»Warum«, so fragten sich die Ungarn in ihrem unverständlichen Kauderwelsch, »warum geht das nur in der Landwirtschaft? Wäre es nicht eine gute Idee, überhaupt allen Menschen die Chance zu geben, die Früchte ihrer Arbeit zu genießen?«

Das war eine ideologische Bombe. Es gibt kein anderes

Wort dafür. Zunächst einmal wurde nur ganz kleinen Betrieben mit maximal 8 Angestellten erlaubt, auf priüatwirtschaftlicher Basis zu sündigen. Es dauerte nicht lange, und man tolerierte 16 Angestellte. Zum Zeitpunkt, da sich herausstellte, daß diese Privatbetriebe bereits ein Drittel des Bruttonationalproduktes erwirtschafteten, wurde die Quote auf 32, dann auf 64, 128 und 256 Arbeitnehmer erhöht. Der nächste dialektische Schritt ist bereits vorgesehen: \$12, wenn ich nicht irre.

Dieser Erneuerungsprozeß hat ßr wahr grundsätzlich Revolutionäres an sich.

Was können wir also aus diesem tollkühnen ungarischen Experiment lernen? Glaubt es oder glaubt es nicht, Freunde, wir lernen, daß Bauernhöfe, Fabriken und Werkstätten um ein Erhebliches mehr produzieren, wenn sie nicht den proletarischen Massen in ihrer Gesamtheit gehören, sondern nur einem einzelnen Proletarier. Oder seiner Familie oder einigen Leuten, die an der Sache persönlich interessiert sind.

Wir müssen uns alle mühsam mit dem paradoxen Gedanken vertraut machen, daß diese Menschen plötzlich Initiative entwickeln, daß sie bereit sind, Zeit, Arbeit und Können zu investieren, wenn sie dadurch ihren persönlichen Lebensstandard verbessern.

Es handelt sich hier um die bedeutendste Erfindung seit dem Reißverschluß, Und wer oder was hat diese Erfindung hervorgebracht? Es war, Genossen und Genossinnen, der dialektische Materialismus.

Das Zentralkomitee berät nun ernsthaft, ob das ungarische Modell auch in die übrigen Länder des Ostblocks zu übertragen wäre, oder ob es klüger wäre, noch eine Weile abzuwarten. Zur Zeit sieht es so aus, als ob die Privatwirtschaft demnächst auch in China und der Sowjetunion auf den Zehenspitzen Einzug halten könnte. Die Produktivität wird dann ins Uferlose steigen, Exportzahlen werden wachsen, der Weizen wird blühen, und es wird sogar Zündhölzer für die Staatsbürger über 18 Jahre zu kaufen geben.

Das, Freunde, ist die wahre ideologische Flexibilität.

Sicherlich gibt es da oder dort schon Parteidenker, die im stillen Kämmerlein noch einen Schritt weiterdenken, um dem Sozialismus zum raschen Endsieg zu verhelfen. So gibt es

*schon Überlegungen ein Dekret zu erlassen, welches den Leuten erlaubt, ihre Besitztümer an ihre Nachkommen zu vererben.*

*Der Grund? Ganz einfach! Eine geheime staatliche Umfrage hat ergeben, daß die Menschen ihr schwerverdientes Vermögen lieber ihren Kindern vermachen als der Partei. Überraschend, aber wahr. Das könnte sich auch als Ansporn zu gesteigerter Produktivität erweisen, wer weiß?*

*Man muß sich allen Ernstes fragen, woher die Kommunisten nur diese vielen brillanten Ideen nehmen?*

*Falls der neue »Fünf-Jahres-Plan zur dialektischen Entwicklung der materialistischen Privatwirtschaft« lückenlos eingehalten wird, ist zu erwarten, daß die kollektive Ökonomie des Ostens einen unheimlichen Aufschwung verzeichnen wird. Man wird dabei sehr sorgsam vorgehen, Schritt für Schritt, mit aller gebotenen Vorsicht, und vor allem — immer dialektisch.*

*Und wenn einmal der Zeitpunkt kommen sollte, da die sowjetische Wirtschaft wirklich funktioniert, wenn einmal das Angebot von der Nachfrage bestimmt wird, wenn der russische Mann-auf-der-Straße mit sich und der Welt zufrieden ist — dann kommt der nächste logische Schritt: Man wird die Hinterhofeigentümer und die Privatunternehmer wieder in Arbeitslager schicken, ihre Besitztümer verstaatlichen und endgültig jenes kollektive Wirtschaftssystem einführen, das — wie schon Genosse Chruschtschow seinerzeit sagte — früher oder später den Kapitalismus begraben muß.*

**I**ch bin bereit zuzugeben, daß ich mit Wonne fliege. Nicht weil ich so gerne nach verlorenen Koffern suche, sondern weil ich grundsätzlich Abwechslung liebe. Von Japan bis Lappland ist mir bestimmt kein Fleckchen Erde entgangen, auf dem sich irgendwelche Verleger befinden. Ein besonderer Fall jedoch war mein Besuch in Ungarn, dem Land, in dem ich vor 36 Jahren meine Jugend zurückgelassen habe.

Ich zähle noch immer in ungarisch (meiner Meinung nach ist das in anderen Sprachen gar nicht möglich),

Sentimentale Reise  
ins Land, wo der  
Paprika wächst

bin imstande, auch während des Seispringens »Elkel-kaposztasitottalanitottatok« zu sagen, und wenn ich von der philosophischen Fakultät einer Universität gefragt werde, was ich unter dem »Absolut Guten« von Schopenhauer verstehe, antworte ich in vollem Bewußtsein meiner Verantwortung für die nachfolgenden Generationen: Ungarische Salami, hauchdünn geschnitten.

In Budapest war ich zum ersten Mal verliebt (in eine mollige Friseurgehilfin, die mir meine Liebe und mein Taschengeld nicht zurückgab). Dort habe ich mein erstes Eis gelutscht (Mokka und Vanille), und an mir selbst die Premiere der langen Hose und des gelben Judensterns erlebt.

Die Frage nach den vaterländischen Wurzeln ist dennoch bei mir nicht ganz eindeutig zu beantworten. In Israel fühle ich mich zu Hause, weil es das einzige Land ist, wo ich kein Jude bin, aber Ungarn ist das einzige Land, in dem ich keinen ungarischen Akzent habe. Im Traum flirte ich mit Golda in meiner tatarischen Muttersprache, aber über meinen ersten Besuch in Ungarn nach 33 Jahren habe ich von rechts nach links in Hebräisch geschrieben.

**A**ls wir die Stadt betraten, in der ich die erste Hälfte meines Lebens verbracht hatte und an die ich mich überhaupt nicht mehr erinnern konnte, erlebten meine orientalische Familie und ich den ersten Schock: Wir stellten nämlich fest, daß die ungarische Hauptstadt dermaßen voller Privatwagen ist, daß ihre Straßen chronisch verstopft sind. Sehr bald stellte sich heraus, daß jeder dritte Ungar einen Pkw besitzt und jeder zweite Ungar einen Antrag auf weitere drei gestellt hat. Um die Wahrheit zu sagen, waren wir ein wenig beleidigt: das entspricht nicht den Spielregeln.

»Das sollen Kommunisten sein?« fragte verächtlich die beste aller Ehefrauen. »Wo ist die Armut?«

Auch das Prachthotel »Hilton« wurde mitten im schönsten historischen Viertel Budapests errichtet. Als wir vor dem Portal des superamerikanischen Hotels aus unserem Taxi stiegen,

*schwebte ein unrasiertes Element an uns heran und fragte lauthals, ob wir vielleicht irgendwelche Devisen zu verkaufen hätten, zum Schwarzmarktpreis, versteht sich.*

*»Mein Herr«, antwortete ich ihm, »ich habe Angst.«*

*Per Taxifahrer lieferte uns eine Erklärung:*

*»Was dieser Mann da getan hat, ist heller Wahnsinn«, sagte der Fahrer, »wenn man hier jemanden im Besitz illegal erworbener Devisen erwischt, so landet er glatt für fünf Jahre hinter Gittern...«*

*»Gesetz ist Gesetz«, stimmte ich zu und fragte, »was schulde ich Ihnen für die Fahrt?«*

*»Sechzig Forint«, antwortete der Taxifahrer, »aber wenn Sie mir den Fahrpreis in schwarzen Devisen bezahlen, so berechne ich Ihnen einen phantastischen Wechselkurs von 21 Forint pro Mark...«*

*Ich lehnte seinen gefährlichen Vorschlag ab, ebenso den des korpulenten Hotel-Gepäckträgers, der, meine Koffer schlep- pend, mir im Fahrstuhl glühenden Blickes lässig zuwarf:*

*»Mein Herr, Sie könnten mir doch, aus Zerstretheit natürlich, ein Trinkgeld in Devisen geben...«*

*Innerhalb von zwei Tagen war mir diese neue sozialistische Realität völlig klar. Mein geliebter, junger Neffe Lacika lieferte mir einen internen Bericht darüber, nachdem wir uns im Foyer des Hotels um den Hals gefallen waren. Unsere Begegnung war herzergreifend, da wir uns seit 45 Jahren nicht mehr gesehen hatten, mein lieber Neffe und ich, die wir uns nie haben ausstehen können. Und jetzt heulten wir wie die Kinder. Zunächst dachte ich zwar, Lacika hätte sich verspätet, da ich etwa eine Viertelstunde lang durch die leere Hotelhalle hin und her lief, ohne ihn aufzuspüren. Schließlich wandte ich mich an einen alten Herrn, der am Stock durch die Gegend hüpfte, und fragte ihn, ob er nicht zufällig einen jungen Mann dort gesehen habe. Und da stellten wir fest, daß der alte Herr Lacika in Person war. »Mein Gott, ist er alt geworden!« hörte ich eine Stimme in meinem Inneren; »das ist ja furchtbar!« Aber weshalb, zum Teufel nochmal, hat er mich nicht erkannt, warum nur?*

*»Ich dachte, du seiest größer und blonder«, murmelte der zahnlose Lacika vor sich hin, »aber jetzt sehe ich, daß sich »eine Ohren überhaupt nicht verändert haben ...«*

*Sehr bald hatte sich mein junger Neffe mit meiner Familie angefreundet, und darüber hinaus unterhielt er meine Kinder bis in die späten Abendstunden mit wundervollen Zauberstücken: Wir legten ihm Markstücke in die Hand, die dann blitzschnell zwischen seinen flinken Fingern verschwanden, als hätte es sie nie gegeben. Unsere Bewunderung ließ erst dann etwas nach, als wir erfuhren, daß sich die meisten meiner entfernten Verwandten und nahestehenden Freunde auf ihre alten Tage auf solche Zauberkünste als Hobby spezialisiert hatten.*

*Die Ursache hierfür ist im Grunde politisch: Ungarn ist, wie vorher schon gesagt, eine sehr volkstümliche Demokratie, jedoch mit etwas mehr Sinn für Humor und viel mehr Freiheit, als gemeinhin erwartet wird. So sehr es die Bürger der freien Welt auch enttäuschen mag, der Durchschnittsungar ist gar nicht ein so trauriger Mensch. Vielleicht deshalb, weil ein jeder sich heutzutage an die ungarische Regierung wenden und einfach erklären kann, er wolle Paris oder Neuseeland besuchen und — welch Wunder! — er erhält ohne Schwierigkeiten die Genehmigung für eine zweimonatige Reise ins Ausland. Ich frage Sie: Ist das an eiserner Vorhang?*

*Genosse Stalin dürfte sich angesichts einer derartig bürgerlichen Laxheit in seinem Grab — bekanntlich außerhalb der Kremlmauern — umdrehen.*

*In Ungarn sind die Reisebeschränkungen ganz anderer Art. Das Problem lautet: Devisen. Denn das Finanzministerium in Budapest genehmigt dem westwärts strebenden Bürger nur einige hundert Dollar, und auch das nur alle drei Jahre einmal. Für einen kurzen, dreitägigen Auslandsaufenthalt wird jährlich eine Handvoll Dollar bewilligt, und ein nur dreistündiger Besuch jenseits der Grenze ist sogar monatlich möglich. Und wer mal kurz die Staatsgrenze überqueren will, um rund um die österreichische Zollstation eine Runde Jogging zu drehen, der kann es fast jede Woche tun.*

*Die Hauptsache sind die Devisen, fa, die Devisen.*

*Als die Genossen Marx und Lenin seinerzeit die Fundamente für eine gleichberechtigte Gesellschaft legten, in der jeder nach seinen Kräften arbeitet und entsprechend der Druckausübung seitens seiner Gewerkschaft verdient, vergaßen sie die ideologische Motivation zu bezeichnen, die sich hinter dieser*

*dialektischen Evolution abzeichnet, nämlich, die große Begierde des Proletariats nach Devisen. Dieser Erscheinung wurde ich mir bereits am dritten Tag unseres angenehmen Aufenthalts in Budapest bewußt. Wir wußten ganz genau, daß jedes Mal, wenn wir am Ende eines traumhaften Abendessens im Restaurant die Geldbörse öffnen und in einer kontrolliert lässigen Bewegung einen blanken Dollarschein auf den Tisch legen, die einheimischen Gäste auf ihren Stühlen erstarren, die Männer von pfeifender Atemnot befallen werden, die Frauen ihre Puderdosen Öffnen und sich fieberhaft schönmachen, während den Kellnern die Tablettts aus den Händen entgleiten und mit ohrenbetäubendem Krach auf dem Boden der Realität zerschellen ...*

*»Sag mir die Wahrheit«, sagte ich an einem dieser Abende zu Gusti, dem einst flinksten Rechtsaußen der Fußballmannschaft der Universität, »warum wollt ihr ausgerechnet in den Westen reisen und nicht in die kommunistischen Nachbarländer, in die Touristen aus dem Westen strömen?«*

*Gusti betrachtete mich erstaunt durch seine dicken Brillengläser und fuhr mit der Hand, in Gedanken versunken, über seinen weißen Bart:*

*»Ich weiß es nicht«, murmelte er, »möglicherweise ist es das Ausbleiben von Komplikationen und Schwierigkeiten, das uns davon abhält. Für einen Besuch in Polen ist es nicht erforderlich, ein ganzes Jahr lang Devisen zu horten, wo bleibt da der Reiz? Und im übrigen gibt es dort kein Strip-tease. Nein, im Westen ist es besser, es ist dort wahrhaftig wunderbar.«*

*»Wenn es so ist, warum kehrt ihr dann von dort zurück nach Hause?«*

*»Um zu verreisen. Wir lieben es, zu verreisen.«*

*Er, Gusti, verreist alle drei Wochen. Zuletzt hat er in einem Tiroler Erholungsort eine unvergeßliche ganze Stunde verleben dürfen. Unter der Tischdecke schob ich ihm heimlich zwanzig Dollar zu. Gusti Öffnete den an seiner Hüfte hängenden Walkman polnischer Herkunft und verbarg die heiligen Scheine unterhalb der Batterien. In diesen Tagen eröffnete sich uns der ungarische Genius in all seiner Entfaltungsweite. Der*

*alte Zigeunergeiger beispielsweise, der eine Nacht lang in einem ganz mit Spiegeln ausgestatteten Kaffeehaus für uns spielte, schob unser saftiges Devisentrinkgeld in sein Instrument hinein, während er leise alte Gebete und neue Wechselkurse vor sich hin murmelte. Aus der Geige gingen fast keine Töne mehr hervor, aber der Geiger ging ins Ausland.*

*Ich sprach über die krankhafte Versessenheit der neuen ungarischen Gesellschaft auf Devisen mit einem jungen leitenden Funktionär des Regierungsapparats, der mit mir seinerzeit die Schulbank geteilt hatte, das heißt sein Vater war es gewesen, und er lachte laut und freimütig.*

*»Ja, ja, unsere Brüder sind total verrückt«, sagte mein Gesprächspartner mit einem verständnisvollen Lächeln, »man erzählt sich, daß jeder von ihnen bereits ein geheimes Sarverstech für Devisen in seinem Haus hat, trotz der drakonischen Strafen für solche Vergehen...«*

*Er kniete nieder, steckte meine fünfzig Mark von unten her zwischen die Federn seines Bürostuhls und legte hinzu:*

*»Ich beabsichtige, 1986 Mexiko zu bereisen.«*

*Wir verließen dieses schöne Land, in dem mir die Gesichter so fremd und die Worte und Aufschriften so bekannt vorkamen. Ich kehrte in mein Haus im Nahen Osten und zu meiner fürchtbaren Aussprache zurück. Mein Leben geht weiter, als wäre nichts geschehen, aber in meinem Innersten wächst nun ein Neid auf das stolze ungarische Volk, das nach so vielen Jahren des Leidens und der Suche nach einem eigenen Weg endlich zu seiner wahren historischen Bestimmung gefunden hat: der Devisenjagd.*

Meine ungarische Muttersprache ist eine unheilbare Krankheit. Mein Kehlkopf verweigert stur die Zusammenarbeit mit anderen Sprachen. Zwar schreibe ich Hebräisch wie der Prophet Jeremias in seiner besten Zeit, aber kaum öffne ich den Mund, ist alles vorbei. Gott sei Dank haben meine Bücher keinen Akzent.

**A**uf Reisen interessiere ich mich für Menschen und nicht für die Landschaft (die ist in Cinemascope weitaus attraktiver). So reise ich lieber in Länder, deren Sprache ich beherrsche oder deren Bewohner Verständnis dafür haben, daß ich es nicht tue. In Dänemark zum Beispiel ist keiner beleidigt, wenn man englisch spricht. Auch in Istanbul wird es einem noch

verziehen, wenn man nicht in perfektem Türkisch mit den Einheimischen plaudert

Von den großen europäischen Völkern entschuldigen jedoch nur die Deutschen den radebrechenden Fremden. Sie finden ihn geradezu charmant — was mich manchmal zum Charme-in-Person werden läßt.

Die Franzosen verachten jeden Fremden und erkennen den allerkleinsten Akzent schon vor dem ersten »oui«. Die Italiener hingegen sind noch nicht einmal zur rein theoretischen Existenz anderer Sprachen vorgeedrungen. Aber sie lieben Touristen. Insbesondere jene, die mit Restaurantrechnungen nicht klarkommen. Eine ernst zu nehmende Klippe in Bella Italia sind jedoch jene Hotelpartiers, die dem Gast rund um die Uhr mit einem ausgesucht höflichen, aber extrem begrenzten Wortschatz zur Verfügung stehen.

Der Giuseppe, den ich meine, hatte nämlich eine neiderweckende schwarze Lockenpracht und stand in einer venezianischen Portiersloge, als ich mich kurz vor Mitternacht aufs sonnengerötete Ohr legen wollte.

»My friend«, ließ ich ihn wissen, »ich möchte morgen früh abreisen.«

Mit einer Verbeugung, die jeder Hotelfachschule zur Ehre gereichen würde, antwortete Giuseppe:

»Yes, Sir.«

»Ich bitte, mich punkt 7 Uhr 15 zu wecken.«

»Yes, Sir.«

»Bitte bestellen Sie mir für 7 Uhr 40 eine Gondel.«

»Yes, Sir.«

»Good night«

»Yes, Sir.«

Erst wenn man am nächsten Tag um 11 Uhr 22 mit verquollenen Augen die Treppe hinuntertorkelt und in den Canal Grande fällt, wird einem klar, daß Giuseppe von dem gestern geführten lebhaften Zwiegespräch nicht eine Silbe verstanden hat. (»Warum um Gottes willen haben Sie mir denn nicht gesagt, Giuseppe, daß Sie kein Englisch verstehen?« »Yes, Sir.«)

In dieser Disziplin kann sich nur ein waschechter

Der sicherste Weg für einen Ausländer, »der-die-das«-Fehler zu vermeiden, ist — konsequent den Mund zu halten.

spanischer Kollege mit Giuseppe messen. Der spanische Hotelpartier versteht zwar Englisch besser, dafür aber dich schlechter. Hier soll mein vielzitiertes Erlebnis aus dem zauberhaften Barcelona folgen.

Mit den besten  
Empfehlungen  
dem »Buch der  
Rekorde«  
gewidmet.

**I**ch hatte von meinem Hotelzimmer in Barcelona aus den Portier angerufen. Das Gespräch nahm folgenden Verlauf: »Ich fliege morgen nach Madrid«, begann ich. »Bitte bestellen Sie für mich ein Hotelzimmer mit Bad.«

»Sie warten, ich nachschau, Herr«, antwortete der Portier und legte den Hörer hin. Nach einer Weile meldete er sich wieder: »Es leidtut mir, Herr. Wir haben kein Zimmer frei. Sie versuchen nächste Woche.« Damit legte er den Hörer nicht hin, sondern auf.

Ich läutete aufs neue:

»Sie haben mich schlecht verstanden. Ich brauche ein Zimmer in Madrid, nicht hier.«

»Es leidtut mir, Herr, daß Sie sich Mühe machen und rufen noch einmal an von Madrid. Wir haben kein Zimmer. Sie bitte versuchen nächste Woche, Herr.«

»Uno momento!« rief ich in meinem besten Spanisch, ehe er auflegen konnte. »Ich bin nicht in Madrid. Ich möchte ein Zimmer in Madrid haben.«

»Gewiß, Herr. Aber dieses Hotel ist nicht in Madrid. Dieses Hotel in Barcelona.«

»Das weiß ich.«

»Warum?«

»Weil ich hier wohne.«

»Sie wohnen?«

»Ja. Hier. Bei Ihnen.«

»Und mit Ihrem Zimmer Sie sind nicht glücklich?«

»Ich bin sehr glücklich mit meinem Zimmer, aber ich muß morgen nach Madrid fliegen.«

»Sie wollen, ich nehme herunter Ihr Gepäck?«

»Ja. Morgen. Nicht jetzt.«

»Ist in Ordnung, Herr. Gute Nacht, Herr.«

Abermals legte er auf, abermals läutete ich an:

»Das bin wieder ich. Der Mann, der morgen nach Madrid

4W. *Ich habe Sie gebeten, mir ein Zimmer mit Bad zu reservieren.*«

»Sie warten, ich nachschau, Herr.« Die Pause von vorhin wiederholte skh. »Ich nachgeschaut habe. Es tut mir leid, Herr. Unsere alle Zimmer sind belegt. Sie versuchen nächste —\*

»Ich will kein Zimmer in diesem Hotel! Ich habe schon eines! Ich wohne auf Nummer 206!«

»206? Moment, Herr... Nein, tut mir leid. Zimmer 206 ist besetzt.«

»Natürlich ist es besetzt. Von mir.«

»Und Sie wollen anderes Zimmer?«

»Nein. Ich fliege morgen nach Madrid und möchte von Ihnen ein Zimmer reserviert bekommen.«

»Für morgen?«

»Ja.«

»Sie warten, ich nachschau... Mit Bad?«

»Ja.«

»Sie Glück haben, Herr. Ich für Sie Zimmer habe für morgen.«

»Gott sei Dank«

»Zimmer 206 wird morgen frei.«

»Danke.«

»Bitte sehr, Herr. Sonst etwas noch, Herr?«

»Einen Schnaps.«

»Kommt sofort, Herr.«

Um die Südländer nicht zu kränken, muß ich gleich hinzufügen, daß der Dialog in Barcelona nicht ganz so stattgefunden hat. Den Schnaps am Ende habe ich dazu erfunden.

Der Ort, wo man mit Englisch mehr oder weniger problemlos durchkommt, ist allem Anschein nach London. Ich liebe diese aufregende Metropole, die einzige orientalische Großstadt, in der so viele Engländer leben. Gott sei Dank legen die Briten ihre traditionsreiche Zuvorkommenheit auch den bloody foreigners gegenüber an den Tag. Die Unterstellung, daß er alle Touri-

sten für Barbaren hält, wird jeder Engländer empört zurückweisen:

Man kann das  
Untertreiben auch  
übertreiben.

»Not really.«

Ich habe in London meinen Film »Der Blaumilchkanal« (in englisch »The Big Dig«) abgedreht, und hatte währenddessen Gelegenheit, einen interessanten Durchschnittslondoner näher kennenzulernen. Er war ein saudiarabischer Prinz namens Chalil-Yussuf (Name vom Autor zur Hälfte geändert). Der Prinz wohnte im Hotel des Playboy-Magazins und hatte auf den ersten flüchtigen Blick keine nennenswerten finanziellen Probleme. Als er entdeckte, daß ich Israeli bin, fiel er mir um den Hals. Er bestand umgehend darauf, daß ich im Hotelkasino auf seine Kosten Blackjack spielen müsse. Spät nachts, an der Bar des Hotels (er trank nur Orangensaft, mit Wodka), wollte er das ganze Hotel für mich kaufen. Ich habe seine Aufmerksamkeit wegen zu erwartender Führungsschwierigkeiten höflich zurückgewiesen.

Freundschaftliche  
Beziehungen  
zwischen Arabern  
und Juden über-  
raschen nur jene  
Nahostexperten,  
die ihre Sach-  
kenntnisse in lang-  
jähriger persönli-  
cher Erfahrung in  
Frankfurt am Main  
erworben haben.

Unsere Freundschaft war kurz aber herzlich. Allerdings waren unsere politischen Meinungsverschiedenheiten nicht immer leicht zu überbrücken. Der Prinz war für meinen Geschmack ein zu blinder Anhänger Israels. Manchmal mußte uns der Barkeeper sogar zur Ruhe mahnen, wenn unsere Debatten zu lebhaft wurden: Chalil-Yussuf verteidigte jeden Schritt meiner Regierung und beschimpfte gleichzeitig die syrische und ägyptische Sauwirtschaft...

Aber im zwischenmenschlichen Bereich kamen wir recht gut miteinander aus.

Bis zu dem Tag, an dem die Londoner »Times« mich mit einer Satire Über ein Tagesthema beauftragte. Die Kurzgeschichte, die ich mir erwartungsgemäß aus den Fingern gezogen hatte, spielte in Riad, und auch mein Freund tauchte darin auf.

*Die erste zuverlässige Nachricht über die öffentliche Versteigerung des Zweiten Sekretärs der Kgl Britischen Botschaft in Riad, Edwin McKinsley, kam von einer saudi-arabischen Presseagentur und erregte in London einiges Aufsehen. Im Besitz McKinsleys waren elf Haschen einer After-Shave-Lotion entdeckt worden, die nicht weniger als 60% Alkohol enthielt. Der Botschaftssekretär wurde zu 4.70 Stockschlagen verurteilt und nach Vollzug der Strafe auf dem Hauptplatz von Riad als Sklave an Scheich Mahmud Abu-Buba verkauft, einen Onkel des Königs von mütterlicher Seite (von welcher, ließ sich nicht genau feststellen). Der Kaufpreis belief sich auf die geringe Summe von 15 Guineas.*

*Soweit die Tatsachen. Man sollte sie nicht emotioneil beurteilen, sondern im Rahmen des globalen Zusammenhangs, in den sie gehören.*

*Aus einem internen Memorandum des Foreign Office geht eindeutig hervor, daß der Botschaftssekretär mit den Stockhieben auf sein entblößtes Gesäß und mit dem anschließenden Verkauf in die Sklaverei ausdrücklich einverstanden war. Obwohl man ihn in flagranti bei der Verwendung jener alkoholischen Flüssigkeit ertappt hatte, behandelte man ihn — zweifellos auf Grund der engen wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Saudi-Arabien und Großbritannien — mit bemerkenswertem Entgegenkommen. Man überließ ihm die Wahl, ob er seine Augen ausgerissen und den Kopf vom Rumpf getrennt haben wollte oder ob er es vorzöge, als Sklave weiterzuleben. McKinsley entschied sich aus freien Stücken für die zweite Möglichkeit.*

*Weiter ist zu bedenken, daß die Bestrafung als solche unter strenger Beachtung der in der Genfer Konvention festgelegten Vorschriften erfolgte. Die englische Regierung hat das bereits in aller Form zur Kenntnis genommen. »Ich bin in der angenehmen Lage«, erklärte der britische Außenminister auf eine diesbezügliche parlamentarische Anfrage, »der ehrenwerten Versammlung mitteilen zu können, daß während der gesamten Dauer des Strafvollzugs ein Amtsarzt anwesend war und daß die saudiarabischen Behörden zwei eigens herangezogene Muezzins beauftragt hatten, die Prozedur mit Versen aus*

dem Koran zu begleiten. Überdies verlor der Verurteilte nach dem 13. Stockschlag das Bewußtsein, so daß er die restlichen 30 Schläge ohne den geringsten Schmerzenslaut über sich ergehen ließ. Wir dürfen stolz auf ihn sein.«

Kunte-Kinsley, wie der Botschaftssekretär seit Beginn seiner neuen Karriere genannt wird, erholte sich bald und hat einen Teil der Verwendbarkeit seines Sitzfleisches, wenn auch nicht zum Sitzen, seither wiedergewonnen. Scheich Abu-Buba ist mit ihm zufrieden und hat ihm gestattet, seinen persönlichen Regenschirm zu behalten. Zur Zeit beaufsichtigt Kunte-Kinsley die 182 Kinder des Scheichs und vermaltert deren leichte Unterwäsche.

Während man sich in Kreisen der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft angesichts der bevorstehenden OPEC-Konferenz und der steigenden Schwierigkeiten in der Ölversorgung äußerst beunruhigt zeigte, ließ es ein Teil der englischen Presse bedauerlicherweise an der gebotenen Zurückhaltung fehlen. »15 Guineas für einen erfahrenen Diplomaten ?« fragte der »Sunday Telegraph« in einer balkendicken Überschrift. »Ein junges Kamel kostet mehr!« Das Blatt stellte fest, daß der Botschaftssekretär auf Grund seiner männlichen Erscheinung und seines sportgestählten Körpers als erstklassiges Sklavenmaterial zu betrachten sei. »Die für ihn bezahlte Kaufsumme«, schloß der Artikel, »ist eine Beleidigung unserer nationalen Würde und läßt sich nur mit den Hungerlöhnen vergleichen, wie sie die israelischen Eroberer in den besetzten Gebieten ihren arabischen Arbeitskräften zahlen.«

Der gemäßigte »Observer« beschäftigte sich mit der völkerrechtlichen Seite des Falles: »Was wird aus Kunte-Kinsleys Kindern, wenn sein Herr ihn mit einer Sklavin verheiratet? Sind sie britische oder saudische Bürger? Der Generalstaatsanwalt, den wir darüber befragt haben, neigt der Meinung zu, daß ihnen die saudiarabische Staatsbürgerschaft aufgewungen werden könnte, ohne daß die Regierung Ihrer Majestät eine juristisch abgesicherte Möglichkeit zum Eingreifen hätte. Wir möchten nicht verhehlen, daß uns diese Sachlage mit tiefer Besorgnis erfüllt.«

Es wurden allerdings auch schärfere Töne hörbar. So ver-

langte »The Jewish Chronicle« die Entsendung britischer Flotteneinheiten in die saudiarabischen Hoheitsgewässer, stieß jedoch auf den entschiedenen Widerstand des Oberhauses, wo man nach Rücksprache mit dem Handelsministerium den Beschluß faßte, von einer Rottendemonstration abzusehen und statt dessen einen illustrierten Katalog mit den neuesten Erzeugnissen der englischen Rüstungsindustrie nach Riad zu schicken. Ähnlich ergebnislos verlief eine Debatte über den möglichen Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Südafrika. Im übrigen wurde von mehreren Rednern darauf hingewiesen, daß es sich bei Kunte-Kinsley nicht um einen Einzelfall handelte. Laut Geheimberichten der englischen Gegenespionage teilte er sein Sklavenquartier mit zwei wegen Trunkenheit verkauften amerikanischen Ingenieuren. Ein anderer englischer Diplomat, Sir Tobias (»Toby«) Middleborough, sei auf einer halboffiziellen Reise mit seiner Sekretärin bereits vor drei Jahren in Saudi-Arabien verschwunden und befände sich angeblich als Haremswächter in den Diensten eines nicht näher bezeichneten Scheichs. Auch die Sekretärin wurde nicht näher bezeichnet.

»Es gibt ein altes arabisches Sprichwort«, bemerkte der Schatzkanzler aus keinem besonderen Anlaß, »welches besagt, daß ein einmal abgeschlossener Kauf nur von Allah rückgängig gemacht werden kann.« Kunte-Kinsleys Ehefrau war anderer Ansicht und brachte die Regierung in größte Verlegenheit, als sie sich erbötig machte, ihren Mann von Abu-Buba zurückzukaufen. Der Scheich antwortete nicht. Ein vom Roten Kreuz nach Riad entsandter Funktionär traf zwar an seinem Bestimmungsort ein, doch fehlt seither jede Nachricht von ihm; man vermutet eine saisonbedingte Materialknappheit auf dem saudiarabischen Sklavenmarkt.

Unter dem Druck der öffentlichen Meinung richtete das Außenamt die folgende, in energischer, wenn auch höflicher Form gehaltene Botschaft an König Chalid:

»Die Regierung Ihrer Majestät betrachtet das physische Wohlergehen des Sklaven Kunte-Kinsley als Angelegenheit von höchster Bedeutung und möchte der zuversichtlichen Hoffnung Ausdruck geben, daß die disziplinären Maßnahmen, die

gegen den Genannten etwa ergriffen werden sollten, sich streng im Rahmen der internationalen Vereinbarungen über die Behandlung von Anfängersklaven vollziehen werden.«

Darüber hinaus macht die Regierung von allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln der Geheimdiplomatie Gebrauch (die ja immer bedeutend wirksamer sind als lärmende Proteste) und ist in jeder Weise bemüht, das Schicksal McKuntes zu erleichtern. Sie hat sich beispielsweise für seine Verwendung als Küchengehilfe eingesetzt, ohne zunächst darauf zu drängen, daß ihm die Ketten abgenommen werden; ein dadurch ermöglichter Fluchtversuch wäre geeignet, sich auf das gute Einvernehmen zwischen den beiden befreundeten Staaten nachteilig auszuwirken. Einige konservative Abgeordnete gaben zu bedenken, ob man die in London scharenweise zu Besuch weilenden saudischen Prinzen nicht durch Einschränkung ihres Whiskykonsums unter moralischen Druck setzen könnte. Die Anregung wurde nicht weiter verfolgt, da man feststellen mußte, daß sich nahezu sämtliche Whiskydestillereien längst in saudiarabischem Besitz befänden.

Die Minister der OPEC-Länder hatten mittlerweile ihre Konferenz begonnen. Führende englische Warenhäuser brachten Kataloge in arabischer Sprache heraus. Die arabischen Einlagen in den englischen Banken erreichten eine Höhe von 800 Milliarden Pfund. Die Handelsbilanz wies eine lachende Besserung auf.

Unter diesen erfreulichen Umständen machte sich ein hoher Beamter des Außenministeriums erbötig, an Stelle Kunte-Kinsleys in die Sklaverei zu gehen. Die öffentliche Meinung jubelte — aber, wie sich zeigte, zu früh: Der saudiarabische Botschafter suchte den Beamten auf, prüfte seine Zähne, gab sie ihm zurück und verließ ihn mit den Worten: »Kommt nicht in Frage.«

Dennoch blieb das Außenministerium nicht untätig. Unter dem Titel »Rechte und Pflichten des modernen Sklaven« erschien ein Handbuch für Diplomaten, aus dem wir einige Punkte zitieren:

»Bei körperlichen Züchtigungen ist die Oberlippe steif zu halten und die Muskulatur der unteren Rückenpartie aufzu-

*fodcenu Es empfiehlt sich, von Zeit zu Zeit kleine Schmerzensschreie auszustoßen, um dem züchtigenden Personal die von jffan erwünschte Genugtuung zu bereiten.«*

*»Verwendung von Vaseline oder einer gleichwertigen Salbe beschleunigt den Heilungsprozeß.«*

*»Dem Herrn, bei dem man als Sklave bedientet ist, nähert man sich auf allen Vieren (oder auf dem Bauch kriechend).«*

*»Befleißigen Sie sich bei der Entgegennahme von Befehlen größtmöglicher Kürze und Präzision: Yes, Massa! Thank you, Ma'am! und dergleichen.«*

*»Wahren Sie in Ihrem Verhalten stets die Würde Englands, dessen verkaufter Repräsentant Sie sind.«*

*Insgesamt darf gesagt werden, daß die englische Öffentlichkeit den Fall als erledigt ansieht und sich nur noch dafür interessiert, wann im Nahen Osten endlich alle besetzten Gebiete geräumt werden.*

Hier endete also meine kurze Romanze mit Chalil-Yussuf. Zutiefst betrübt teilte mir der Prinz mit, daß man am Hofe seines Onkels, des Königs, nie seine Freundschaft mit einem Mann dulden würde, der sich über das britische Außenministerium lustig macht.

Die Geschichte selbst ist in der »Times« nie erschienen. Die Engländer sind schließlich berühmt für die seltene Tugend, über sich selbst lachen zu können. Sie lieben eben Satiren über »Great Britain«. Nur jene nicht, die wirklich zutreffen.

Aber um der Wahrheit die Ehre zu geben: Einer der »Times«-Redakteure ließ mich ein halbes Jahr später doch noch wissen: Die Redaktion hätte sich das Urteil nicht leicht gemacht, aber die Satire läge leider unter meinem üblichen Niveau.

Dieser diplomatische Winkelzug hat mich nachdenklich gemacht. Als das Nachrichtenmagazin »Der Spiegel« bei mir einen Leitartikel bestellte, sagte ich nur unter der Bedingung zu, daß die Satire auch dann ver-Öffendicht würde, »wenn sie leider unter meinem üblichen Niveau läge«.

Die innige Beziehung zwischen London und seinen ehemaligen arabischen Untertanen ist unerschütterlich. Sie wurde nicht einmal durch den Fund der englischen ölfelder in der Nordsee gefährdet.

Analyse eines  
Komplexes

Das war aber auch der einzige Kontakt, den ich mit der großen Wochenzeitung hatte. Ich zähle den »Spiegel« zu den besten seiner Art in der ganzen Welt, aber sein negatives Vorurteil dem jüdischen Staat gegenüber ist so fest zementiert, daß es mir gelegentlich auf die Nerven geht.

Manchmal habe ich den Eindruck, daß ich selbst unter diesen Bannstrahl geraten bin.

Jedes Kind wünscht sich insgeheim eine Tarnkappe, die es unsichtbar macht. Im »Spiegel« habe ich es ohne Tarnkappe geschafft. Auf jeden Fall wurden ich und mein bescheidener satirischer Beitrag im Laufe der letzten 25 Jahre im »Spiegel« mit keinem einzigen Wort erwähnt.

Manchmal greife ich nach mir, ob ich trotzdem existiere.

Bei einem Empfang auf der Frankfurter Buchmesse flehte ich, im Hinblick auf meinen 60. Geburtstag und anscheinend unter dem Einfluß von Importweinen, den Chefredakteur des »Spiegel« an:

»Ich möchte nicht von dieser Erde gehen, bevor ich meinen Namen ein einziges Mal in Ihrer Zeitung gelesen habe. Es ist mir gleichgültig, was Sie schreiben. Mein Kompromißvorschlag ist: >Wie konnten die abgedroschenen Scherze dieses drittklassigen israelischen Witzboldes in Deutschland so hohe Auflagen erreichen?<«

Da glomm ein gewisses Interesse in den Augen des Chefredakteurs auf, aber nicht einmal um dieser Pointe willen war er bereit, mich von meinem »Spiegel«-Komplex zu erlösen.

Meine Schlacht  
um England

Gegenüber der »Times«-Redaktion kamen mir aber diese trübsinnigen Gedanken nicht. Ich bin, wie viele andere vor mir, an der Eroberung der britischen Insel einfach gescheitert. Meine Bücher erschienen in den besten englischen Verlagen, meine Theaterstücke und Filme wurden in London gezeigt, ich habe Vortragsreisen und PR-Tourneen durch die ganze Insel hinter mich gebracht — ein echter Erfolg war mir nicht be-

schert. Ich habe keine überzeugende Erklärung dafür. In der Literatur wie im Showbusiness bleibt anscheinend ein Geheimnis, was oder wer die Massen in Bewegung bringt.

Ich persönlich erkläre mir mein britisches Fiasko mit dem ausschließlichen Interesse der Engländer an sich selbst. Der Rest der Welt bedeutet für sie nur gewesene Kolonien.

Auf der anderen Seite der angelsächsischen Welt habe ich mehr Glück — obwohl Amerika die noch härtere Aschenbahn für den Amoklauf zum Erfolg ist

Im Land der unbegrenzten Möglichkeiten: zu scheitern

Wenn England nicht mehr zu Europa gehört, dann liegen die USA auf einem anderen Planeten. Der Durchschnittsamerikaner (gibt es auch einen anderen?) versteht unter Bismarck einen Hering, unter Frankfurt eine Würstchenfabrik und unter Napoleon einen der bedeutendsten Brandys der Weltgeschichte.

New York regiert Amerika, und New York selbst wäre nichts ohne die »New York Times«. Von den Sitzungen des Senats bis zur Premiere eines Lilliputanertheaters, alles wird erst wirklich, wenn es in dieser allmächtigen Tageszeitung steht. Die Wochenendausgabe wiegt mit Beilagen drei Kilo. Bei Regen vier.

Auf eine paradoxe Art ist sie aber auch eine sehr ehrliche Zeitung. Als die erste Mondrakete, Apollo 11, in das Weltall geschossen wurde, veranstaltete die Zeitung eine Umfrage unter den Schriftstellern aller Nationen: »Was halten Sie von Amerika?« Ich gab eine unerwartete Antwort: »Wenn die Götter eine Nation bestrafen wollen, machen sie sie zum Verbündeten der Vereinigten Staaten.«

Ein von Vietnamesen hochgeschätztes Bonmot

Genau so stand es in der »New York Times«.

»Drehen Sie sich um, Frau Lot«, mein erstes Buch, das ich ausländischen Verlegern anbot, erntete zunächst nur Absagen. Auch der S. Fischer Verlag, Herausgeber meiner Theaterstücke, lehnte es mit höflichem Bedauern ab. »Keine Erfolgchancen beim deutschen Leserpublikum«, war das Urteil des Verlagslektors.

Wie mich HerT  
ßerman Fischer  
informierte, wurde  
der Lektor in-  
zwischen aus  
gesundheitlichen  
Gründen um-  
geschult.

Dann wurde Frau Lot von der »New York Times« zum »Book of the Month« gewählt. Noch am gleichen Tag erhielt ich telegraphische Angebote von Verlegern aus aller Welt. Auch der S. Fischer Verlag war dabei.

Glück? Ist alles nur Glück?

Ja, alles ist Glück.

Wie sonst sollte man den Haupttreffer in der Lotterie bezeichnen?

In Frankfurt werden auf der Buchmesse Jahr für Jahr eine halbe Million neue, schöne, gute, interessante Bücher ausgestellt. Aus diesen 500000 wählt der Kritiker des »Literary Supplement of the New York Times« 12 Bücher jährlich aus (es gibt nämlich nicht mehr Monate pro Jahr). Habe ich Lotterie gesagt? Nein, dort stehen die Chancen für einen Schriftsteller weitaus besser...

Besonders für einen Schriftsteller, dessen Gesicht noch unbekannt ist. Denn besonders in den USA gilt: ohne Fernsehen keine Popularität. Für einen Auftritt im amerikanischen Fernsehen gibt es verschiedene Anlässe: künstlerischen Erfolg, Sexualmord oder Spionage. Der beste Weg aber ist immer noch ein schlagzeilenintensiver Scheidungsprozeß. Für diese Werbemethode gibt es auf der Madison Avenue bereits hartgesottene Spezialisten ...

Eine todsichere  
PR-Memodet ist,  
auf den Präsidenten  
zu schießen.

Ja, die Amerikaner sind von Natur aus »publicity minded«. Sie sind damit geboren wie die Fledermäuse mit ihrem berühmten Radar. Das reicht bis in den letzten Winkel der Privatsphäre. Ein hundertprozentiger Amerikaner zeigt auch zehn Minuten vor seinem Selbstmord noch das blendend weiße Gebiß und jauchzt: »I feel fine!« Filmstars und Bestsellerautoren engagieren Scharen von gescheiterten Leuten, die nichts anderes tun, als sich den Kopf zu zerbrechen, wie man in die Klatschspalten oder auf den allmächtigen Bildschirm kommt.

Man erzählt in Hollywood, daß die PR-Agentur von Frank Sinatra einmal im Monat einen Pressefotografen mietet, dessen Kamera der besoffene Frankie unter

Tobsuchtsanfällen kurz und klein schlägt. Jeden zweiten Monat muß auch der Fotograf daran glauben. (Für K. o. gibt es einen Aufpreis.) Er ist ein Meister der Massenhypnose, dieser Frankieboy. Als ich ihm vorgestellt wurde, strahlte sein höhensonnengebräuntes Gesicht auf:

»Oh, Mr. Kitchen, wie glücklich ich bin, Sie kennenzulernen«, schwärmte er und umarmte mich. »Ihr letzter Artikel in der Jerusalem Post hat mir enormes Vergnügen bereitet, besonders — hahaha — Ihre hintergründige Bemerkung über den Neumond ...«

Und so weiter. Um keine falschen Vorstellungen aufkommen zu lassen: Frankie hatte weder eine Ahnung, wer ich bin, noch was diese Post aus Jerusalem bedeutet, noch von welchem Neumond die Rede war. Mit all diesen Daten wurde er zehn Minuten vor unserem Treffen von seinem PR-Team gefüttert. Und er weiß, daß ich weiß, daß er weiß. Aber sein Lächeln war unwiderstehlich...

Natürlich spricht der Neid aus jedem meiner Worte. Ich hätte mein letztes Hemd hergegeben, um in Amerika Travolta zu werden. Einmal war ich fast soweit. Kurz bevor ich aber auf der Talk-Couch eines der großen TV-Päpste saß, wurde ich gegen die Mätresse des Hochstaplers ausgetauscht, der Howard Hughes' Autobiographie gefälscht hat. An dem Tage habe ich das Vorhaben aufgegeben, Amerika im Sturm zu erobern. Statt dessen hatte ich eine Geschichte geschrieben, die fast so komisch ist, wie ich mich fühlte.

Wir Europäer wollen gern gesund sein. Die Amerikaner sind dazu verpflichtet. Ein blaßes Gesicht ist in den USA verfassungswidrig.

Eine First-class-Talkshow in New York ist einer Heiligsprechung im Vatikan gleichzusetzen.

***I**n Amerika«, sprach meine Tante Trude, ah wir eines Abends den Stadtteil Brooklyn durchwanderten, »in Amerika kannst du ohne Publiätý keine Karriere machen.«*

*»Ich weiß«, antwortete ich kleinlaut. »Aber wie soll ich das fangen?«*

*»Du mußt irgendwo auftreten. Das wäre das beste. Oder etwas Ähnliches. Glücklicherweise habe ich ausgezeichnete per-*

*sönliche Verbindungen sowohl zum Rundfunk wie zur Presse. Im Rundfunk wird es lächter sein, weil ich in der Presse niemanden kenne.«*

*Der Rest war ein Kinderspiel. Meine Tante trifft bei ihrem Friseur gelegentlich mit Frau Perl Traubman zusammen, die seit vierzig Jahren in einem jiddischen Radiosender New Yorks die beliebte »Fanny-Swing-Show« leitet, ja mehr als das: Frau Traubman ist mit Fanny Swing identisch und verfügt sowohl in Brooklyn wie in der Bronx über eine große Anhängerschaft besonders unter den Hausfrauen.*

*Schon wenige Tage später kam Tante Trude vom Friseur nach Hause; ihr Gesicht unter den frisch gelegten Dauerwellen strahlte:*

*»Perl Traubman erwartet dich morgen um j Uhr 30 im Studio 203. Ich habe ihr gesagt, daß du Beat-Lyrik schreibst und ein Oberst bei den israelischen Fallschirmjägern bist, und sie war sehr beeindruckt. Du bist auf dem Weg zu einer amerikanischen Karriere.«*

*Wir fielen einander schluchzend in die Arme.*

*Frau Traubman-Swing ist eine freundliche Dame von Anfang Sechzig und sieht auch nicht viel älter aus, wenn man ihre knallblond gefärbten Haare und ihre grellrot geschminkten Lippen außer acht läßt. Ich mußte im Studio 203 eine halbe Stunde auf sie warten, denn sie erschien erst knappe zwei Minuten vor dem Beginn der Live-Sendung und begann sogleich, die verschiedenen Meldungen vorzulesen, die man im Senderraum für sie vorbereitet hatte. Als sie fertig war, schüttelte sie mir zur Begrüßung die Hand und fragte:*

*»In welcher Synagoge singen Sie, Herr Friedmann?«*

*Ich berichtete, daß ich meine liturgische Tätigkeit aufgegeben hätte, und stellte mich als der lyrische Oberst von Tante Trudes Friseursalon vor.*

*»Richtig, richtig.« Frau Traubman blätterte gedankenvoll in den vor ihr liegenden Papieren. »Kantor Friedmann kommt ja erst nächste Woche. Schön, wir können anfangen.«*

*Ein rotes Lämpchen flammte auf, ein mürrischer Glatzkopf kam in den Raum geschlurft, rief dreimal »Fanny« ins Mikrofon und setzte sich zu uns an den Tisch. Frau Traubmans*

Stimme, die eben noch geschäftsmäßig zerstreut geklungen hatte, nahm das schwelgerische Timbre einer verliebten Nachtigall an:

»Guten Morgen, Freunde. Sie hören Ihre Freundin Fanny Swing aus New York. Draußen regnet es, aber wenigstens ist es nicht feucht, sondern kühl. Sollte der Winter gekommen sein? Und weil wir schon von >gekommen< sprechen: in unser Studio ist heute ein sehr lieber Besuch gekommen, ein guter alter Freund, dessen Namen Ihnen allen bekannt ist, besonders den Besuchern der Or-Kabuki-Synagoge...« (hier machte ich müß mit einer Handbewegung bemerkbar, die Frau Traubman sofort kapierte), »... aber auch alle anderen werden den großen israelischen Dichter kennen, der soeben eine kurze Inspektionsreise durch die Vereinigten Staaten unternimmt. Er ist aktiüer Oberst in der israelischen Luftwaffe und Reserve-Astronaut. Wfie geht es Ihnen, Herr Kitschen?«

»Danke«, antwortete ich in fließendem Englisch. »Sehr gut.«

»Das freut midi. Wie gefällt Ihnen New York?«

»Sehr gut, danke.«

» Waren Sie schon im Theater?«

»Noch nicht, aber ich habe ßr übermorgen eine Karte zu einem erfolgreichen Musical, und was mein eigenes Stück anlangt —«

»Jakobovskys Speiseöl kocht von allein«, bemerkte Frau Traubman freundlich. »Für eine leicht verdauliche und dennoch nahrhafte Mahlzeit — ßr Sirup und Salat — ßr Gebäck und Gemüse — nur Jakobovskys Speiseöl! Was meinst du, Max?«

Das war keine rhetorische Frage. Sie richtete sich vielmehr an den mürrischen Glatzkopf von vorhin, der seine Zeitungslektüre mit sichtlichem Widerwillen unterbrach und sich an wenig zum Mikrophon vorbeugte. Er war, wie ich später erfuhr, der politische Kommentator und Theaterkritiker des Senders, half aber auch bei den Werbespots der Fanny-Swing-Show mit.

jakobovskys Speiseöl ist das beste koschere Öl der Welt«, bestätigte er. »Nichts schmeckt besser als Jakobovsky!«

Er schmatzte hörbar mit den Lippen und vertiefte sich wie-  
<\*> in die Lektüre seiner Zeitung.

»Jakobovskys Speiseöl enthält kein Nitroglyzerin«, resümierte Fanny Swing, und dann war wieder ich an der Reihe: »Sie schreiben Ihre Gedichte allein, Herr Kitschen?«

»Ja«, antwortete ich, »danke.«

»A schejn git'n Tug«, ließ Fanny sich daraufhin vernehmen. »Mein Großvater hat immer jiddisch gesprochen, wenn er wollte, daß wir Kinder ihn verstehen. Er hat auch Gedichte geschrieben. Nicht jiddisch, sondern russisch. Gott hob ihn selig.«

Ich konnte geradezu spüren, wie mein Ruhm von Minute zu Minute wuchs. Dank meiner Teilnahme an dieser grandiosen Sendung würde er demnächst Alaska erreicht haben. Es war ja auch wirklich keine Kleinigkeit, an der Fanny-Swing-Show mitzuwirken. Manch einer würde sich das etwas kosten lassen, und ich durfte es ganz umsonst tun. Tante Trude bezifferte den Höreranteil auf 55 Prozent im Schatten. So etwas will ausgenützt sein.

»Jiddisch und Russisch sind schöne Sprachen«, sagte ich.

»Was mich betrifft, so schreibe ich hebräisch.«

»Wie schön!«

»Ja, danke.«

»Ich für meine Person habe keine Sorgen mit dem Essen«, tröstete mich Frau Traubman. »Jakobovskys Speiseöl kocht von allein. Ob Fleisch- oder Teigwaren, ob Braten oder Beilagen — es gibt nichts besseres als Jakobovskys Speiseöl. Nicht wahr, Liebling?«

»Ich koche nur selten«, antwortete ich, »aber —«

Fanny Swing machte eine nervöse Gebärde zum mürrischen Glatzkopf hin, der die Situation sofort erfaßte:

»Jakobovskys Öl ist koscher bis zum letzten Tropfen. Für mich gibt \$ nur mit Jakobovskys Öl zubereitete Speisen.«

»Schmackhaß und leicht verdaulich — kein Nitroglyzerin — wenn Öl, dann Jakobovsky!« bekräftigte Fanny, ehe sie sich auß neue mir zuwandte: »Herr Friedmann, wo werden Sie zu den Feiertagen singen?«

»Ich habe mich noch nicht entschieden«, sagte ich wahrheitsgemäß.

»Wir alle kommen in Ihre Synagoge, um Sie zu hören.«

»Das freut mich.«

*»Ich bin sicher, daß Sie großen Erfolg haben werden, Herr friedmann.«*

*»Wiesollte ich nicht?« fragte ich. »Mit Jakobovskys Speiseöl gibt's keinen Fehlschlag.«*

*»Sehr richtig. Es kocht von allein.«*

*»Jakobovskys Speiseöl ist das beste«, ergänzte ich bereitwillig. »Hab ich nicht recht, Max?«*

*»Für mich gibt's nur Jakobovsky«, improvisierte Max. »Koscher, schmackhaft und leicht verdaulich.«*

*Ich schnalzte mit den Lippen ins Mikrophon.*

*Frau Traubman-Swing sah nach der Uhr:*

*»Vielen Dank, Herr Friedmann. Es war schon, Sie als Gast in unserem Studio zu haben und einmal aus wirklich kompetentem Mund etwas über den israelischen Synagogengesang zu hören. A git'n Tug und Schalom!«*

*»Schalom und Salat!« erwiderte ich. »Und Sirup!«*

*Meine amerikanische Karriere war nicht mehr aufzuhalten.*

Diese Geschichte wurde in vielen Sprachen nachgedruckt (mit besonderem Vergnügen natürlich im Ostblock), aber in Amerika ist sie nie erschienen. Als der größte Taschenbuchverlag der Welt, Bantam Books in New York, eine Auswahl meiner besten Satiren herausbrachte, weigerten sich die Lektoren, diese Erzählung mitaufzunehmen:

*»Was soll daran lustig sein?« fragten sie mich. »So verkauft man doch Speiseöl, oder?«*

Ich kam also nicht durch die Massenmedien nach Hollywood, sondern durch einige Preise, die man meinen Filmen dort aus Versehen verliehen hat.

Monatelang war ich in dieser zauberhaften Stadt, Und jeden Morgen, wenn ich mich von meinem vollautomatischen Bett erhob, prüfte ich als erstes im Spiegel, ob ich noch vorhanden wäre. In Hollywood ist man nämlich entweder ein Star oder gar nichts. Entweder kungelt das Telefon Tag und Nacht, oder es klingelt überhaupt nicht. Vom goldenen Mittelweg kennt man

Mein Buch hieß  
»New York isn't  
America«. In  
Wirklichkeit aber  
ist Amerika nur  
ein Vorort von  
New York.

Nach jüngsten  
statistischen  
Erhebungen sind  
ein Drittel der  
Einwohner Holly-  
woods Alkoholi-  
ker, ein Drittel ist  
rauschgiftsüchtig  
und ein Drittel  
noch unentschie-  
den.

in dieser Stadt nur das Gold. Über den steinigen Weg dahin habe ich am Tatort selbst die folgende Geschichte geschrieben.

**D**u stehst auf der Terrasse im 33. Stockwerk deines Hotels und meditierst über den berühmten Sunset Boulevard, der in seiner imposanten Breite und Länge vor dir läuft und läuft und läuft, um schließlich jenseits der Nr. 11395 "" unendlichen Raum zu versickern.

Die längste Stadt der Welt, Los Angeles, ist immer noch Metropole und Nervenzentrum des Bims. Und wenn die Studios schon keinen Profit zeigen, so zeigen sie immerhin die Fußabdrücke von Charlie Chaplin, Greta Garbo und Micky-maus. Du erschauerst, letzten Endes befindest du dich hier in der großen Traumfabrik, im Vatikan der Filmindustrie. Und du hast einen neuen, eben fertiggestellten Film hier zu verkaufen. Kaum daß dir dieser Gedanke in seiner ganzen Tragweite zu Bewußtsein kommt, klopft es für gewöhnlich an die Tür. Meistens steht ein sorgfältig geschniegelter Mann da, der dir einen kleinen Blumenstrauß entgegenhält:

»Gestatten Sie mir. Sie in Hollywood willkommen zu heißen, Mr. Kitchen«, sagt der Mann und überreicht dir eine eindrucksvoll gestaltete Visitenkarte, deren erhabene Goldbuchstaben verkünden: »Präsident, Cinemastro Corporation Ltd.«

»Es wurde mir hinterbracht, daß Sie unsere Stadt mit Ihrer Anwesenheit beehren«, flötet der Präsident. »Ich mußte schnell vorbeikommen, um Ihnen zu sagen, wie großartig ich Ihren Film finde. Leider habe ich ihn noch nicht gesehen. Herzliche Gratulation.«

»Nehmen Sie Platz«, erwidert du freudig erregt. »Warum stehen Sie denn?«

»Sie kennen vermutlich >Sintflut & Co<, die bekannte Installationsfirma in Tel Aviv.« Der Gast setzt sich. »Sie gehört meinem Cousin. Daher, mein lieber Ephraim, hielt ich es für meine Pflicht und Schuldigkeit herzukommen, um dich zu warnen: Hüte dich vor den Gaunern dieser Stadt. Hier pflegt man unangemeldet in dein Hotelzimmer einzudringen, um

Jdi zu belästigen. Hier wird man dir die niederträchtigsten rjggengeschühten über irgendwelche Verwandte in Israel erzjtfkn. Aber in Wirklichkeit will jeder nur dein Exklusivagent werden, um eventuelle Provisionen zu kassieren. Und weil wir gerade dabei sind, was für einen Film hast du zu verkaufen?»

Nadi kurzer, aber ausführlicher Verhandlung schlossen wir folgendes Abkommen: Der Präsident erklärte sich bereit, für eine eventuelle Provision mein Exklusivagent zu werden.

/dt war von dieser Idee begeistert, denn es hätte mir widerstrebt, meinen Film einem wildfremden Menschen auszuhändigen. Vfir beschlossen, beim Frühstück unseren Pakt zu besiegeln. Aber kaum hatte mein Wohltäter den Raum verlassen, jdopfte es an der Tür, und diesmal stand ich einem Gentleman gegenüber, der nicht nur durch seine elegante Kleidung, sondern auch durch einen zarten Silberblick auffiel.

»Ich hoffe, Sie haben noch nichts unterschrieben.« Der Mann stürzte in mein Zimmer. »Wie ich diesen Gauner kenne, hat er Ihnen erzählt, daß er israelische Verwandte hat und daß Sie sich vor den Verbrechern dieser Stadt vorsehen saßen. Das ist sein Trick. Dann bringt er Sie dazu, einen fadenscheinigen Kontrakt zu unterschreiben, schnappt Ihren Bim, und das ist das letzte, was Sie von ihm sehen.«

. Ich dankte ihm überschwenglich dafür, daß er mich fünf Minuten vor zwölf aus den Fängen dieser Hyäne befreit hatte. Mein Gast zog seinen sorgfältig gefalteten Vertrag aus der Tasche: »Ich biete Ihnen ein Drittel von den Bruttoeinnahmen«, sagte er, »unterschreiben Sie bitte hier.«

Mein Kugelschreiber befand sich schon auf der gestrichelten Linie, da erschien plötzlich ein schwarzer Domestike und überreichte mir ein Telegramm: »Sie sind in Gefahr«, las ich, »ich warte unten Buchbinder.«

»Verzeihen Sie«, sagte ich zum Drittel der Bruttoeinnahmen und stürzte hinunter. Buchbinder, hinter einer riesigen Zimtoerpalmte versteckt, wartete auf mich:

»Der Gangster in Ihrem Zimmer arbeitet mit dem Präsidenten zusammen. Vor fahren, als sie einander im Zuchthaus fi'r Triebverbrecher in Alabama trafen, beschlossen die beiden, Partner zu werden. Der Silberblick warnt Sie vor seinem Partner, um sich Ihr Vertrauen zu erschleichen. Aber bevor

*Sie wissen, wie Ihnen geschieht, ist Ihr Film in den Händen der Mafia. Die beiden Schurken haben schon einen ganzen Friedhof in Hollywood bevölkert. Ich kann nur hoffen, daß Sie noch nichts unterschrieben haben.«*

*»Natürlich nicht«, lächelte ich herablassend. »Ich bin nicht so gutgläubig, wie ich aussehe.«*

*»Das sehe ich«, pflichtete mir Buchbinder bei. »Was Sie brauchen, ist eine anerkannte, respektable Filmgesellschaft, der Sie vertrauen können. Ich verbringe einen Teil meiner Freizeit als Vizepräsident von Metro Goldwyn Mayer. Wo ist die Kopie Ihres Filmes?«*

*»Ich hole sie sofort, Herr Vizepräsident«, sagte ich glücklich über dieses unerwartete Zusammentreffen. Doch in diesem Augenblick tauchte der Hotelportier auf der anderen Seite der Palme auf und flüsterte mir zu, daß ich dringend am Haus-telefon verlangt werde. Silberblick, der, wie erinnerlich, noch in meinem Zimmer saß, rief mich von oben an.*

*»Hallo«, hauchte er, »ist er weg?«*

*»Wer?«*

*»Der Schweinehund. Er stellt sich immer als Vizepräsident vor, obwohl er ein heruntergekommener Taschendieb ist. Er hat Ihnen sicher erzählt, daß ich mit dem Präsidenten zusammenarbeite, daß wir ein berühmtes Gangsterpaar sind. Stimmt's?«*

*»Es ist durchaus denkbar«, stotterte ich, »daß Vizepräsident Buchbinder irgend etwas in dieser Richtung angedeutet hat.«*

*»Buchbinder ist sein Deckname, in Wirklichkeit heißt er Kraus. Er wird als Rückfalltäter wegen Vergewaltigung Minderjähriger von der Interpol gesucht.«*

*»Woher wissen Sie das?«*

*»Er ist mein bester Freund.«*

*Ich ging zurück zum Schwänehund und brach die Verhandlungen unter dem Vorwand ab, daß die Kopie meines Films eben gewaschen und abgeschmiert werde. Dankerfüllten Herzens eilte ich zum Silberblick in mein Zimmer, aber während wir mit dem Lift am 22. Stockwerk vorbeifuhren, beugte sich der betagte Liftboy zu mir und wisperte in mein Ohr:*

*»Ich hoffe in Ihrem Interesse, daß Sie kein Geld oder sonstige Wertsachen in Ihrem Zimmer aufbewahren. Ihr Gast ist*

jener König der Geldschrankknacker, der erst heute morgen von der Teufelsinsel entsprungen ist, um sich hier in einem freudenhaus zu verbergen. Außerdem lügt er.«

Der Greis reichte mir seine Visitenkarte: »Confidential Fants, Movie Distribution Company. Schnell, gründlich, zuvorkommend.«

Einigermmaßen verwirrt betrat ich mein Zimmer im 6. Stockwerk.

»Hat Sie der Liftboy angesprochen?« Der Silberblick musterte mich mißtrauisch.

»Nein«, antwortete ich, »warum sollte er?«

»Hüten Sie sich vor ihm«, warnte mich der Silberblick. »Er ist ein stadtbekannter Bigamist, der seine Alimente durch Pferdediebstahl finanziert. Wissen Sie was? Nehmen Sie doch endlich den Kugelschreiber und finalisieren wir den Vertrag.«

Das Telephon läutete. Ich hob den Hörer ab und sagte: »Halb, ich habe noch nicht unterschrieben.«

»Gott sei Dank«, am anderen Ende seufzte jemand erleichtert. »Ist das Bob?«

»Nein, Kitchen. Sie sind falsch verbunden.«

»Bob ist eine Ratte, hatten Sie ihn sich vom Leibe«, sagte der Mann.

Ich erwiderte ihm »Wem sagen Sie das?« und legte auf. Inzwischen war ich durch den Professionalismus, mit dem ich weichgeklopft werden sollte, etwas durcheinander geraten. Ich wandte mich vom Telephon ab und widmete mich wieder dem Silberblick, der eben hektisch meinen Kleiderschrank durchwühlte, in der Hoffnung, dort die Kopie meines Films zu finden.

»Das ist nur Routine.« Er durchsuchte die Taschen meiner Tennishose, ehe er sie mißmutig wieder in den Schrank hängte. »Sehr klug von Ihnen, den Film zu verstecken. In dieser Stadt wimmelt es von Ganoven, die sich nicht scheuen, Ihren Kleiderschrank zu durchwühlen. Erlauben Sie, daß ich mich vorstelle? Ich bin Colonel Westinghouse vom 1. Kavalleriekorps.«

Bei dieser Gelegenheit fiel mir erst auf, daß es nicht mehr der Silberblick war, sondern jemand ganz Neuer. Ein Mann

*mit einem roten Schnauzbart und einem riesigen Texashut. Die beiden müssen sich irgendwann abgewechselt haben.*

*»Geben Sie den Film nicht aus den Händen«, warnte mich der Cohnel. »Sie befinden sich hier in Sodom. Sie sitzen zum Beispiel in einem privaten Vorführraum am anderen Ende der Stadt, gemeinsam mit einem hochangesehenen Agenten, er könnte Ex-Offizier sein oder ähnliches, und mitten in der Vorführung holt man hinter Ihrem Rücken die Filmrollen weg, bringt sie ins Fotolabor nebenan, wo sie skrupellos kopiert werden. Dann verkauft man die gestohlenen Kopien nach Kuwait an die Ölscheichs. Die zahlen fantastische Preise für einen weißen Film.«*

*Nackte Angst begann mich zu würgen. »Ich verstehe nicht, sind das alles Verbrecher hier, Colonel Westinghouse?«*

*»Vergessen Sie Westinghouse. Der Kerl ist einer der ärgsten Unterweltler, ein diebischer Betrüger, ein betrügerischer EHeb...«*

*»Verzeihen Sie«, unterbrach ich ihn, »sind Sie nicht selbst Westinghouse?«*

*Der Colonel verfiel in Schweigen und zwinkerte einige Male, während er an seinem roten Bart kaute. »Ich bin an bißchen durcheinander«, gestand er schließlich. »Ich meinte jemand anderen. Diese Stadt wimmelt von elenden Zuhältern, die mästen sind auch Grabräuber. Sie kotzen mich an, alle. Also, wo ist Ihr Film, Mr. Kitchen? Ich möchte ihn gerne einmal ansehen.«*

*»Ansehen? Wo?«*

*»In einem privaten Voiführraum an andern Ende der Stadt.«*

*»Ich habe ihn nicht bei mir«, würgte ich hervor, »ich traue mir selbst nicht.«*

*»Was haben Sie über sich gehört?«*

*Ich zog ihn vertrauensvoll in die andere Ecke des Zimmers. Plötzlich fühlte ich mich leicht und beschwingt. Die Worte sprudelten nur so aus meinem Mund: »Ich bin der größte Gauner, den Sie je gesehen haben, ein notorischer Berußlügner ...«*

*»Großartig!« der Colonel klopfte mir auf die Schulter. »Willkommen in Hollywood!«*

*Vfir schüttelten uns die Hände und beschlossen stehenden Fußes, eine Filmagentur zu gründen und uns gegenseitig so oft wie möglich nach Leibeskräften zu betrügen. Seitdem lebe ich in Hollywood und vertreibe Verleumdungen en gros. Die Geschäftsadresse lautet:» Westinghouse & Kitchen, Vereinigte Intrigenspinnerei, 10712 Sunset Boulevard. Eingang durch den Hof. Unterschreiben Sie nichts!«*

Was wahr ist an dieser Geschichte? Die Existenz ihrer Helden? Die Ereignisse? Nein, das alles ist erfunden. Wahr ist nur das eine: die Weltanschauung. Also das Wesentliche.

Ja, die Amerikaner sind eben sehr — sehr — wie soll ich sagen — amerikanisch. Es ist kein Zufall, daß der einzige Schauspieler, mit dem ich in Hollywood eine gemeinsame Sprache fand, Karl Maiden war, der ältere Polizist aus den »Straßen von San Francisco«. Als ich ihn fragte, wie er es angestellt habe, in diesem faszinierenden Sodom so natürlich und normal zu bleiben, antwortete mir der Mann mit der Knollennase: »Sehr einfach, ich bin Jugoslawe.« Er fühle sich bis heute fremd hier, ergänzte er mit behaglichem Grinsen ...

Ein Gerechter in  
der Hochburg  
der Schlitzohren

Bei meinem letzten Hollywood-Besuch lernte ich noch jemanden kennen, der hier nie heimisch wurde.

Ich saß im Garten des Beverly Hills Hotels, als mich jemand anstieß:

»Drehen Sie sich nicht um! Wissen Sie wer dort sitzt?«

Ich schielte hinter mich. Am entferntesten Gartenende saß ein einsamer Mann mit schlohweißen Haaren, regungslos vor sich hinblickend. Trotz des warmen Tages war er in einen dicken Wintermantel gehüllt.

Begegnung mit  
einem Denkmal

Mit Riesensätzen erklimmte ich die Hoteltreppe und holte aus meinem Zimmer die kleine Filmkamera.

Dann drehte ich mit zittrigen Händen meinen ersten Charlie-Chaplin-Film...

Als Tarnung filmte ich zunächst den Oberkellner

und schwenkte dann zur lebenden Legende. Das Teleobjektiv brachte mir das rosige, aufgedunsene Gesicht des Alten vors Auge, ein völlig ausdrucksloses, leeres Gesicht, einzig und allein von einer spürbaren Ängstlichkeit geprägt.

Im nächsten Augenblick stand der Hotelmanager hinter mir:

»Es ist ausdrücklich verboten, Mister Chaplin ohne Genehmigung seines Public Relations Managers zu filmen. Und es ist schon gar nicht gestattet, ihn anzusprechen.«

Ich bedauerte meine Vorwitzigkeit.

Die melancholische Geschichte, die danach entstand, war eigentlich eine einfache Reportage, vielleicht die erste und einzige, die ich in meinem Leben schrieb. Ich gab ihr den Titel »Die letzte Rolle«. Eigentlich wollte ich ja etwas Humoristisches über den größten Komödianten aller Zeiten schreiben, aber dazu war diese Begegnung nicht angetan.

**A**ls ich am vereinbarten Treffpunkt, der Villa des Schauspielers Walter Matthau, antraf sah ich, worum es hier ging. Zahlreiche Polizisten und Ordner sorgten für die organisierte Unordnung der Sensation. Im großen Garten der Villa saß Charlie Chaplin in seinen Wintermantel gehüllt, um ihn herum das seltsamste Museum, das Hollywood je gesehen hat. Als wären wir in einem Film-Panoptikum gelandet. Der hochgewachsene Gregory Peck bückte sich tief um das Ohr des Greises zu erreichen, und seine sonore Stimme klang wie Londons Big Ben. Hinter ihm tauchte plötzlich das junge sonnengebräunte Gesicht des alten Cary Grant auf. Neben Chaplin saß Groucho Marx und versuchte vergeblich, gemeinsame Erinnerungen wieder zu beleben. Charlie selbst sah verlegen drein, und von Zeit zu Zeit entschuldigte er sich mit seiner hohen und leisen Stimme:

— Ja, ja ... das ist lange her... es tut mir leid, ich erinnere mich nicht mehr...

Seine Frau Oona, sechsunddreißig Jahre jünger, betrachtet

ihn mit mütterlicher Liebe. Der Außenseiter kann sich des Gefühls nicht erwehren, daß Charlie nur mehr dank dieser Frau lebt. Walter Matthau, der Hausherr, ist besonders freundlich. Über Jahrzehnte war er ein unbekannter Schauspieler des Jiddischen Theaters, ehe ihm der Sprung ins Scheinwerferlicht gelang. Audi Jack Lemmon beugt sich über Chaplin. Er soll am Tag darauf, nach der Verleihung des Oscar-Filmpreises, ein Lied des Alten singen. Es ist jedoch praktisch unmöglich, dem Greis eine eindeutige Reaktion zu entlocken. Er schweigt, zuckt, richtet hin und wieder einen hilflosen Blick auf Oona, und manchmal sieht es aus, als würde er gleich losweinen.

Danny Kaye hat den Versuch einer Unterhaltung mit ihm bereits aufgegeben und steht wie üblich schweigend, mit einem Glas in der Hand allein da. Ich sehe ihn an. Dieser traurige Mann, der die Welt zum Lachen bringt, hätte ein neuer Chaplin sein können. Danny Kaye schüttelt meine Hand:

~ Hallo — sagt er — wie geht es, trauriger Mann?

Seine Frau, eine äußerst kluge Person, erklärt, daß es seit Bestehen der Filmmetropole nicht gelungen sei, alle diese Leinwandkönige an einem Ort zu versammeln, und daß dieses Wunder einzig dem großen Charlie zu verdanken sei.

Die Könige haben jedoch dafür gesorgt, daß allein die Vergangenheit anwesend ist, die Zukunft hat hier keinen Zutritt. Und in der Tat ist nirgendwo ein junger Schauspieler zu sehen, auch keine anderen jungen Leute, außer den Musikern und den minderjährigen, sechsten bis siebten Ehefrauen der alternden Stars. Die Ausnahme stellt die traumhaft schöne Candice Bergen, die im Auftrag der Wochenzeitschrift »Life« den Besuch Chaplins in den Vereinigten Staaten fotografieren soll. Sie war einmal Pressefotografin, und eilt, ihren berühmten Hintern in abgetragenen Hosen und mit drei Kameras um den Hals, hin und her. Ich gehe zu Groucho Marx und begrüße ihn. An seiner Seite sitzt eine äußerst hübsche junge Dame. »Meine Konkubine«, stellt er sie vor. Ich erinnere ihn daran, daß wir uns vor einigen Jahren bei den Wiener Filmfestspielen getroffen haben. Welche Filmfestspiele wundert er sich, was denn, Wien? Er kann sich an gar nichts erinnern. Das Alter. Die Kapelle spielt einen Walzer...

*Ich werde Chaplin vorgestellt: »Israels Kandidat für den Oscar, Maestro.«*

*— Ja, ja — flüstert er — die Juden haben viel gelitten, ich weinte damals ... Sie sind also ein Amerikaner... Ich bin zum erstenmal wieder hier...*

*Mein Herz blutet. Dieser Mann ist weltbekannt wie Jesus Christus oder Napoleon Bonaparte. Er hat in seinem langen und inhaltsvollen Leben alles errächt. Und nun verengt sich ein kleines Blutgefäß in seinem Kopf immer mehr, und es gibt keine Rettung. Die Natur kennt keinen Adel, sie vollzieht die Gleichheit aller. Schon bei Chaplins erstem Auftritt im New Yorker Fernsehen war der Verfall unverkennbar. Der Greis erhielt vom Bürgermeister den Goldenen Schlüssel der Stadt und brach in Tränen aus. »Ich bin so gerührt«, murmelte er. Trotz des Verbots trat eine Journalistin an ihn heran und fragte, wie ihm wohl die Reise bekommen sei.*

*— Der Bürgermeister ist mein Freund — antwortete Chaplin. Die Journalistin entschuldigte sich bei ihren Zuhörern: »Er hat vermutlich meine Frage nicht verstanden . . .«*

*— Gelegentlich kehrt wieder völlig Klarheit ein, und er ist brillant und scharfsinnig wie in den guten Zeiten — berichtet einer seiner Begleiter —, tragischerweise hat sich sein Zustand gerade in den letzten Tagen verschlechtert. Er wollte gar nicht kommen, und auch Oona widersetzte sich der Reise bis zum letzten Augenblick. Erstaunlicherweise bricht sich Chaplin vor den Menschen. Als ihm kürzlich in Paris der höchste Rang der Legion d'Honneur verliehen wurde und das zahlreiche Publikum stehend nicht endenwollenden Beifall spendete, konnte er es gar nicht fassen. »Erinnert man sich noch an midi?« staunte er aufrichtig, »ich glaubte, man hätte mich längst vergessen ...«*

*In selbstgewählter Einsamkeit lebt er in den schneebedeckten Bergen der Schweiz, weit weg von den lärmenden Massen. Die Menschen haben ihn nie verstanden. Charlie, mit seiner einfachen und genialen Komik, ließ die Welt in Tränen lachen, und die Menschen schämten sich dessen. »Es ist doch nicht möglich, daß wir, Intellektuelle, über einfache Witze lachen«, sagten die Kritiker und entdeckten, daß Charlie mit jedem Sturz, mit jedem Hinsetzen auf das heiße Bügeleisen,*

eine wichtige sozialpolitische Botschaft lieferte. Er war der ideale Mann im Kampf gegen die Institutionen, der Ritter der sozialen Gerechtigkeit. »Sie wissen nicht, was sie da reden«, meinte Chaplin offen, »ich wollte die Menschen einfach zum Lachen bringen.« Die Kritiker, die nicht wissen, daß es nichts Schwierigeres auf der Erde gibt, als »einfach zum Lachen zu bringen«, blieben bei ihrer Auffassung. Schließlich gelang es ihnen, Chaplin selbst anzustecken. In seinen letzten Filmen wurde er ernst und philosophisch. Plötzlich ein Amateur. Sein Kopfsprung ins flache Wasser in »Moderne Zeiten« ist in die Geschichte eingegangen, doch seine leere Predigt am Schluß des »Großen Diktators« sollte man schnell vergessen. ..

Jetzt erhielt er Millionen Dollar für die Wiederausstrahlung seiner Filme und den Besuch in Hollywood. Er wendet sich an Oona, bittet sie ihn zuzudecken, und klagt bei strahlend heißer Sonne über Zugluft. Er begibt sich in die Villa. Seine Frau legt einen Arm um ihn und stützt seinen zögernden Gang. Wir haben den Eindruck, einer Beerdigung beizuwohnen. Er hinterläßt eine beklemmende Leere. Die Könige von Hollywood sprechen nicht mehr miteinander. Das gehört zu den Spielregeln. Und morgen wird der Oscar verliehen .. .

Am meisten sorgt sich der Regisseur des Preisverleihungszeremoniells. Sein Gesicht läßt Angst und Schrecken erkennen: Wie soll er Charlie Chaplin auf die Bühne bekommen, um ihm den Ehren-Oscar zu überraschen?

— Heute morgen maßen wir die Entfernung zur Bühnenmitte — stöhnt der Regisseur — achtundzwanzig Schritte. Viel zu viel für ihn ...

Eine Lösung wurde dennoch gefunden. Während man Ausschnitte aus Chaplins Filmen zeigte, wurde der Vorhang gesenkt, und ehe er wieder hochging, war Chaplin in den Armen seiner Freunde auf die Bühnenmitte getragen worden. Das Fernsehpublikum bemerkte nichts. Der Beifall im Saal wollte kein Ende nehmen. Rührung überwältigte den Gras mit dem schneeweißen Haar, und er war dem Zusammenbruch nahe. Er faßte sich jedoch und überraschte mit einigen klaren Sätzen:

— Es erübrigen sich Worte.. . Ihr seid wunderbare Menschen ... Ich danke euch sehr...

Chaplin war die  
Bibel und der Ko-  
ran der Leinwand.  
Auch mir fiel kein  
Gag mehr ein, den  
er nicht schon  
dreimal gedreht  
hätte.

*Uns allen standen die Tränen in den Augen. Die unsterbliche Legende des Humors, der Mozart der Filmkomödie, erhielt schließlich die Würdigung, die ihm die grausame Filmmetropole zeitlebens verweigert hatte. Und wie vieles andere im Leben eines Menschen kam auch dieses zu spät.*

Ta, auch Charlie Chaplin hat nie zu Hollywood gehört. Er verbrachte fast sein ganzes Leben in der Filmstadt, aber nicht eine Minute lang ließ er die Einheimischen vergessen, daß er sich als Gast fühlte. Man wollte seine Achtung dadurch erzwingen, daß man ihm längst fällige Preise vorenthielt. So wurde dieser Inbegriff des Films für keinen einzigen Filmpreis nominiert. Auch Hollywoods Mammon ließ ihn kalt, er hatte selbst genug davon. Was ihn ebenfalls nicht beliebter machte, da die Amerikaner bekanntlich inbrünstig daran glauben, für ihre Dollars alles kaufen zu können...

Und da haben sie durchaus recht.

In Hollywood sitzen ein paar fette Herren mit Zigarre im Mund und kaufen jeden, der ihnen gefällt. Sie kaufen ihn einfach.

»Hey, you«, sagt der fette Mann hinter der Rauchwolke, »ich brauche binnen einer Woche ein Drehbuch, das so komisch ist, daß man sich anpinkelt.«

»Zu meinem größten Bedauern«, lehnt man angeekelt ab, »so etwas schreibe ich nicht.«

»Very well«, antwortet die Zigarre ganz ruhig, »25000 Dollar cash.«

»Ich bin auf Jahre hinaus ausgebucht.«

»50000 Dollar.«

»Mein Arzt hat mir ausdrücklich jede Anstrengung verboten.«

»75000.«

»Um ehrlich zu sein, ich habe auch gar keine Lust dazu...«

»100000.«

Hier bricht die nuancenreiche Argumentation end-

Es ist ein weitverbreiteter Irrtum, daß die Filmproduzenten in Hollywood brutale Burschen sind. In Wirklichkeit sind sie auf der ganzen Welt so.

gültig den Widerstand des Dichters, und er liefert der Zigarre binnen einer Woche ein Drehbuch, das so komisch ist, daß man sich anpinkelt. Um dieser Verführung widerstehen zu können, muß man nämlich entweder eiserne Nerven oder eiserne Reserven auf der Bank haben, oder beides zusammen.

Ich habe diese Prozedur einige Male am eigenen Leibe erfahren. Die größte Versuchung kam nach meinem Film »Sallah«, über einen arabisch-jüdischen Einwanderer namens Sallah Schabati. Der Film gewann den ersten Preis der Filmkritiker Hollywoods und wurde auch für den Oscar nominiert. Der Produzent einer der erfolgreichsten amerikanischen Fernseh-Serien, ein schüchterner Mann deutscher Herkunft, bestellte daraufhin bei mir eine Serie von 24 Einstunden-sendungen, in der die Hauptperson ein amerikanisierter Sallah sein sollte ...

Ich rechnete: »24 Stunden, das bedeutet drei Jahre.«

Der Produzent konterte: »Nein, mein Freund, das bedeutet eine Million Dollar.«

Es dauerte ein paar Minuten, bis ich einen Entschluß gefaßt hatte. (Nicht ohne im Geiste meine Enkelkinder um Verzeihung zu bitten, die dereinst werden mehr arbeiten müssen...)

»Seien Sie versichert«, ließ ich den Hollywood-Gewaltigen wissen, »daß ich nichts sehnlicher wünsche, als in Ihren prachtvollen Studios zu arbeiten. Es verlangt mich danach, mich in Hollywood niederzulassen und einer der Euren zu werden. Aber mein schwacher Charakter ist diesem Herzenswunsch im Wege: Es zieht mich nach Hause zurück, nach Israel. Da ist das Große Geld.«

Der Produzent sitzt heute noch mit offenem Mund da. Ich selbst kehrte heim nach Israel, ins Land der begrenzten Möglichkeiten, in dem Sallah kein Serienheld \*st, sondern eine sehr lebendige Nervensäge.

Ich habe Sallah in meiner Pionierzeit kennengelernt, einige Wochen nach meiner Ankunft im erst wenige Monate jungen jüdischen Staat. Mit mir kam noch eine

Zweimal waren meine Filme unter den fünf besten des Jahres, die für den Oscar nominiert wurden. Zweimal habe ich ihn nicht bekommen. Ich war beide Male sehr traurig. Der große Regisseur William Wyler (»Ben Hur«) gab mir den richtigen Rat: »Wollen Sie sich in Zukunft die Enttäuschung ersparen? Drehen Sie schlechte Filme ...«

Auswandern ist  
schwer. Einwan-  
dern ist schwerer.

Million anderer Flüchtlinge, und es herrschte ein gewisses Gedränge. Wir wurden in einer eiligst improvisierten Barackensiedlung zusammengepfercht, fünfzehn Seelen pro Zimmer. Natürlich nur provisorisch, für allerhöchstens fünf bis sechs Jahre. Ich selbst landete in einem riesigen Lager bei Haifa, in einer vor Hitze glühenden Wellblechhütte. In einer Ecke des Stalls lagen meine Frau und ich auf Stroh gebettet, während in der anderen ein unrasierter Marokkaner mit seiner rundlichen Frau und zahllosen Nachkommen lagerte, darunter eine alte Frau, die pausenlos Wäsche wusch.

Sallah war ein  
arabischer Jude.  
Seine Enkelkinder  
werden jüdische  
Araber sein.

Anfangs herrschte eine gespannte, mißtrauische Atmosphäre zwischen Sallah und mir, aber nachdem wir einander besser kennengelernt hatten, wurde das Verhältnis ausgesprochen feindlich. Sallah war ein fettleibiger Mann, der sein Alter hinter einem sorgfältig ungepflegten Bart verbarg. Außer Arabisch sprach er noch ein aufreizend fließendes Französisch, aber abgesehen davon war er einer der primitivsten Kerle, die mir je begegnet sind. Und einer der intelligentesten.

Die wenigen Gespräche, die wir in der Hitze der Hütte miteinander geführt haben, lieferten mir das Material für die Bühnenfigur, die in der Darstellung des hervorragenden Schauspielers Topol (bekannt auch als Tevjah in dem Film »Fiddler on the Roof«) nicht nur zahllose Filmpreise errang, sondern auch aus der israelischen Folklore nicht mehr wegzudenken ist. Sallah war Betrüger, Lügner und Charmeur in einem. Alles jedoch von sehr eigenartiger Prägung. Als ich mich zum Beispiel nach der Zahl seiner Kinder erkundigte, begann er sie zu zählen. Er wußte es nicht auswendig. Nach seinem Beruf gefragt, gab er Lokomotivführer an.

»Welche Strecke fahren Sie«, erkundigte ich mich.

»Bin noch nicht gefahren. Bin noch nicht dazu gekommen, es zu lernen.«

Wie gesagt, er war ein wenig eigenartig. Auch über die ewig waschende Großmutter konnte er keine ver-

läßliche Auskunft geben. Er wisse nicht, wer sie sei, meinte er. Ja, sie wäre immer dabei, das schon. Eine Verwandte? Möglich, woher sollte er das wissen?

Sallahs rundliche Frau hockte tagaus, tagein an der glühenden Hüttenwand und machte den Mund nicht auf. Man hätte ihre Stimme im Kindergeschrei ohnedies nicht gehört. Wenn ich Sallah suchte, um mit ihm einige Grundprinzipien der Hygiene zu diskutieren, trat Frau Sallah vor die Hütte und rief nach ihrem Mann:

Die Frauen im Nahen Osten dürfen erst dann sprechen, wenn ihr Mann es erlaubt hat. Bisher ist noch kein Fall bekannt geworden.

»Sallah! Die Regierung will mit dir sprechen!« Die Armut der Lagerinsassen war unbeschreiblich. In jenen heroischen und schrecklichen Zeiten gab es Brot nur auf Lebensmittelkarten, wenn es überhaupt welches gab. Das Lager wimmelte von hungrigen Bettlern. Ein einziger aber hatte innerhalb von zwei Wochen herausgefunden, wie man Armut zu Geld macht.

**H**err Salach Schabati?«  
»Der bin ich.«

»Sprechen Sie französisch oder arabisch? Ja? Dann treten Sie ein, Herr, und nehmen Sie Platz. Ja, dort in der Ecke. Auf der zerbrochenen Kiste.«

»Vielen Dank.«

»Wenn Ihnen die Kinder im Weg sind, kann ich sie erwürgen.«

»Das wird nicht nötig sein.«

»Gut, dann sperre ich sie ins Badezimmer. Marsch hinein. So. Schreiben Sie für eine Tageszeitung oder für eine Zeitschrift?«

»Für eine Tageszeitung.«

»Wochenendbeilage?«

»Ja, Herr Schabati. Ich habe Ihr Inserat in unserem Blatt gelesen: >Slum-Fam. m. 1} Kind, zur Verßg. d. Massenmedien^ Haben Sie jetzt Zeit für mich?«

»Eine Stunde þnfzehn Minuten. Heute vormittag hatte ich Rundþnkinterview, und nach Ihnen kommt ein Forscher-  
e, aber jetzt können wir sprechen.«

»Danke, Herr Schabati. Meine erste Frage —«

»Nicht so schnell, nicht so schnell Was zahlen Sie?«

»Wie bitte?«

»Ich will wissen, wie hoch mein Honorar ist. Oder glauben Sie, daß ich zum Vergnügen in dieser Bruchbude sitze oder daß ich mit meiner Familie von der staatlichen Unterstützung leben kann?«

»Das hatte ich nicht bedacht.«

»Aber ich. Die katastrophale Situation der primitiven orientalischen Einwanderer hat heute einen ziemlich hohen Marktwert. Daran müssen doch auch diejenigen partizipieren, denen man diese Situation verdankt. Nehmen wir an, Sie schreiben eine schöne Geschichte mit viel Armeleute-Geruch und Mangel an Hygiene und so — das erregt Aufsehen, das ist gut für den Verkauf Ihrer Zeitung und gut für Ihr Honorar. Außerdem verschafft es Ihnen den Ruf eines gesellschaftskritisch engagierten Journalisten. Ich werde Ihnen in jeder Weise behilflich sein, Herr. Sie bekommen von mir eine herzerweichende Schilderung meines Jammers, meiner Enttäuschung, meiner Bitterkeit, meiner —«

»Wieviel verlangen Sie?«

»Mein üblicher Farif ist 300 Pfund die Stunde zuzüglich Mehrwertsteuer. Mit Photos um 30 Prozent mehr. Barzahlung. Keine Schecks. Keine Empfangsbestätigung.«

»300 Pfund für eine Stunde?«

»Davon muß ich ja noch meinen Manager bezahlen. Es ist die Taxe, Herr. Im Jemenitenviertel finden Sie vielleicht schon für 150 Pfund Verzweiflung — aber wie sieht die aus. Höchstens elf Kinder, alle gut genährt und eine hohe Wohlfahrtsrente monatlich. Bei mir haben Sie eine neunzehnköpfige Familie auf einem Wohnraum von 55 Quadratmetern, mit drei Großmüttern und diesem unglücklichen Ehepaar in der Ecke...«

»Wo ist Ihre Frau?«

»Wird oben auf dem Dach fotografiert. Hängt gerade die Wäsche auf unsere Antenne. Schwanger ist sie auch.«

»Da müßten Sie ja eine Zulage zur staatlichen Unterstützung beziehen.«

»Ich habe auf beides verzichtet Meine Position auf dem

*Elendsmarkt könnte darunter leiden. Interviews sind einträglüher. Demnächst übersiedeln wir in eine noch kleinere, baußiHge Hütte. Wahrscheinlich nehme ich auch eine Ziege mit hinein. Wo bleibt Ihr Photograph?«*

*»Er wird gleich kommen.«*

*»Was die Aufmachung betrifft: Ich möchte ein Layout von zwei Seiten nebeneinander. Titel über beide Seiten.«*

*»Machen Sie sich keine Sorgen, Herr Schabati. Wir werden alle Ihre Forderungen berücksichtigen.«*

*»Gut. Jetzt können Sie anfangen, Herr.«*

*»Meine erste Frage: Fühlen Sie sich in Israel schlecht behandelt, Herr Schabati?«*

*»Warum sollte ich? Ich bin meinen Landsleuten aufrichtig dankbar: Sie haben ein goldenes Herz. Gewiß, sie machen keine besonderen Anstrengungen zur Bekämpfung der Armut, und niemand kümmert sich um die Slums in seiner eigenen Stadt Andererseits bekundet uns die Öffentlichkeit lebhafteste Anteilnahme und ist immer sehr gerührt, wenn in den Illustrierten eine Dokumentation unseres Elends gezeigt wird. Das bleibt auch keineswegs ohne Folgen. Man muß nur hören, wie sich dann alle diese Professoren und Soziologen aufregen. Ihre Reden sind ein wirklicher Genuß. Und der Bedarf der Massenmedien an Elendsgeschichten ist noch immer im Wachsen begriffen, so daß wir Unterprimlegierten eine ständige Besserung unseres Lebensstandards zu verzeichnen haben. Man kann ruhig sagen: Israel ist das erste Land der Welt, das seine sozialen Probleme durch Interviews löst...«*

**D**er Sarkasmus stammt zwar von mir, aber das Patent von Sallah. Der faulste Fuchs Marokkos war ein geborener Lebenskünstler. Im Winter, wenn alle Bewohner des Lagers vor Kälte schlotterten, ging Sallah zur Arbeit auf den nächsten Markt und kam binnen zwei Stunden mit einem nagelneuen ölofen zurück, den er gestohlen hatte. Er stellte ihn möglichst weit Von uns weg, um die kostbare Wärme nicht an zwei europäische Nichtsnutze zu verschwenden. Meiner

Der Konflikt zwischen europäischen und östlichen Juden war von Anfang an vorprogrammiert. Die Lösung heißt Mischehe. Dann wird zwar weitergestritten, aber es bleibt in der Familie.

Frau und mir blieben nur unsere Wintermäntel als Schutz. Als ich mich eines Tages erkältet hatte, schenkte mir der fromme Lagerarzt jedoch eine Wärmflasche. (Er hielt mich für gläubig, da er zufällig gesehen hatte, wie ich Kerzen kaufte). Es war ein überdimensionaler Thermophor, made in Sudan, rosafarben mit grünen Tupfen. Innerhalb kürzester Zeit konnte ich ohne sie nicht mehr sein und schleppte sie immer mit mir herum.

Das historische Gummizeug hat inzwischen eine kometenhafte Karriere gemacht. Die Wärmflasche wurde zunächst zur Heldin einer romantischen Kurzgeschichte (in der ich die Liebhaberrolle einem anderen in die Schuhe schob, weil ich mich selber genierte), danach betrat sie die größten Bühnen der Welt und wurde als Primadonna umjubelt.

*J*üngst im Abenddämmer, als aus den Orangerhainen ringsum das heisere Lachen der Schakale ertönte und der lind gelbe Wölkchen von Wüstensand herbeiblies, stand plötzlich Schultheiss in meinem Garten. Ich freute mich, ihn nach so langer Zeit wiederzusehen. Er hatte sich nicht verändert, er war ganz der alte, elegante Schultheiss, jeder Zoll ein Intellektueller von Distinktion. Nur in seinen Augen, ich merkte es sofort, lag etwas sonderbar Trauriges.

*Ich bot ihm Platz und einen Becher bekömmlichen Jordanwassers an. Schultheiss nahm schweigsam einige Schlucke.*

*»Ich muß mit Ihnen sprechen«, sagte er dann.*

*»Tun Sie das getrost. Ich vermute, daß Sie deshalb hergekommen sind.«*

*»Es war nicht leicht für mich, diesen Entschluß zu fassen. Aber ich ertrage es nicht länger. Ich muß mich jemandem anvertrauen. Auch wenn ich ein höherer Regierungsbeamter bin, der seinen guten Ruf zu wahren hat.«*

*Ich goß ihm noch eine Portion Jordan nach und machte eine aufmunternde Geste.*

*»Wenn ich nur wüßte, wo ich beginnen soll«, begann er. »Sie kennen mich schon lange. Sie wissen, daß ich ein gesun-*

*der, ausgeglichener Mensch bin, der das volle Vertrauen seiner Vorgesetzten genießt.«*

*»Das sind Sie.«*

*»So scheint es jedenfalls dem oberflächlichen Betrachter. In Wahrheit jedoch, das dürfen Sie mir glauben, führe ich ein zutiefst einsames Leben. Ich bin Junggeselle, weil ich nie eine passende Gefährtin gefunden habe. Und dabei ging meine ganze Sehnsucht immer nach ein wenig Wärme. Aber ich habe sie nie gefunden — bis zu dem Augenblick, da Madeleine in mein Leben trat«*

*Er starrte eine Weile in die Luft, ehe er fortfuhr:*

*»Der Mensch weiß ja nie, wann das Schicksal an seine Jure pocht. An jenem Tag ließ ich mir nichts davon träumen. Es war der dritte November vorigen Jahres.«*

*»Die Liaison dauert also schon sechs Monate?«*

*»Ja. Ich wachte damals mit einem Schüttelfrost auf und rief den Arzt, der eine fiebrige Grippe konstatierte und mir irgend etwas verschrieb. Mein Wohnungsnachbar ging in die Apotheke, um es zu holen, und kam mit einer Schachtel zurück. Ich öffnete sie und fand einen größeren Gegenstand aus rosafarbenem Gummi.«*

*»Eine Wärmflasche?«*

*»Eine ganz gewöhnliche Wärmflasche. Mit Metallver-  
sdduß. Nichts besonderes... mein Gott, wie ich mich schäme!«*

*»Aber warum?«*

*»Es fällt mir so schwer, über Angelegenheiten der Intimsphäre zu sprechen. Haben Sie Geduld mit mir.«*

*»Hab ich.«*

*»Ich erinnere mich genau. Als ich die Wärmflasche das erste Mal füllte, regnete es draußen, und im Zimmer war's kalt. Ich legte mir die Flasche auf die Brust und... und... ob Sie's glauben oder nicht: zum erstenmal im Leben fühlte mein Herz etwas Wärme. Zum erstenmal im Leben war ich nicht aBein. Können Sie mich, verstehen?«*

*»Natürlich.«*

*»Da liegt dieses Ding neben Ihnen, dieses warme, weiche Ding, und seine einzige Aufgabe besteht darin, Ihnen das Leben zu erleichtern. Ich war ihr so dankbar, meiner Madeleine.«*

»Wie bitte?«

»So nannte ich sie. Madeleine. Gleich von Anfang an. Warum Madeleine? Ich weiß es nicht. Vielleicht habe ich einmal in Paris ein Mädchen namens Madeleine geliebt. Vielleicht wollte ich sie nur lieben. Oder vielleicht wollte ich nur nach Paris fahren. Wie immer dem sei — von jetzt an konnten mir die Stürme des Lebens nichts mehr anhaben. Ich hatte meine Madeleine bei mir, unter der Decke. Finden Sie das absurd?«

»In keiner Weise. Sehr viele Menschen verwenden Wärmflaschen.«

»Sie schätzen das nicht ganz richtig an. Bedenken Sie doch: Wenn ich kalte Füße habe, Madeleine wärmt sie. Schmerzen in der Hüfte — Madeleine vertreibt sie. Ich kann sie mir auch auf den Bauch legen, wenn ich will. Ihre Möglichkeiten sind unbegrenzt. Und Madeleine bleibt immer bescheiden, immer loyal, immer dienstberät. Alles, was sie verlangt, ist ein wenig heißes Wasser. Ich wollte es mir lange nicht eingestehen, aber es läßt sich nun einmal nicht leugnen ...«

»Sie haben sich in sie verliebt.«

»Ja, so könnte man's sagen. Ich muß immer an Pygmalion denken. Sie kennen doch die wunderschöne Geschichte von diesem englischen Sprachforscher, der sich in eine Statue der Aphrodite verliebt. So ähnlich liegt mein Fall. Manchmal frage ich mich: Wie ist es möglich, daß an erwachsener, intelligenter Mensch nach einer nichtssagenden, unscheinbaren Wärmflasche verrückt ist. Es gibt weiß Gott viel schönere und größere. Aber ich will nur meine kleine Madeleine. Ich muß sogar gestehen, daß ich eifersüchtig auf sie bin.«

»Sie betriegt Sie?«

»Sie hat mich schon einmal betrogen.« Schultheiss zündete sich eine Zigarette an und begann nervös zu paffen. »Es war nicht ihre Schuld. Es lag an den Umständen. Vor ein paar Monaten war Madeleine undicht geworden. In meiner rasenden Verliebtheit wollte ich sie immer noch wärmer haben und hatte sie mit so heißem Wasser angefüllt, daß sie an der Seite eine Brandwunde erlitt und zu tropfen begann. Ich war verzweifelt. Ich ging mit ihr zum berühmtesten Wärmflaschenspezialisten, den wir haben — und dort geschah das Schreckliche.

*Als ich sie am Abend abholen wollte, drückte mir dieser Verbrecher eine vollkommen fremde in die Hand. Er hatte sie mit einer anderen verwechselt! Ich glaube nicht, daß er es absichtlich getan hat, aber das ist keine Entschuldigung. Ich ließ mir ein Verzeichnis seiner Kundschaften geben und suchte Madeleine in der ganzen Stadt, straßenauf, straßenab. Gegen Mitternacht fand ich sie endlich, im Bett eines dicken, ächzenden Gemischtwarenhändlers... dort fand ich sie...«*

*»In flagranti?«*

*Schultheiss konnte nur wortlos nicken:*

*»Seither habe ich sie nie mehr aus den Augen gelassen. Oft wache ich in der Nacht schweißgebadet auf, weil mir geträumt hatte, daß sie tropft. Meine Angstzustände wurden so schlimm, daß ich eine Eheberatungsstelle aufsuchte. Man untersuchte mich und fand, daß es für mich nur eine einzige Lösungsgabe: eine neue Wärmflasche zu kaufen, um den zerstörerischen Einfluß, den Madeleine auf mich ausübte, endlich auszuschalten.«*

*»Haben Sie eine gekauft?«*

*»Ja. Sie Hegt ungebraucht in der Schublade. Ich weiß sehr wohl, daß ich nach dem Gesetz berechtigt bin, mir zwei Wärmflaschen zu halten. Aber man kann mich doch nicht zwingen, beide zu verwenden?«*

*»Gewiß nicht.«*

*»Madeleine und ich sind fürs Leben verbunden. So ist es nun einmal, und dagegen kann man nichts tun.«*

*»Lassen Sie sich gratulieren. Es geschieht nur selten, daß eine so tiefe menschliche Beziehung zustande kommt«*

*»Warten Sie. Sie wissen noch nicht alles. Ich habe Ihnen den Anlaß meines Besuchs noch nicht erzählt. So schwer es mir fällt, ich muß zugeben, daß es einen ganz bestimmten Umstand gibt, der unser glückliches Zusammenleben trübt. Sehen Sie, diese Wärmflaschen haben nur eine begrenzte Wirkungsdauer, und selbst Madeleine bleibt nicht länger als vier oder fünf Stunden heiß. Und dann ... ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll...«*

*»Sie wird frigid?«*

*»Danke. Ich danke Ihnen, daß Sie mir das abgenommen haben. Denn bei all meiner Liebe zu Madeleine muß ich ge-*

*stehen, daß es kaum etwas Unangenehmeres gibt, als mit einer erkalteten Wärmflasche in Berührung zu kommen. Und wenn das geschieht, wenn ich beispielsweise kurz vor dem Einschlafen dieses kalte Gummizeug an meinen Füßen spüre, dann befördere ich Madeleine mit einem Fußtritt aus dem Bett hinaus.«*

*»Nein.«*

*»Barbarisch, nicht wahr. Und am Morgen, wenn ich aufwache und das arme Ding auf dem Fußboden liegen sehe, schlaff und erschöpft.. .« Schultheiss begann zu weinen. »Ich schäme mich vor mir selbst. Ich hätte nie gedacht, daß ich so grausam sein kann. Solange sie heiß ist, halte ich sie in meinen Armen, herze und kose sie — und kaum wird sie kalt, handle ich sie wie einen Fetzen, schleudere sie zu Boden, trete nach ihr. Was hilft es mir, daß ich am Morgen vor ihr niederknie und ihr schwöre, es nie wieder zu tun. Ich tu's ja doch...« Verzweifelt barg Schultheiss das Gesicht in den Händen. Er war dem Zusammenbruch nahe. »Helfen Sie mir!« wimmerte er. »Erlösen Sie mich von dieser Misere! Geben Sie mir einen Rat!«*

*Ich dachte lange und angestrengt nach.*

*»Schultheiss«, sagte ich endlich. »Ich glaube, daß ich die Lösung gefunden habe. Ob's auch wirklich funktionieren wird, weiß ich nicht, aber man kann es jedenfalls versuchen.«*

*»Was?« fragte Schultheiss begierig. »Was?«*

*»Wenn Sie merken, daß die Flasche kalt wird, dann stehen Sie auf und füllen Sie heißes Wasser nach!«*

*Ein Leuchten ging über Schultheissens gramzerfurchtes Gesicht. Er stand auf, drückte mir wortlos die Hand und entfernte sich, torkelnd vor Dankbarkeit. Eine Ehe wurde gerettet.*

Die merkwürdige Liebesgeschichte machte Furore, und Madeleine wurde fast so bekannt wie Jonathan, unsere wandernde Waschmaschine. Als ich eine lustige Tragikomödie über den Scheidungsprozeß des Ehepaares Romeo und Julia schrieb (in meiner Fassung bleiben sie am Leben), konnte ich der Versuchung

nicht widerstehen und ließ den alternden Romeo sich in sexy Madeleine verlieben. Das Stück heißt »Es war die Lerche«, und ich habe für Romeo ein ergreifendes Uebeslied an seine Gummiflasche hineingedichtet. Dafür mußte ich die Flasche jedoch in »Lisa« umtaufen, da sich auf »Madeleine« kein Reim finden ließ ...

Der Song selbst ist der Höhepunkt jeder Vorstellung, besonders wenn Romeo auf Schultheiss' Spuren seine ganze Innigkeit hineinlegt.

Lyrik war nie meine Stärke. Kein Wunder: Der Dichter schwebt in höheren Sphären, wohingegen der Satiriker mit beiden Beinen auf dem Erdboden steht. Wie kam dieses Lied dann über mich? Lisa hat auch mich beflügelt...

### *Lisa's Lied*

*Mein Liebeslied, geliebte Lisa,  
mein Liebeslied gilt dir allein.  
Bis Parma, Padua und Pisa  
will ich es singen, winseln, schrei'n.  
Der ganzen Welt soll es erklingen  
und soll durch Steiermark und  
Bein  
zu Sonne, Mond und Sternen  
dringen,  
denn ich bin dein und du bist  
mein.*

*Liebe Lisa, liebste Lisa,  
nur wer deine Nähe kennt,  
liebe Lisa, liebste Lisa,  
weiß wie heiß die Liebe brennt.  
Immer will ich bei dir bleiben  
ohne Ring und Sakrament,  
liebe Lisa, liebste Lisa,  
bis der kühle Tod uns trennt.*

*Liebe Lisa, liebste Lisa,  
nichts und niemand kommt dir  
gleich.  
Liebe Lisa, liebste Lisa,  
du bist sanft und gummiweich.*

*Liebe Lisa, liebste Lisa,  
 du machst keine Nacht zur Fron,  
 liebe Lisa, liebste Lisa,  
 niemals fragst du: schläfst Du  
 schon.  
 Alle Welt soll es erfahren,  
 daß noch nirgendwann und wo  
 zweie je so glücklich waren  
 wie Lisa und ihr Romeo.*

Eifersucht  
 ist eine Krankheit.  
 Aber ohne Zweifel  
 die natürlichste  
 von allen.

In der »Lerche« macht Julia Romeo eine Eifersuchts-  
 szene, wenn sie den ihr Angetrauten mit einer  
 40 Jahre jüngeren Wärmflasche erwischt. Die beste  
 Ehefrau von allen hingegen stellte lediglich fest, daß  
 ich auch als Theaterautor übergeschnappt wäre.

Psychiatrie hat uns übrigens während der ganzen  
 fünfundzwanzig Jahre unserer Ehe begleitet. Meine  
 Frau ist zwar eine Klaviervirtuosin (während ich — sieh  
 an! — nur ein einfacher Lehrer für Metallskulptur bin),  
 aber die Psychologie ist ihr Hobby, und mit den Jahren  
 wurde sie eine halbblinde Anhängerin des Gurus aus  
 Wien.

Auch ich unterschätze die Freudsche Lehre keines-  
 wegs. Träume sind eine großartige Erfindung: das  
 ideale Heimkino sozusagen. Mit dem kleinen Unter-  
 schied, daß man im Kino zuerst den Film sieht und  
 dann einschläft, während man nach der Freudschen  
 Methode erst einschläft und dann den Film sieht...

Einmal jedoch habe ich einen echten, lebendigen  
 Psychiater aufgesucht.

Mein Psycho-  
 drama erlebt hier  
 seine Weltpre-  
 miere. Ich bin in  
 einem Alter, in  
 dem man Jugend-  
 sünden gestehen  
 sollte, bevor man  
 sie vergißt.

Es war Ende der fünfziger Jahre, ich steckte in einer  
 persönlichen Krise und ließ mich von meiner Familie  
 überzeugen, daß ein Psychiater mir nur guttun könne.  
 Mein Klapsdokter war einer der Ureinwanderer aus  
 Deutschland mit grenzenloser Geduld, aber stark be-  
 grenztem Hörvermögen. Vor dreißig Jahren gab es die  
 heute üblichen Mikrowunder an Hörgeräten noch  
 nicht, und deshalb hatte mein alter Psychiater eine

große batteriegesteuerte Schachtel um den Hals baumeln, der ich die Bekenntnisse aus meiner schweren Jugend anvertrauen sollte ...

Um es kurz zu machen: Die Batterie war schwach.

Dementsprechend bekam mein greiser Erlöser kein Wort von der ergreifenden Lebensgeschichte mit, die ich eigens für ihn auf der Couch erdichtet hatte. (Ich bin doch nicht auf den Kopf gefallen und erzähle jemandem, den ich gerade erst kennengelernt habe, meine intimsten Geheimnisse!)

Meine Heilungschancen schienen zu schwinden. Der Klapsdoktor drehte den Knopf seiner Schachtel bis an den Anschlag und kam noch immer nicht in den Genuß der Früchte meiner Phantasie ...

Erst ließ er mich auf der Couch sitzen statt liegen, dann bat er mich immer lauter zu sprechen, bis meine pubertären Komplexe die Fensterscheiben klirren ließen:

»... in meinen frühen Jahren, Professor«, schrie ich, »habe ich mich des Onanierens völlig enthalten, da ich schreckliche Angst vor meinem Glied hatte ...«

Und ähnlich Intimes — mit Löwengebrüll.

Aber dann geschah etwas ganz Natürliches: Inmitten einer Bekenntnisarie (Über meine Mutter, die ich nie, wie es sich für einen liebenden Sohn gehört, gehaßt habe), erwachte in mir plötzlich mein schlummernder Sinn für Humor. Ich brach in ein Gewieher aus, wie ich mich an keines seit der letzten modernen Kunstaussstellung in Venedig erinnern kann. Ich rannte der schwachen Batterie davon, ins Freie, die Straße entlang und konnte nicht aufhören zu lachen und zu lachen ...

Vielleicht rührt daher mein tiefes Mißtrauen gegen unseren Hofguru. Meine Kleingläubigkeit hat aber die beste Ehefrau von allen bis heute nicht daran gehindert, für jedes Lebensereignis die richtige psychologische Erklärung zu finden.

Wenn ich, nehmen wir einmal an, im Winter meine Handschuhe anziehe, prüft sie mich mit Kennerblick und sagt sarkastisch lächelnd nur das eine:

Nein, nein, die Pantomime wäre keine Lösung gewesen ...

Schlußfolgerung aus meiner Selbstanalyse: Ich beginne unbewußt daran zu zweifeln, daß ein Unterbewußtsein überhaupt existiert.

»Freud!«

Das heißt, für jeden Analytiker liegt auf der Hand, daß ich in meinem Unterbewußtsein mit der Idee einer finsternen Handlung flirte und die Fingerabdrücke verwischen will...

Nehmen wir nun an, daß ich im Winter keine Handschuhe anziehe. In diesem Fall geschieht folgendes: Meine Gattin prüft mich mit Kennerblick und sagt sarkastisch lächelnd nur das eine:

»Freud!«

Es liegt nämlich für jeden Psychologen auf der Hand, daß ich in meinem Unterbewußtsein den Eindruck vermeiden möchte, daß ich eine finstere Handlung plane und meine Fingerabdrücke verwischen will...

Gegen solch analytischen Scharfsinn ist natürlich nicht anzukommen. Was tue ich also? Ich schreibe im Untergrund eine Schlüsselgeschichte Über die Allerbeste und ihren Guru.

Wo nehme ich die Handlung her? Aus meinem Traum, Professor, natürlich aus meinem Traum ...

Dies ist eine der Geschichten, die in der Wirklichkeit noch nicht stattgefunden haben. Es kann aber nicht mehr lange dauern...

*Der Morgen begann mit dem falschen Fuß. Kaum daß er graute, kroch die beste Ehefrau von allen aus dem Bett wie ein Tausendfüßler, dem alle Füße eingeschlafen waren. Sie ertastete ihren Weg mit schlafoerklebten Augen mühsam bis zur Kaffeekanne. Ihr Rücken war gebeugt, ihre Augen verschwollen, ich hielt es also für notwendig, mich höflich nach ihrem Wohlbefinden zu erkundigen. Aus Pflichtgefühl und aus meinem Bett.*

*»Ephraim«, murmelte sie, »laß mich in Ruhe, bitte. Bitte, laß mich in Ruhe!«*

*Bei näherem Hinhören fiel mir auf, daß sie gar nicht murmelte. Genau genommen brüllte sie sogar.*

*»Warum«, fragte ich, »was ist passiert?«*

*Die beste Ehefrau von allen füllte sich eine Tasse mit unglaublich schwarzem Kaffee und kam in ebensolcher Stimmung zurück ins Bett.*

*»Ich bitte dich, zur Kenntnis zu nehmen«, teilte sie mir zwischen Schlucken und Schluchzen mit, »daß ich dir niemals verzeihen werde, was du mir heute nacht angetan hast.«*

*Ich war zerknirscht. Soweit ich mich an die Ereignisse der letzten zwölf Stunden erinnern konnte, tat ich nichts Ungehöriges. Im Gegenteil, ich führte gestern abend die beste Ehefrau von allen in ein standesgemäßes Restaurant, wo wir ein nach ungarischem Rezept gefülltes Kraut zu uns nahmen. Anschließend gingen wir im Vollmond heimwärts, suchten unser Ehebett auf und schliefen ein. Und nun am Morgen diese Bescherung...*

*Ich war, wie gesagt, zerknirscht.*

*»Was habe ich dir angetan?« fragte ich. »Sag's mir doch.«*

*»Du hast dich benommen wie ein Berserker, Ephraim. Wie eine Bestie — nein, wie ein Schwein!«*

*»Aber wo?«*

*»In meinem Traum.«*

*Zögernd erzählte sie mir, was geschehen war. Die beste Ehefrau von allen hatte geträumt, sie wäre die Königin von Saba, Vermutlich war die Ursache eine Überdosis TV. ..*

*»Ich wurde hingerichtet«, sie erschauerte unter der Erinnerung, »geköpft mit einer Guillotine.«*

*»Einen Moment«, unterbrach ich sie, »am Hof der Königin von Saba gab es noch keine Guillotinen.«*

*»Erzähl mir nichts! Mein Kopf wurde von einer Guillotine abgehackt. Und weißt du, wer diese Guillotine betätigt hat?«*

*»Du willst doch nicht etwa sagen...«*

*»Du! Du warst es, Ephraim, du! Und zwar mit einem widerwärtigen Grinsen über das ganze Gesicht.«*

*Von ihren Anschuldigungen zum Schweigen gebracht, überlegte ich mir den Fall. Ich mußte zugeben, daß es unschicklich war, die Mutter der eigenen Kinder zu köpfen. Noch dazu grinsend. Langsam konnte ich ihre schlechte Laune verstehen.*

*»Vielleicht war ich das gar nicht.« Ich versuchte Zeit zu gewinnen. »Diese Scharfrichter pflegten doch eine Maske vorm Gesicht zu tragen, soviel ich weiß, oder?«*

*»Ephraim! Die Maske ist noch nicht erfunden worden, die deinen Akzent verbergen kann!«*

*Natürlich, mein Akzent. Ich hätte schon vor Jahren etwas in der Sache unternehmen sollen. Jetzt war es zu spät, die Kö-*

nigin von Saba hätte meine seltsamen Betonungen immer und überall identifiziert. Mit oder ohne Maske.

»Als sie mich zum Schafott schleppten«, sie nahm den Faden wieder auf, »hast du mich noch gezwickelt, du weißt schon wohin, und dann sagtest du ... dann sagtest du ...«

Ihre Stimme versagte.

»Sprich weiter«, stieß ich hervor, das Ärgste befürchtend, »was sagte ich?«

»Nein, Ephraim, diese Worte kann ich nicht wiederholen. Niemals, Ephraim, niemals ...«

Jetzt war ich ernsthaft beunruhigt. Zweimal »Ephraim« in einem Satz! Ich zermarterte mir den Kopf, was in aller Weh ich gesagt haben könnte, aber es fiel mir nichts Nennenswertes ein. Schließlich war es ihr Traum und nicht der meine.

Nur eine winzige Ewigkeit mußte ich warten, bis ich die schreckliche Wahrheit erfuhr. Schon nach dem zweiten Kaffee kam mein schändliches Verhalten zutage.

»Adieu, du Froschmaul«, soll ich gesagt haben, »bald spielen wir Fußball mit deinem Kopf.«

Das war's, was ich gesagt hatte, ich Schuft!

Was tun?

»Nun gut«, ich versuchte die Schuld von mir abzuwälzen, »aber was war mit deinem Gemahl? Ich meine König Salomon, kam er dir nicht zu HÜfe?«

»Der?« Die Beste verbarg sich hinter einer Zomesfalte. »Nicht einen Finger hat er gerührt, das Schwein! Weißt du, was er während meiner Hinrichtung getan hat? Tischtennis gespielt hat er mit Yves Saint-Laurent!«

Damit eskalierte das Drama in die modapolitische Sphäre. Nichtsdestotrotz blieb ich in ihren Augen der Oberbösewicht.

»Also nein«, resümierte die beste Ehefrau von allen, »das hätte ich niemals von dir erwartet. Fünfundzwanzig Jahre lang spielst du den Mustergatten und dann, bei der ersten Gelegenheit, sagst du Froschmaul zu mir! Zu mir sagst du Froschmaul?«

»Unverzeihlich«, pflichtete ich ihr bei, während ich sicherheitshalber an das äußerste Bettende rollte, »aber wenn wir objektiv und leidenschaftslos Bilanz ziehen wollen, so war es ja doch nur ein Traum ...«

»Nur ein Traum?« zischte meine Beste. »Weißt du, was du da sagst, Ephraim? Denk doch an Freud und an die Elementarstufe der Psychoanalyse! Die Träume enthüllen den wahren Menschen, Träume zeigen dir, wie du wirklich bist, mit all deinen unterbewußten dunklen Trieben. Mir ist es wie Schuppen von den Augen gefallen. Tief in deinem finstersten Innern, Ephraim, schlummert längst schon der Drang, mit meinem Kopf Fußball zu spielen...«

Fußballspielen mit ihrem Kopf? Ohne Zweifel, der Gedanke hat etwas. Ich meine, Freud ist Freud, das kann niemand leugnen. Obwohl ich persönlich kein Anhänger der Guillotine bin. Ich bin mehr ein Mann des elektrischen Stuhls. Auch eine langsame Steinigung hat gewisse Meriten. Andererseits, seit wann spielt Gromyko Tennis? Und überhaupt, was will sie von mir, dieses Froschmaul?

»Und weißt du, was die Krönung des Ganzen war?« sie entfachte die Glut von neuem. »Nachdem du meinen Kopf abgehackt hast und die ganzen Sägespäne aus mir herausgequollen sind, was glaubst du, sehe ich?«

»Keine Ahnung.«

»Stell dich nicht unwissend! Ich mußte mit eigenen Augen ansehen, wie mein Gemahl unter die Röcke von Erna Selig griff...«

»Du meinst König Salomon?«

»Ich meine dich, Ephraim! Die Rede ist von dir und von Erna Selig! Ihr seid aneinandergeklebt wie zwei läufige Magneten ...«

Unglaublich, was ich alles in ihrem Unterbewußtsein vollbringe. Bei Gelegenheit sollte ich mich mit dem alten Freud darüber unterhalten. Was tun?

»Nun, geschehen ist geschehen«, sagte ich, »schlafen wir noch eine Stunde, ja? Du weißt, daß ich in Wahrheit nicht so bin. Erstens spiele ich nicht Fußball, und das mit dem Froschmaul ist mir nur so herausgerutscht.. ..«

»Laß mich in Ruhe, Ephraim!«

Fünf Minuten später, ich bitte mir das zu glauben, schlief die beste Ehefrau trotz schwarzem Kaffee wie ein Sack voller Sägespäne, wohingegen ich hellwach blieb. Ich wollte nicht mehr in Schwierigkeiten geraten. Wer weiß, wozu ich im-

stanze bin, wenn mir Yves Saint-Laurent im Traum wieder über den Weg läuft...

*Irgendwann muß ich aber doch eingedöst sein, denn kurz bevor der Wecker läutete, stand an meinem Bett ein bärtiger Professor, der mir irgendwie bekannt vorkam.*

*»Jetzt hör mir gut zu, man Junge«, sagte Sigmund Freud. »Vergiß nie wieder das Alpha und Omega der Psychoanalyse: vor dem Schlafengehen ißt man kein gefülltes Kraut«  
Jetzt sagt er mir das!*

**A**bgesehen davon gibt es nicht viele Meinungsverschiedenheiten zwischen der besten Ehefrau von allen und mir. Sie ist klug, einfach so klug, daß eine Spur Minderwertigkeitsgefühl ihr wirklich nicht schaden würde. Was ich ihr aber unbedingt zugute halten muß — ist ihre große Toleranz.

Bezüglich des Versagens der Ehe als solche teilt sie zum Beispiel voll und ganz meine Meinung, daß diese Institution vor allem für Frauen erfunden wurde und deswegen nur die Frauen heiraten sollten (mit dem kleinen Vorbehalt, daß Ehen zwischen Ex-Pianistinnen und Satirikern aus dem Nahen Osten unter Umständen doch zum wahren Glück führen).

Die endgültige  
Lösung für die  
Krise des heiligen  
Lebensbundes

Was die Praxis betrifft, ist sie kein eifersüchtiger Typ, die Allerbeste. Sie würde mich nie überwachen, nein, sie gibt mir, einem echten Macho-Mann, uneingeschränkte Freiheit. Solange sie keinen Verdacht hegt. Dann allerdings bricht die Hölle los. Dann droht mir die beste und toleranteste Ehefrau von allen im heiligen Zorn, sich einen so teuren Pelzmantel zu kaufen, daß ich bis an mein Lebensende ruiniert wäre. Aber wie gesagt, das geschieht nur, wenn sie Verdacht hegt. Tut sie es nicht, ist sie wieder die Toleranz in Person.

Manche sagen ihre Meinung durch die Blume, ich sage sie durch meine Geschichten. Und da in meinen Augen ein diensthabender Ehemann wie ein erobertes Land ist, dessen Schriftsteller wegen der strengen Zensur ihre Sehnsucht nach Freiheit und Unabhängigkeit

nur allegorisch ausdrücken können — nehmen auch meine unterdrückten Wünsche häufig dichterische Gestalt an. Wie in dem folgenden Drama, welches erfolgreich durch die Zensur meiner Besten geschlüpft ist.

Ein uralter Herr sitzt allein auf der Veranda, auf seinen Stock gestützt, einen warmen Schal um den Hals. Er döst vor sich hin. Abends.

Fingerübungen  
in Polygamie

Seine uralte Frau kommt mit einer Tasse Tee heraus. Ihre Pantoffeln schlurfen über den Boden,

*Sie: Du solltest deinen Tee trinken, solange er heiß ist.*

*Er: Hast du Zucker hineingetan?*

*Sie: (setzt sich neben ihn) Zwei Löffel.*

*Er: Gut. Ein Mann braucht ein bißchen Warme. Hast du Zucker hineingetan?*

*Sie: Zwei Löffel*

*Er: (trinkt seinen Tee. Die Schlurfgeräusche verraten, daß er ihn genießt.) Hoppla.*

*Sie: Was ist denn?*

*Er: Hoppla.*

*Sie: Was hast du?*

*Er: Mir fiel eben etwas ein. Ich hab's in irgendeiner Zeitung gelesen. Ein Jude aus dem Jemen hat um die Erlaubnis angesucht, sich eine zweite Frau zu nehmen. Angeblich hat das Rabbinat in Jerusalem zugestimmt.*

*Sie: Ich hab' davon gehört.*

*Er: Er hat keine Zeit vergeudet und gleich noch einmal geheiratet, schon am nächsten Tag.*

*Sie: Ich hab' auch davon gehört.*

*Er: Das ist doch etwas recht Außergewöhnliches, oder nicht? Ein Mann, der zwei Frauen hat?*

*Sie: Hältst du esßr besser, eine Geliebte zu haben?*

*Er: Hab' ich eine Geliebte?*

*Sie: Nicht du. Die Männer im allgemeinen.*

*Er: Geliebte? Wer kann sich schon so was leisten heutzutage, hoppla.*

*Sie: Wieso schon wieder hoppla?*

*Er: Sie dürfen alles, diese orientalischen Juden. Aber wir,*

*wir mußten unter den Bannfluch von diesem Rabbi Gershom geraten. Für uns europäische Juden ist es strengstens verboten, eine zweite Frau zu haben.*

*Sie: Wann hat er denn gelebt?*

*Er: Wer?*

*Sie: Gershom.*

*Er: Im elften Jahrhundert.*

*Sie: Warum berufst du dich dann auf ihn ? Was geht dich das Mittelalter an? Willst du dahin zurück?*

*Er: Damit, meine Liebe, triffst du den Nagel auf den Kopf. Nach uraltem Jüdischem Gesetz waren mehrere Frauen nicht nur gestattet, sie waren sogar eine Gottespflicht*

*Sie: Siehst du! Warum hast du dann hoppla gesagt?*

*Er: Ich hatte ganz einfach nicht erwartet, daß du mit soviel Intelligenz gesegnet bist. Ich nahm an, du würdest ein wenig protestieren. (Schlürft seinen Tee.) Hör zu, meine Gute, ich hätte nichts dagegen, wenn du mir den Tee stärker brauen würdest, viel stärker...*

*Sie: Schon gut, schon gut.*

*Er: Du hast Ja hundertprozentig recht, unsere Vorfahren hatten drei oder vier Frauen. Was sage ich, drei oder vier? Acht*

*Sie: Sechzehn!*

*Er: Und mehr! Hoppla ... Ein Mann kann sich von vielen Frauen sexuell angezogen fühlen, von vielen gleichzeitig. Das behaupten alle Anthropologen.*

*Sie: Wenn die das behaupten, bin ich sicher, daß es stimmt.*

*Er: Meine Liebe, ab morgen tust du mir etwas Zitrone in meinen Tee. Ich brauche Vitamine, viel Vitamine. Eines kann ich dir sagen: Wenn die beiden Frauen sich bemühen, miteinander auszukommen, ist das die ideale Lösung.*

*Sie: Warum sollten sie das nicht?*

*Er: Das hängt von ihrem guten Willen ab.*

*Sie: Versteht sich von selbst. Du würdest mir doch nicht so eine geschwätzige Ziege ins Haus bringen.*

*Er: Eine Ziege, wieso eine geschwätzige Ziege?*

*Sie: Die redet mir zuviel.*

*Er: Nicht alle. Das kannst du nicht so verallgemeinern.*

*Aber wenn du sagst, du willst keine geschwätzige Ziege, dann bringe ich dir auch keine ins Haus.*

*Sie: Abgesehen davon bietet diese Situation auch viele Möglichkeiten.*

*Er: Hoppla. (Schlürft seinen Tee.) Du glaubst also, daß es funktionieren kann?*

*Sie: Was kann funktionieren?*

*Er: Dieses Arrangement.*

*Sie: Ich finde es sehr praktisch. Zwei Frauen könnten sich die ganze Hausarbeit teilen.*

*Er: Genau. Darum bin ich auch dafür. Es ist so praktisch.*

*Sie: Wir stehen beide am Morgen auf. Sie bringt dir den Kaffee ans Bett, und ich räume auf und spüle ab.*

*Er: Sehr richtig. Ihr teilt euch die Arbeit.*

*Sie: Später gibt sie dir dann deine Tropfen...*

*Er: Tropfen, hoppla, die Tropfen.*

*Sie: Inzwischen bügle ich deine Unterwäsche, trage den Dreck hinaus und lasse ein heißes Bad für dich ein.*

*Er: Ein lauwarmes. Im Sommer nur ein lauwarmes.*

*Sie: Hauptsache, daß Abigail glücklich ist.*

*Er: Abigail?*

*Sie: Ich hätte so gern, daß du sie Abigail nennst. Meiner Meinung nach paßt dieser Name zu ihr.*

*Er: Meine Liebe, du kannst mir nicht solche Vorschriften machen. Was ist, wenn ich keine Abigail finde? Willst du etwa, daß ich die ganze Stadt nach Abigails absuche?*

*Sie: Ich hoffe, daß sie ein umgängliches Wesen hat. Wir könnten zusammen zur Schneiderin gehen, zum Supermarkt, in den Kosmetiksalon...*

*Er: In was für einen Kosmetiksalon willst du?*

*Sie: Ich doch nicht. Abigail.*

*Er: Natürlich. Sie muß sich ja schön machen. Das ist sehr tüchtig. Cremes, Parfüms und dieser ganze Firlefanz ...*

*Sie: Danach machen wir uns über dich her. Zu gleichen Teilen, gleiches Recht für beide.*

*Er: Hoppla!. .. Morgen, meine Beste, tust du auch einen Schuß Brandy in den Tee, ja? Das wird ihm das gewisse Etwas geben.*

*Sie: Schon gut, ich hab' verstanden.*

*Er: Das muß ich dir lassen, meine Liebe, du bist die wunderbarste Frau in meinem Leben. Zumindest bis jetzt. Ich schwöre dir: Ganz gleich, was auch geschieht, und ganz gleich, was für eine zweite oder dritte Frau in dieses Haus kommt, du wirst immer meine erste, meine echte, meine wahre sein. Die beste Ehefrau von allen.*

*Sie: Das ist sehr großzügig von dir, mein Schatz.*

*Er: Nein, nein, in solchen Fällen gibt es verbrieftte Vorrechte. Ich habe mich schon eingehend mit dieser Problematik befaßt. Die neue Ehefrau muß wissen, was ihr rechtmäßig zusteht. Selbst wenn sie die umwerfendste, bestaussehende Traumfrau auf Gottes Erdboden ist, sie wird in der Rangordnung immer erst nach dir kommen. Außerdem bist du ja auch um einiges älter als sie, nicht wahr?*

*Sie: Trink deinen Tee. Er wird kalt.*

*Er: (immer schläfriger werdend) Hoppla! Auf einmal wird alles so einfach. Mit einer Frau wie du es bist, mit einer Frau, die gesegnet ist mit unendlicher Weisheit... meine Bewunderung kennt keine Grenzen... ich ziehe den Hut vor dir...*

*Sie: Schön, schön. Zieh den Hut.*

*Er: Nun habe ich ja tatsächlich schon eine im Auge, lange schon... Eine, die gar nicht weiß, daß ich sie im Auge habe... Ich sehe sie immer im Supermarkt, jeden Tag... Sie ist ein graziöses, zierliches Geschöpf, mit hinreißenden Beinen ... Sie hat so schöne Waden ... ah ... Warum nehme ich sie eigentlich nicht gleich mit nach Hause und wir leben von nun an glücklich miteinander wie drei Tauben. .. (schläft ein) Drei turtelnde Tauben... Drei...*

*Sie: (legt einen Schal um seine Schultern. Seufzt.) Jeden Abend dieselbe Geschichte.*

**W**ie gesagt, meine Frau hat über dieses Ehedrama kein Wort verloren. Kein einziges. Vielleicht, weil sie es nicht gelesen hat. Wie ich schon ein paar Seiten zuvor andeutete, sie liest beileibe nicht alles, was ich so hinkritzele. Sie ist sehr wählerisch.

Aber was hält ihrer strengen Prüfung dennoch

stand? Geschichten mit sozialer Botschaft? Oder aktuelle Themen? Sexualpathologische Abhandlungen vielleicht? Nein, meine Herrschaften, die beste Ehefrau von allen liest von meinen Geschichten nur die, die *kurz* sind. Sehr kurz. So kurz wie die folgende.

**D**ie *Menschenschlange vor der Bushaltestelle* reichte bis zum Schaufenster eines Schuhgeschäfts. Ein junges Paar stand vor der Auslage. Die Frau betrachtete die Schuhe, der Blick ihres Gatten verlor sich irgendwo im blauen Nichts.

»ViHe gefallen dir diese hübschen grünen dort«, sagte sie.  
»Die Farbe würde genau zu meiner neuen Handtasche passen, aber die Stockel sind zu niedrig, und ich würde mir zu Idein vorkommen, schau, diese roten dort drüben wären nicht schlecht, es ist nur schade, daß die Schnalle auf der Seite ist, außerdem gefallen mir diese schwarzen dort drüben viel besser, obwohl sie aus Wildleder sind, und Wildleder wirkt nach kurzer Zeit so schäbig, daß man sich nicht mehr unter die Leute trauen kann, aber dieses gelbe Paar da drüben mit dem grauen Futter würde mir doch gut passen, wenngleich ich wetten könnte, daß sie sie nicht in meiner Größe haben, ich werde es nie verstehen, warum sie diese hübschen Schuhe nie in den kleinen Größen anfertigen, aber schau, diese blauen da drüben, die wären genau das Richtige, das ist genau die Farbe von meinem neuen Kaschmirkostüm, aber ich kann diese hohe Verschnürung nicht leiden, das rutscht beim Gehen immer herunter, darum werde ich mich für diese lila Schuhe mit der Krepptsole entscheiden, obwohl Krepptsohlen in der Hitze nicht angenehm zu tragen sind, schade, diese braunen dort in der linken Ecke dürften aus Lack sein, wenn man damit in den Regen kommt, bleiben scheußliche Flecken und die silbernen da oben sind besonders lieb, aber die haben so Löcher auf der Seite und da bekommt man immer Sand in die Schuhe und kleine Kieselsteine und diese türkisfarbenen da drüben sind auch nicht gut, weil sie zu flache Absätze haben, überhaupt mag ich Btehr Schuhe, die weniger auffällig sind wie diese kanariengelben dort, die wären bezaubernd, aber die Masche hier stört itxh, ich versteh nicht warum die Schuherzeuger nicht ein biß-

Diese Geschichte kann auch als Atemübung für Taucherinnen Verwendung finden.

*chen mehr Geschmack entwickeln können, das einzige, was sie interessiert, ist Geld und diese weißen da wären auch nicht schlecht, nur ist weiß furchtbar empfindlich und schwer sauber zu halten und dieses kreidige Zeug, das man darüber schmiert, das färbt immer auf die Strümpfe ab, und diese giftgrünen da wären wunderbar, aber ich habe gehört, daß die spitzen Modelle nicht mehr >in< sind und überhaupt trägt man demnächst Schuhe ganz ohne Verzierungen und hinten kommt irgendein Gummiband hinein, damit man sie beim Gehen nicht verliert, so wie diese hellblauen dort drüben, aber ich vertrage den Gummi nicht und die da mit dem orangefarbenen Knopf sehen ja ganz gut aus, aber die werden nicht einmal einen Monat lang halten, weil die Stöckel zu hoch sind und überhaupt das einzige, wofür ihr Männer euch interessiert ist, daß man gut aussieht darin, wie man damit geht, ist euch ganz egal und Jetzt komm auf die andere Straßenseite, weil kh habe drüben bei Rothmann ein unwiderstehliches Modell gesehen und zwar in hahnenkammrot mit einem kleinen Rosenmuster rundherum, was ist mit dir, warum kommst du nicht, um Gottes willen, was ist passiert, Hilfe, mein Mann fühlt sich nicht gut, das muß gewiß die Hitze sein, würden Sie ihn bitte rübertragen zu Rothmann, danke sehr.«*

**K**urz, nicht wahr? Die beste Ehefrau hat sich auch dafür erkenntlich gezeigt, indem sie die Geschichte von Anfang bis fast zu Ende persönlich gelesen hat. Sie hat einmal, wenn ich recht gehört habe, auch ein kurzes »Ha« von sich gegeben, entweder als Ausdruck ungewöhnlichen Langmuts oder des Gelüstes nach neuen Krokodillederprodukten.

Der liebe Gott hat  
die Handtaschen  
erschaffen, um  
Mann und Frau in  
ewiger Spannung  
zu halten.

»Siehst du«, ließ sie mich wissen, »die kurzen Geschichten gelingen immer.«

Ich war vom »Ha« noch so eingenommen, daß ich nicht widersprach. Wenn auch, unter uns gesagt, kein Zusammenhang besteht zwischen Länge und Qualität des Humors. Es gibt keine langen Geschichten, nur ungeduldige Ehefrauen. Es gibt Geschichten (zumindest für mich, aber ich bin ja schließlich auch jemand), die

gerade wegen ihrer Länge ausgesprochen komisch sind. Je mehr sie sich hinziehen, je monotoner sie werden, desto amüsanter sind sie.  
Prüfen Sie selber!

**V**or einigen Tagen suchte ich das Büro einer großen fluggesellschaft auf, bei der ich einen Flug buchen wollte, und sprach mit einer der Damen am Buchungsschalter. Sie hatte ein sehr junges Gesicht, das einen reizvollen Kontrast zu ihrem grauen, in einen Pferdeschwanz gebundenen Haar ergab. Zum Abschluß unseres Gesprächs bat sie mich, meine Adresse zurückzulassen, worauf ich meiner Brieftasche eine Visitenkarte entnahm und sie ihr übergab. Am nächsten Tag mußte ich feststellen, daß bei dieser Gelegenheit die Notizblätter mit den Telephonnummern herausgefallen waren, kleine, rechteckig geschnittene Blätter, blau liniert, mit einem roten Querstreifen, sehr übersichtlich. Und sehr wichtig. Ich rief sofort im Büro der Fluggesellschaft an. Eine weibliche Stimme sagte: »Guten Morgen.«

»Guten Morgen«, antwortete ich. »Ich war gestern bei Ihnen und habe mit einer Ihrer Beamtinnen gesprochen, ihren Namen weiß ich nicht mehr, sie hat ein sehr junges Gesicht und trägt ihr graues Haar in einem Pferdeschwanz. Sie bat mich, meine Adresse zurückzulassen, und als ich meiner Brieftasche eine Visitenkarte entnahm, müssen einige Papiere herausgefallen sein mit Telephonnummern, die ich dringend brauche. Bitte würden Sie —«

»Einen Augenblick, mein Herr. Ich bin nur die Telephonistin. Ich verbinde Sie mit dem Sekretariat.«

»Danke.«

»Halb.« Das war jetzt eine männliche Stimme. »Hier das Sekretariat.«

»Es handelt sich um folgendes«, begann ich. »Ich war gestern bei Ihnen und habe mit einer Ihrer Beamtinnen gesprochen, ihren Namen weiß ich nicht mehr, sie hat ein sehr junges Gesicht und trägt ihr graues Haar in einem Pferdeschwanz. Sie bat mäh, meine Adresse zurückzulassen, und ich erinnere \*nich sehr deutlich, daß ich meine Brieftasche herauszog und

*ihr eine Visitenkarte entnahm. Zu Hause habe ich festgestellt, daß bei dieser Gelegenheit auch einige Blätter mit wichtigen Notizen herausgefallen waren, und —«*

*»Bitte warten Sie«, unterbrach mich die männliche Stimme.*

*»Ich gebe Sie zum Buchungsschalter durch.«*

*Es vergingen nur wenige Minuten, bis eine weibliche Stimme sich am Buchungsschalter meldete.*

*»Ich weiß nicht, ob Sie es waren, mit der ich gestern vormittag gesprochen habe«, begann ich. »Es war jedenfalls eine Ihrer Beamtinnen, eine Dame mit sehr jungem Gesicht und grauen Haaren in einem Pferdeschwanz. Sind Sie das?«*

*»Leider nicht. Aber vielläch kann ich Ihnen trotzdem helfen?«*

*»Danke vielmals. Also die Dame, mit der ich zu tun hatte, bat mich, meine Adresse zurückzulassen, und ich erinnere mich deutlich, daß ich meine Brieftasche herausgezogen habe, um ihr eine Visitenkarte zu entnehmen. Bei dieser Gelegenheit sind einige wichtige Notizblätter — «*

*»Wann ist das passiert?«*

*»Gestern vormittag. Am frühen Vormittag, Fräulein.«*

*»Ich bedaure. Gestern hatte ich keinen Dienst. Sie müssen mit Alissa sprechen. Bitte bleiben Sie am Apparat.«*

*Nach einer Pause meldete sich eine neue Frauenstimme:*

*»Guten Morgen.«*

*»Guten Morgen, Fräulein. Ich war gestern in Ihrem Büro und sprach mit einer Ihrer Buchungsbeamtinnen, an ihren Namen erinnere ich mich nicht mehr, aber sie hat ein junges Gesicht mit einem grauen Ponyschwanz und bat mich, meine Adresse —«*

*»Verzeihen Sie, daß ich unterbreche. Hier ist wieder die Telephonistin. Sie haben heute schon einmal angerufen, nicht wahr? Mit wem wollen Sie jetzt verbunden werden?«*

*»Mit Fräulein Alissa.«*

*»Sofort... Alissa! Du wirst am Telephon verlangt.. Bitte sprechen Sie.«*

*»Guten Tag, Fräulein Alissa. Man hat mich wegen dieser herausgefallenen Notizblätter an Sie gewiesen. Ich war gestern in Ihrem Büro und habe am Buchungsschalter mit einer Ihrer Damen gesprochen, ihren Namen weiß ich nicht mehr, ich er-*

*innere mich nur, daß sie ein junges Gesicht und graue Haare in einem Pferdeschwanz hatte und daß ich meine Brieftasche herausnahm, um ihr eine Visitenkarte zu geben, weil sie meine Adresse haben wollte, und —«*

*»Welche Alissa meinen Sie?'Alissa von der Luftfracht oder Alissa von der Buchung?'«*

*»Von der Buchung.«*

*»Das bin nicht ich. Ich gebe Sie an die Zentrale zurück.«*

*»Hallo?'« flötete die Zentrale. »Was wünschen Sie?'«*

*»Alissa von der Buchung.«*

*Ein kurzes Geräusch, ein kurzes Knacken, ein abgehobener Hörer.*

*»Fräulein Alissa von der Buchung?'« fragte ich.*

*»Ja.«*

*»Endlich. Ich habe eine Anfrage, weiß aber nicht, ob ich mit der richtigen Abteilung verbunden bin.«*

*»Sagen Sie mir bitte, um was es sich handelt. Dann werden un'r's wissen.«*

*»Ich war gestern bei Ihnen. Gestern vormittag. Eine Ihrer Beamtinnen, ich erinnere mich nicht mehr an ihren Namen, sie hat ein sehr junges Gesicht und trägt ihr graues Haar in einem Pferdeschwanz, also diese Dame bat mich, meine Adresse zurückzulassen —«*

*»Nein, nein«, unterbrach mich Alissa. »Das war nicht meine Abteilung. Haben Sie schon mit dem Sekretariat gesprochen?'«*

*»Ja. Mit einem Herrn.«*

*»Mit Stern?'«*

*»Möglich. Ich konnte das durchs Telephon nicht erkennen.«*

*»Sicherlich war es Stern. Ich verbinde.«*

*»Guten Abend«, sagte Stern. »Hier Stern.«*

*»Habe ich vor einigen Stunden mit Ihnen gesprochen, Herr Stern?'«*

*»Worüber?'«*

*»Über die Visitenkarte aus meiner Brieftasche, gestern vormittag, und über die verlorenen Notizblätter mit den Telephonnummern.«*

*»Nein, das muß jemand anderes gewesen sein. Um was handelt es sich?'«*

»Es handelt sich um folgendes. Gestern vormittag war ich bei Ihnen, das haßt am Buchungsschalter, wegen einer Buchung. Die Beamtin, eine Dame mit sehr jungem Gesicht und grauem Haar in einem Pferdeschwanz, wollte meine Adresse haben —«

»Entschuldigen Sie, hier herrscht ein solcher Lärm, daß ich Sie nicht hören kann. Bitte bleiben Sie am Apparat. Ich melde mich aus einem anderen Zimmer.«

Tatsächlich meldete er sich etwas später aus einem anderen Zimmer:

»Hallo?Ja, jetzt ist es besser. Also wenn ich richtig verstanden habe, dann waren Sie gestern bei uns...<•<

»Stimmt. Gestern vormittag. Und ich habe mit einer Ihrer Beamtinnen gesprochen, ihren Namen weiß ich nicht mehr, sie hat ein sehr junges Gesicht und trägt ihr graues Haar in einem Pferdeschwanz. Sie bat mich, meine Adresse zurückzulassen, und als ich meiner Brieftasche eine Visitenkarte entnahm, müssen einige sehr wichtige Notizblätter herausgefallen sein —«

»Das kann vorkommen«, tröstete mich Stern. »Ich nehme an, daß diese Blätter irgendwo bei uns Hegen. Lassen Sie mich doch einmal herumfragen...«

Ich hörte seine gedämpfte Stimme, die der Belegschaft im Nebenraum bekanntgab, daß gestern vormittag jemand hier gewesen sei und mit einem der Mädchen gesprochen hätte, einem Mädchen mit jungem Gesicht und grauem Ponyschwanz, wahrscheinlich Stella, er wollte ihr seine Adresse geben und hatte sein Taschenbuch herausgenommen und bei dieser Gelegenheit sein Notizbuch verloren oder die Blätter mit den wichtigen Telephonnummern ...

»Augenblick«, hörte ich eine andere Stimme rufen. »Ich glaube, der Portier hat etwas davon gesagt, daß er ein Notizbuch gefunden hat.«

Es dauerte nicht lange, und ich war mit dem Portier verbunden.

» Waren es rechteckige Blätter, blau liniert?« fragte er.

»Richtig. Und es standen Telephonnummern drauf.«

»Ich habe die Blätter heute an Ihre Adresse geschickt. Sie müßten morgen in der Post sein.«

»Danke. Danke oftmals.«

»Was war denn eigentlich los?«

»Nichts besonderes. Ich hatte vorgestern in Ihrem Büro mit einer Ihrer Damen gesprochen, ihren Namen weiß ich nicht mehr, sie hat ein sehr junges Gesicht und trägt ihr graues Haar in einem Pferdeschwanz. Sie bat mich, meine Adresse zurückzulassen, und als ich meiner Brieftasche eine Visitenkarte entnahm, müssen diese Papiere herausgefallen sein, mit Telefonnummern, die ich sehr dringend brauche —«

»Na, Hauptsache, daß sich die Blätter gefunden haben«, sagte der Portier.

»Ja, wirklich. Das ist die Hauptsache. Gute Nacht.«

»Gute Nacht«, sagte der Portier.

Als mein unvergeßlicher Freund und Übersetzer Professor Friedrich Torberg dieses Perpetuum mobile ins Deutsche übertrug, warnte er mich, daß es eine ganz ähnliche Geschichte bereits gäbe. Ich schlug vor, den Text nicht in mein neues Buch aufzunehmen, aber er war anderer Meinung:

»Mein Sohn (so nannte er mich, obwohl unser Altersunterschied diesen Verwandtschaftsgrad gar nicht rechtfertigte, und ich zahlte es ihm mit der Anrede >Rapi< heim). Mein Sohn«, so sagte also Torberg, »wenn du nur veröffentlichen willst, was zum erstenmal geschrieben wurde, dann kannst du deinen Beruf an den Nagel hängen.«

Torberg war ein lebendes Absurdum. Er war ein wunderbarer Übersetzer und es *gibt* keine wunderbaren Übersetzer. Um das Niveau des Originals zu halten, muß nämlich der Übersetzer das gleiche schriftstellerische Talent haben. Wenn man aber so talentiert ist, warum sollte man seine Zeit mit lästigen Übersetzungen vergeuden?

Überhaupt sind meine zahllosen Übersetzer eines meiner Hauptprobleme, um nicht zu sagen ein Trauma. Sie machen mein Leben zwar interessanter und farbiger, aber gewiß auch kürzer. Um ehrlich zu sein, meine

Erinnerungen an einen Schriftsteller, dessen Bild auf meinem Schreibtisch steht

Das Vergnügen,  
einige Sprachen  
nicht zu verstehen

glücklichsten Augenblicke als Schriftsteller erlebe ich, wenn ich ein frisch übersetztes Buch in der Hand halte — das ich nicht lesen kann. Dann muß ich mich nämlich nicht ärgern.

Die Probleme beginnen erst mit den Büchern, deren Sprache ich verstehe, da die meisten meiner Übersetzer mir zeigen wollen, wie ich eigentlich hätte schreiben müssen. Nur Torberg war auch da wieder eine Ausnahme. Taktvoll wie er war, sagte er mir nie, wie ich schreiben müsse, sondern gab vor, meine Bücher so zu übersetzen, wie ich sie »ursprünglich schreiben wollte«.

»Ja, mein Sohn«, pflegte er zu sagen, »du hast dafür einfach nicht die dichterische Erfindungsgabe.«

Ich habe ihm auch das nachgesehen.

Als Torberg in einem schwachen Moment den Entschluß faßte, meinen hebräischen Zeilen die entgegengesetzte Richtung zu geben, konnte er nicht ahnen, daß er sich mit diesem leichtsinnigen Akt in lebenslange Gefangenschaft begeben sollte. Bis zu seinem frühen Tod hat er fast 20 Bücher, mehrere Komödien, Hörspiele und weiß Gott noch was, von mir übersetzt. Er hat mit seiner einzigartigen Sprachvirtuosität aus meinen Werken einen Teil der deutschen Literatur gemacht, und ich kann ihm dafür nicht dankbar genug sein.

Es kam also nicht von ungefähr, daß ich nach fünf- undzwanzigjähriger enger Zusammenarbeit, die von allen Kritikern als sehr gelungen bezeichnet wurde, unser Verhältnis an einem schönen Maitag doch legalisieren wollte:

»Papi«, schlug ich ihm vor, »ich will dich heiraten.«

Mein erster  
Heiratsantrag, der  
abgelehnt wurde

»Es tut mir leid«, antwortete Torberg nach kurzem Nachdenken, »du bist zu alt für mich.«

Ich weiß auch, daß er es oft bereut hat, so viele Jahre an meine Werke verschwendet zu haben, statt eigene zu schreiben. »Sogar der beste Übersetzer spielt nur Ping-Pong und kein Tennis«, schrieb er mir in einem seiner letzten Briefe. Zu seinem Trost schrieb ich eine

Kurzgeschichte darüber, wie wirksam eine wortgetreue Übersetzung ist. Ich widmete sie ihm, dem besten Übersetzer von allen.

*Dieser Tage stellte meine Frau so nebenbei fest, daß kein Joghurt mehr im Hause sei — nicht nur ein wesentlicher Bestandteil meines Frühstücks, sondern auch ihrer Schönheitspflege — also begab ich mich eilends zu unserem Lebensmittelhändler um die Ecke, wo ich mitten in eine erregte Streiterei hineinplatzte.*

*Mein Nachbar Jechskel brüllte mit hochrotem Kopf den Lebensmittelhändler an, worauf jener in einer Lautstärke zurückbrüllte, die sogar einem Abgeordneten der Opposition zur Ehre gereicht hätte. Eine zusätzliche Komplikation ergab sich daraus, daß der Lebensmittelhändler in gutem Hebräisch fluchte, während Jechskel seine Verwünschungen ungarisch hervorstieß, die einzige Sprache, die er einigermaßen beherrscht.*

*»Ich habe ein Dutzend Eier von ihm verlangt«, erklärte mir Jechskel in unserer tatarischen Muttersprache, »und der debile Vollidiot ließ eines seiner miesen Eier auf den dreckigen Ladentisch fallen. Jetzt behauptet dieser unverschämte Kerl auch noch, daß ich das faule Ei zerbrochen habe, und will, daß ich es bezahle. Ich denke nicht daran! Sie können ihm in seinem haarsträubenden Kauderwelsch sagen, daß er ein hinterfotziger Schweinehund ist, und wenn er noch ein Wort von sich gibt, dann zerbreche ich jedes einzelne seiner stinkenden Eier auf seinem verblödeten Kopf!«*

*Ich war in Eile.*

*»Also gut«, sagte ich zu Jechskel und wandte mich an den Ladeninhaber. »Der Herr läßt Ihnen sagen«, übersetzte ich, »daß es ihm aufrichtig lad tut, wenn er seine Beherrschung verloren haben sollte. Aber er ist der ehrlichen Überzeugung, daß dieses Ei ohne sein schuldhaftes Dazutun zerbrochen sei«*

*»Ach ja?« fauchte der Mann hinter der Theke. »Dann bestellen Sie ihm von mir, daß er ein unverschämter Lügner ist. Sie können ihm außerdem mitteilen, daß ich schon einmal we-*

gen Totschlags verurteilt wurde und jederzeit bereit bin, mich für das außerordentliche Vergnügen, ihm seinen dreckigen Hals umzudrehen, noch einmal ins Zuchthaus zu setzen, wenn er mir nicht auf der Stelle dieses unschuldige Ei bezahlt!»

»Gerne«, erwiderte ich und wandte mich in fließendem Ungarisch an Jechskel: »Er sagt, daß es ihm außerordentlich leid tut. Bei näherer Betrachtung wäre es durchaus möglich, daß er das Ei zerbrochen hat, und er denkt nicht daran, auch nur einen halben Piaster von Ihnen zu verlangen.«

»Also gut«, sagte Jechskel befriedigt, »solange er nicht Geld aus mir herausquetschen will...«

»Mein Freund sagt«, übersetzte ich ohne zu zögern, »daß er natürlich gerne bereit ist das Ei zu bezahlen, denn nichts auf der Welt liegt ihm ferner, als einen ehrsam Handelsmann um sein kärgliches Einkommen zu bringen.«

»Vergessen Sie's«, der Händler lächelte uns beide an. »Glauben Sie, daß ich wegen eines lausigen Eis einen guten Kunden verlieren will? Mir kam es nur so vor, als wollte er Schwierigkeiten machen ...«

Er streckte seine Hand aus, tauschte einen warmen Händedruck mit Jechskel, und wäre nicht die Theke zwischen den beiden gewesen, so wären sie sich wie längst verlorengedlaubte Brüder in die Arme gefallen.

An diese Begebenheit mußte ich denken, als ich vor kurzem in der Zeitung las, daß die nächsten Abrüstungsgespräche zwischen den beiden Supermächten würde ein verlässlicher Dolmetscher gesucht.

Nehmt mich.

Natürliche  
Ursachen für ein  
übernatürliches  
Phänomen

**T**orberg war ein Experte in Sachen Humor auch ohne mich. Auch seine Erkenntnis über die zwin-  
gende Ähnlichkeit humoristischer Werke traf zu.  
Wenn man zwei Berufshumoristen in zwei nebenein-  
ander liegende Zimmer sperrt und ihnen befiehlt, je  
hundert Satiren zu schreiben (das ist übrigens ganz ge-  
nau das, was manche Verleger tun), würden die zwei-  
hundert fertigen Satiren einander in Inhalt und Stil so  
ähneln, daß man an Telepathie glauben mußte.

Der Humorist lebt eben nicht für sich allein. In seinem Kopf sitzt ein kleiner Sekretär (oder, neuen Zeiten angepaßt ein Chip), der alles, was unter dem Stichwort Humor fällt, auf der Gehirnrinde aufzeichnet. Er sammelt pausenlos Ideen und Pointen. Auch im Schlaf, 24 Stunden am Tag, rund um die Uhr.

Aber er, der kleine Sekretär, ist nicht des Humoristen Diener, er ist sein Herr. Der Schriftsteller kann ihn niemals ausschalten, er ist autonom wie Südtirol oder Bauchweh. Dieser Mini-Programmierer bricht sogar während einer Beerdigung in röhrendes Gelächter aus und kritzelt pikante Limericks auf die Innenwände meines Kopfes ...

Humoristen unterscheiden sich wohl voneinander, aber der kleine Maschinist in ihrem Kopf, das winzige Schlitzohr, ist immer derselbe. Das Resultat: dasselbe Thema, derselbe Blickwinkel, dieselbe Pointe, dasselbe Plagiat und dieselbe Schande ...

Auch ich kann auf einige skandalöse Fälle zurückblicken.

So hat man mich wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß meine Geschichte über Kreuzworträtsel fünfzig Jahre zuvor schon Kurt Tucholsky niedergeschrieben hat Und mein Einakter über den magenkranken Einbrecher ist identisch mit einer Erzählung von O. Henry. Dagegen ist man also machtlos. Wir haben eben den gleichen Vogel im Kopf...

Viel ärgerlicher ist es, wenn dem Schriftsteller skrupelloses Abschreiben vorgeworfen wird — und er hat nur bei sich selber geborgt. Das ist bei mir fast schon eine liebe Gewohnheit geworden. Ich schreibe etwas, die Leute lesen es und merken sich die Pointe, nicht aber mich. Wenn ich mich dann nach Jahren einmal selbst zitiere, werfen mir die Leser empört vor, das sei ein Witz mit sooo langem Bart. Ich kann nicht jedem einzeln erklären, daß es schließlich *mein* Bart ist...

Außerdem, ganz unter uns gesagt, irgendwann, irgendwo und irgendwie wurde alles schon einmal geschrieben. Es ist sehr schwer, etwas Neues zu erdich-

Ist das Selbstplagiat strafbar?

ten, seit Aristophanes (der übrigens damit angefangen hat, meine Ideen zu stehlen ...).

Was wir, die vom Aussterben bedrohte Gattung Humorist, in unseren benachbarten Zimmern erfinden, sind nichts anderes als Variationen in D-Dur, das Hauptmotiv wiederholt sich.

Nach einer freundlichen Plauderei mit einem Verleger über dieses Thema entwarf ich eine Satire, die eines Wiedersehens vielleicht wert ist.

*Ich muß Sie auf etwas aufmerksam machen«, sagte mein Verleger und seufzte. »Bevor Sie ein neues Buch anfangen, sollten Sie sich darüber klar sein, daß in unserem Land kein Mensch mehr liest.«*

*»Übertreiben Sie nicht«, antwortete ich. »Zufällig weiß ich von einem alten Ehepaar in Georgsmarienhütte, das jedes Jahr mindestens zwei Bücher kauft.«*

*»Ja, von denen habe ich auch schon gehört. Aber für ein einziges Ehepaar kann man keine Buchproduktion aufziehen. Ich würde Ihnen deshalb empfehlen, sich auf Kinderbücher umzustellen. Dank unserem veralteten Erziehungssystem werden Kinder in der Schule noch zum Ankauf von Büchern gezwungen.«*

*»Dann schreibe ich also ein Kinderbuch. Was für Stoffe verkaufen sich denn jetzt am besten?«*

*»Tiere.«*

*»Also ein Kinderbuch über ein Tier.«*

*»Ja. Was schwebt Ihnen vor?«*

*»Lassen Sie mich nachdenken. Sagen wir: >Mecki, der Sohn des Ziegenbocks.< Wie wäre das?«*

*»Schlecht. Hatten wir schon. Es hieß >Mecki-Mecks Abenteuer< Acht Auflagen. Mecki-Meck brennt von zu Hause durch, fährt mit einem Jeep in die Stadt, erlebt verschiedene Abenteuer, entdeckt, daß es zu Hause doch am besten ist, und kehrt zu Mecki-Mami zurück. Sie müssen sich ein wenig anstrengen, Herr Kishon. Fast alle für Kinder geeigneten Tiere sind bereits aufgebraucht.«*

*»Auch die Bären?«*

*»Das will ich meinen. Vor einem Monat begann unsere*

neue Serie >Tommy, der Eisbär<. Tommy brennt von zu Hause durch, erklettert einen Fahnenmast, erlebt alle möglichen Abenteuer, kommt dahinter, daß es zu Hause doch am besten ist, und kehrt in einem Jeep zu Brummi-Papi zurück. Alles schon dagewesen. Hunde, Katzen, Kühe, Schmetterlinge, Zebras, Antilopen...«

»Audi Hyänen?«

»Audi Hyänen. >Helga das Hyänenkind im Untergrund.\* Sieben Auflagen.«

»Helga brennt durch?«

»Sie erklettert in der Wüste heimlich einen Jeep und macht sich aus dem Sand. Fällt Ihnen denn gar nichts Neues ein?«

»Ameisen!«

»Das ist gerade Jetzt unser Bestseller. >Amos Ameis in Tel Aviv.' Er brennt von zu Hause durch ...<\*

»Fledermäuse?«

»>Fifi Fledermaus und ihre vierzig Verehrer.\* Ehe Abenteuer einer kleinen Fledermaus, die ihre Eltern verläßt und —«

»Und zurückkehrt?«

»Natürlich. Auf einem Jeep.«

Der Verleger erhob sich und begann sein Lager zu durchstöbern.

»Es gibt kaum noch ein freies Tier«, murmelte er. »Hier bitte: >Felix der Falke bei den Olympischen Spielen<. .. >Sdinurrdiburr die Hummel, die sich für eine Biene hielt\* ... >Koko die Klapperschlange\*. ..«

»Ich hab's! Regenwurm!«

»Siebzehn Auflagen. >Rainer der Regenwurm auf hoher See.\* Er geht an Bord eines Frachters —«

»Wie macht er das?«

»Er versteckt sich in einer Ladung von Jeeps.«

»Hm. Dann bleiben nur noch die Flöhe.«

»>Balduin der Bettfloh auf Wanderschaft.< Unsere nächste Neuerscheinung. Balduin entspringt seinen Eltern —«

»Auf einem Jeep.«

»Ja! Wieso wissen Sie das? Dort freundet er sich mit Mizzi der Moskitodame an, die von zu Hause durchgebrannt ist. Aber das geht dann schon in eine andere Serie über.«

»Karpfen?«

»>Karl der Karpfen bei den Fallschirmjägern.<«

»Austern?«

»>Aurelia die Auster und ihr Zwillingbruder August< Sie verlassen ihre Schale, aber nach einiger Zeit kehren sie zurück, weil sie – «

»Schon gut. Wie wär's mit einem Tiefseeschwamm?«

»Tiefseeschwamm... warten Sie... nein, das hatten wir noch nicht.« Das Antlitz meines Verlegers erhellte sich hoffnungsfroh. »Gut, machen Sie's. Aber Sie müssen sich beeilen, sonst schnappt's uns jemand weg.«

»Keine Sorge«, beruhigte ich ihn. »Ich fange sofort an. Lassen Sie den Schutzumschlag entwerfen: >Theobald der Tiefseeschwamm geht in die Stadt.<«

Ich eilte nach Hause, die wilden Anfeuerungsrufe meines Verlegers im Rücken.

Heute habe ich den ersten Band der neuen Serie beendet. Eine großartige Handlung, voll von Überraschungen. Theobald reißt sich vom Elternhaus los, um in Jerusalem die Laufbahn eines Badeschwamms zu ergreifen. Im nächsten Band wird er nach Hause zurückkehren. Vielleicht auf einem Jeep.

Familiäre Beziehungen zur Tierwelt

Diese Geschichte hat aber nicht nur einen verlagspolitischen Hintergrund. Ich schrieb sie für ein liebes kleines Kind, dessen Tierliebe seine Umwelt bis zu Tränen rührte. Der Bub heißt Rafi und ist zufällig mein Sohn. Viele Geschichten habe ich über den kleinen Kerl geschrieben, in letzter Zeit jedoch kam er seltener vor. Er promovierte nämlich inzwischen an der Universität Gießen zum Tierarzt.

Kaum zu glauben. Erst gestern, so kommt es mir vor, schrieb ich die Geschichte über Rafis Geburt. Heute sehe ich in den Spiegel und sage zu mir selbst: So also sieht der Vater eines Tierarztes aus ...

Das ist nicht so ohne weiteres zu verkraften.

Irgendwo in unserem Herzen bleiben wir ja ewig Kinder. Humoristen noch etwas länger. Deshalb ist es so unglaublich, daß der kleine Lausbub heute »Med. Vet.« vor seinen Namen schreibt. Unter vier

Augen gibt Rafi auch zu, er ist gar nicht so glücklich darüber, daß aus ihm so schnell ein Rafael wurde ...

Seinen Beruf haben wir in völliger Übereinstimmung entschieden, weil Rafi Tiere so liebt. Inzwischen hat sich aber ein neuer unschätzbarer Vorteil herauskristallisiert: Daß die Tiere ihre Arztrechnung nicht von der Einkommensteuer absetzen können.

Und noch eine Vergünstigung in der Definition meines sendungsbewußten Sohnes:

»Papageien telefonieren in der Nacht nicht.«

Allem Anschein nach hat das Kind seinen ungewöhnlichen Sinn für Humor von seiner Mutter geerbt. Trotzdem ist es ein Problemkind. Im Leben wohl erwachsen, nicht aber auf den Seiten meiner Bücher. In meinen Familiengeschichten zum Beispiel, die in vielen Sprachen verbreitet sind, kräht der promovierte Veterinär noch immer in seiner Wiege — und das tut der Glaubwürdigkeit seines Vaters natürlich einen Abbruch.

Warum die Gestalten meiner Bücher keine Frischzellenkur brauchen.

Die Gefahr besteht vor allem in Ländern, in denen man mich mit vieljähriger Verspätung verlegt hat, wie zum Beispiel in Finnland. Es muß wohl in Helsinki (ehemals Helsingfors) gewesen sein, als eine reizende Großmutter mich auf der Straße erkannt hat. Unser Dialog entbehrte nicht der Originalität:

Muß es immer Helsinki sein?

»Maestro«, schwärmte die bejahrte Finnin, »ich habe Ihr Buch gelesen. Die Geschichte im Supermarkt, als man dieses bezaubernde Baby irrtümlich in Ihre Trage tasche steckte, dieses, wie hieß es doch gleich, ja, Rafi, einfach zum Fressen! Das Kind ist wohl zu Hause bei seiner Mutter?«

»Nein, Madam, er ist in Chicago und operiert Nilpferde.«

Gut, gut, also Pferde, ohne Nil. Vielleicht auch nur Katzen. Oder Hühner. Jedenfalls hat mein romantischer Sohn, Tierarzt seit fünf Minuten, in seiner Pro\*notionsrede zum Entsetzen seiner Professoren erklärt:

»Schließlich ist es das einzige Gebiet in der Medizin, «as dem Arzt erlaubt, seine Patienten zu verspeisen ...«

Ja, der Bub war immer schon ein bißchen vorlaut. Aber es ist nicht seine Schuld. Rafi ist ein Produkt der fortschrittlichen Erziehungsmethoden, die die westliche Welt im Sturm, oder besser gesagt schlagartig eroberten. Meine persönliche Meinung zu diesem pädagogischen Komplex schrieb ich aus einem professionellen Blickwinkel — dem Hohenpriester im Erziehungswesen.

*iß. September.*

*Heute begann ich meine pädagogische Karriere an einer Elementarschule, wo ich einen flüchtig gewordenen Lehrer ersetze. Es ist ein wunderbares Gefühl für einen Jugenderzieher, wenn eine Schar von jungen, süßen Sabres an seinen Eippen hängt.*

Die in Israel  
geborenen Kinder,  
von denen ich mit  
Gottes Hilfe drei  
habe, werden nach  
der südländischen  
Kaktusfrucht  
»Sabre« genannt.  
Diese Frucht ist  
außen zwar  
stachelig, aber  
dafür innen völlig  
ungenießbar.

*Die erste Stunde begann schön und verheißungsvoll. Etwas später jedoch — es mochten zwei oder drei Minuten vergangen sein — drehte an in der ersten Reihe sitzender Schüler namens Taussig seinen Transistor an. Nachdem ich ihn mehrmals vergebens darauf aufmerksam gemacht hatte, daß ich in meiner Klasse keine Schlagermelodien dulden könnte, ging mein Temperament mit mir durch, und ich verwies ihn des Raumes. »Marsch hinaus«, sagte ich. Taussig schaltete auf Kurzwelle um, die bekanntlich von Beat-Musik beherrscht wird, und sagte: »Marsch selber hinaus!«*

*Ich nahm seine Anregung auf, ging zum Anstaltsleiter und berichtete ihm den Vorfall. Der Anstaltsleiter gab mir zu verstehen, daß ich unter gar keinen Umständen das Klassenzimmer hätte verlassen dürfen. »Wenn jemand hinauszugehen hatte, dann ganz entschieden Taussig«, erklärte er wörtlich. »Sie dürfen niemals Anzeichen von Schwäche zeigen!« Ich kehrte zur Klasse zurück und begann demonstrativ einen Vortrag über das Siegeslied Deborahs. Aber ich glaube nicht, daß Taussig mir verziehen hat.*

*27. September.*

*Ein unangenehmer Zwischenfall. Es steht noch nicht ganz fest, wer daran schuld ist. Soviel ich weiß, begann die Auseinandersetzung damit, daß ich in Taussigs Schularbeit einen orthographischen Fehler entdeckte. In dem Satz: »Am liebsten von*

aßen Büchern lesen wir die Bibel« hatte er »wir« mit ie geschrieben, »wier«. Ich stand hinter ihm, während er schrieb, und zeigte ihm den kleinen Irrtum an. Taussig ergriff sein Lineal und schlug es mir auf die Finger. Es tat weh. Da ich kein Anhänger blinder Disziplin bin, lehne ich die körperliche Züchtigung als pädagogisches Mittel ab. Ich ersuchte den irregeleiteten Knaben, seine Eltern zu mir zu schicken, und bedauerte mich beim Anstaltsleiter.

»Nach ottomanischem Gesetz — das auf manchen Gebieten unseres öffentlichen Lebens noch in Geltung ist, wie Sie nassen — darf der Schüler seinen Lehrer schlagen, aber der Lehrer darf nicht zurückschlagen«, erklärte mir der gewiegte Fackmann. »Kommen Sie den Kindern nicht zu nahe.«

2p. September.

Heute hatte ich Besuch von Taussigs Eltern: eine Mutter, zwei Väter und mehrere Onkel. »Also mein Junge ist ein Idiot?« brüllte der eine Vater, und: »Mein Sohn kann nicht schreiben, he?« brüllte der andere. Nach einem kurzen, heftigen Schlagwechsel versuchte man, mich gegen die Wand zu drücken, aber ich war von diesem primitiven Vorgehen nicht weiter beeindruckt, schlüpfte durch eine Lücke, die im Kreis der mich Umzingelnden entstanden war, und flüchtete zitternd ins Zimmer des Anstaltsleiters, das ich rasch verspernte. Die vielen Eltern hämmerten gegen die Tür. »Sie werden sie noch anschlagen«, flüsterte der verschreckte Schulmeister. »Ergeben Sie sich.« Ich versuchte ihm begreiflich zu machen, daß dies meiner Vater-Imago in den Augen der Schüler abträglich wäre. Die Schüler hatten unterdessen allerlei Bücher und Aktenstöße vor den Fenstern aufgeschichtet, um bessere Sicht zu haben, und feuerten die Taussigs mit erstaunlich rhythmischen Zurufen an.

Einem Beamten des Unterrichtsministeriums, der zufällig auf der Szene erschien, gelang es schließlich, einen Waffenstillstand herbeizuführen. Die durch seine Vermittlung zustande gekommene Abmachung sah vor, daß Taussigs Eltern das Gebäude evakuieren sollten; urier hingegen würden in Hinkunft Segen die individuellen Schreibarten der Schüler keine kleinen Einwände mehr erheben.

p. Oktober.

*Die heutigen Demonstrationen nahmen ungewöhnliche Ausmaße an. Etwa ein Dutzend Angehörige des VII. Jahrgangs rotteten sich vor dem Drahtverhau zusammen, der unser Schulgebäude umgibt, und verbrannten mich in effßgie. Es ließ sich nicht leugnen, daß die Ereignisse meiner Kontrolle entglitten. Ich beriet mich mit dem Anstaltsleiter.*

*»Tja«, meinte der abgeklärte Veteran des Erziehungswesens. »Das ist eben unsere vitale, kampflustige Pionierjugend. Wetterharte Wüstensöhne, in einem freien Land geboren. Keine Spur von Mindeiwertigkeitsgefühlen. Da helfen keine konventionellen Methoden wie Vorwürfe oder gar Strafen. Denen imponiert höchstens ein Bulle wie Blumenfeld. ...«*

*Blumenfeld gehört zu unseren ßngeren Lehrkräften. Er ist ein netter, umgänglicher Mann von massivem Äußeren und beachtlichem Gewicht. Seltsamerweise herrscht in seinen Unterrichtsstunden immer Ruhe und Ordnung. Auch von elterlicher Seite sind noch keine Beschwerden gegen ihn eingelaufen. Ich fragte den Anstaltsleiter nach Blumenfelds Geheimnis.*

*»Ganz einfach: er ist ein Pädagoge«, lautete die Antwort. »Er hebt nie eine Hand gegen seine Schüler. Er tritt sie mit Füßen.«*

*Ich habe mich in einen Judo-Kurs einschreiben lassen. Alle zwölf Teilnehmer sind Lehrer. Außerdem habe ich mir vorgenommen, von jetzt an zurückzuschlagen, ottomanisches Gesetz hin oder her. Der Anstaltsleiter weiß noch nichts davon.*

21. Oktober,

*Von unserer Gewerkschaft kam die Nachricht, daß das Finanzministerium nicht bereit ist, dem Gesetzentwurf über eine »Körperliche Gefahrenzulage für Lehrer« zuzustimmen, da an der Erziehungsfront noch keine offenen Kampfhandlungen stattgefunden hätten. Schade. Ich bin allen möglichen Leuten Geld schuldig: dem Lebensmittelhändler, dem Versicherungsagenten und dem Notar, der mein Testament aufgesetzt hat. Ich habe mich nämlich entschlossen, Taus-*

of beiden morgen beginnenden Abschlußprüfungen in Gram-  
mstik durchfallen zu lassen. Mein halbes Vermögen,  
je Pfund in bar, habe ich dem Erholungsheim für schwer-  
beschädigte Lehrer vermacht, die andere Hälfte den Witwen  
jener, die in Erfüllung ihrer Pflicht einen vorzeitigen Tod fan-  
den.

Gestern informierte ich den Anstaltsleiter, daß vom Dach  
des Schulgebäudes mehrere Schüsse auf mich abgegeben wur-  
den. Er legte mir nahe, das Gebäude durch einen andern Aus-  
gang zu verlassen.

22. Oktober.

Xaussig ist durchgefallen. Aber ich hatte vergessen, daß sein  
Bruder Sergeant in einem Artillerieregiment ist. Das Bombar-  
dement begann am Morgen, während wir das Thema »Herzls  
^l%ion vom Judenstaat« behandelten. Zum Glück hatten wir  
schon vor einigen Jahren einen Bunker angelegt, als der Sohn  
eines Luftwaffenmaprs beim Abitur durchgefallen war. In  
diesen Bunker flüchteten wir. Die Granaten schlugen in be-  
drohlicher Nähe ein.

Gegen Mittag verließ der Anstaltsleiter mit einer weißen  
Ifogge das Schulgebäude. Nach einer bangen Wartezeit  
brachte er die Bedingungen der Rebellen: »Befriedigend« für  
Taussig und eine Entschuldigung an die ganze Klasse. Ich er-  
klärte ihm einverstanden, aber die Rebellen wiesen meine  
Entschuldigung als »nicht aufrichtig gemeint« zurück und nah-  
men den Anstaltsleiter als Geisel gefangen.

Erst einige Stunden später — denn mittlerweile war der  
rethte Flügel des Schulgebäudes, wo sich die Telephonzentrale  
befand, durch Granateinschläge beschädigt worden — konnte  
ich die Verbindung mit dem Unterrichtsminister herstellen und  
protestierte gegen die Erniedrigungen, die der Lehrkörper zu  
erdulden hatte. Wie sollen wir den Schülern als Muster die-  
nen, wenn wir die Anstalt immer nur paarweise verlassen  
können, um gegen Anschläge aus dem Hinterhalt gesichert zu  
sein? Es ist — so gab ich dem Minister zu bedenken — eine  
frage der beruflichen Würde. Ein Lehrer, der von seinen  
Sanilern jeden Tag geohrfeigt wird, verliert allmählich das  
Gesicht

*Der Minister versprach, meine Beschwerde zu prüfen, warnte mich aber vor weiteren Erpressungsversuchen. Damit war die Angelegenheit bis auf weiteres erledigt.*

*15. November.*

*Was ich die ganze Zeit beßrchtet hatte, ist eingetreten. Taussig hat sich erkältet. Eine Polizeistreife erschien in der Schule und verhaftete mich, da Taussig mich als den Schuldigen bezeichnet hatte. Die Anklage lautete auf »sträfliche Vernachlässigung der pflichtgemäßen Obsorge«. Meine Beteuerungen, daß nicht ich es gewesen sä, der das Fenster offengelassen hatte, waren vergebens. Alle Eltern Taussigs sagten übereinstimmend gegen mich aus. Ein Vertreter des Roten Kreuzes fragte mich, ob ich vor der Urteilstvollstreckung noch einen Wunsch hätte. Ich bat um eine Zigarette und äußerte den Wunsch, daß der Schüler Taussig der Hinrichtung fernbleiben möge.*

*Alles hat seine Grenzen.*

Satiren sind lebensgefährlich.

Die Tür meines Arbeitszimmers öffnete sich einen Spalt, und herein lugte ein roter Haarschopf:

»Vater«, teilte mir das Kind darunter mit, »der Lehrer läßt dich bitten, dich morgen früh bei ihm zu stellen.«

Vater? Mich stellen?

Der Marschbefehl des Klassenlehrers traf mich jedoch nicht unvorbereitet. Schließlich sind Lehrer Überempfindliche Wesen, sowohl wegen ihres erbärmlichen Gehaltes, als auch wegen der gelegentlichen Ohrfeigen — aber das habe ich bereits erzählt ...

Am nächsten Morgen band ich mir eine dunkle Krawatte um. Während ich die Treppe zur Schule hochstieg, studierte ich meine Verteidigungsrede ein, die auf satirische Freiheit und freie Satire gegründet war. Die mitleidigen Blicke der Schulkinder verfolgten mich bis zur Tür des Lehrerzimmers ...

Dort erwarteten mich zwei Herren: besagter Klas-

senlehrer und ein gedrungener Familienvater mit auffallend niedriger Stirn.

»Danke, daß Sie gekommen sind. Herr Taussig hat mit Ihnen zu reden«, stieß der Klassenlehrer hervor und verließ fluchtartig das Lehrerzimmer.

Ich blieb mit Herrn Taussig zurück. Er rückte an mich heran:

»Das werden Sie mir büßen, Sie Schmierant!«

Ich stand vor einer neuen Situation.

Das Schicksal wollte es, daß zwei Klassen höher ein lebendiger Taussig die Schulbank drückte, und er und seine Familie hatten nach diesem niederträchtigen persönlichen Angriff meinen Untergang beschlossen.

Diese Folgen sind Teil meines Berufsrisikos und mir seit Beginn meiner Laufbahn wohlvertraut: oftmals treffe ich den Falschen. Der Jäger schießt auf einen Tiger und es fällt ihm ein Affe ins Genick...

In einem brillanten zweistündigen Plädoyer versuchte ich den wutschnaubenden Vater davon zu überzeugen, daß ich den Namen Taussig rein willkürlich gewählt hatte. »Um ehrlich zu sein«, ich erlaubte mir ein beschwichtigendes Schmunzeln, »weil es so komisch klingt.« Als die Taussigsche Stirnader neuerlich anschwell, fügte ich rasch hinzu, schließlich hätte ich den Lausbuben ebenso gut anders, sagen wir Schmullwitz, nennen können...

»So heißt mein Schwiegervater, Avraham Schmullwitz«, röchelte Taussig und subsumierte die zwischen uns erreichte Verständigung: »Wenn Sie noch einmal die guten Namen unserer Familie beschmutzen, hole ich meinen Schwager!«

Das saß. Seit meinen Schultagen fürchte ich mich vor gutgebauten Schwägern. Dieser ganz normale Zwischenfall lehrt jedoch Grundsätzliches über die Publikumsreaktion:

\* erstens, daß Finanzminister schwerer zu beleidigen sind als Taussigs,

\* zweitens, daß den Leuten nichts so sehr das Blut in

Eine niedrige Stirn ist noch lange kein Beweis für Humorlosigkeit. Aber auch nicht für das Gegenteil.

Taussigs kommen selten allein!

Wallung bringt, wie ihren eigenen Namen gedruckt zu sehen.

Mit diesem latenten Risiko muß man leben.

Ich mußte während der vergangenen Jahre und Bücher ebenfalls erfahren, daß es auch den raffiniertest ausgeklügelten Namen schon irgendwo gibt. Wenn meine Phantasie einen so unmöglichen Namen wie, sagen wir, Jakob-Maria Dingsbums ausspuckt, bin ich bereit, den Wagen meiner Frau gegen jenen des Lesers zu verwetten, daß binnen 72 Stunden auf meiner Türschwelle ein muskelstrotzender junger Mann im schwarzen Trikot steht und sich vorstellt:

»Ich bin der Schwager von Jakob-Maria Dingsbums ...«

Dringende Eingabe  
bei Lloyds

Auf meinen Vorschlag bei Versicherungsgesellschaften, dafür eine Police einzuführen, habe ich bisher noch keine brauchbare Antwort bekommen.

Das Namensproblem ist jedoch beileibe nicht die einzige Chance, mit Schwägern auf Nahkampfebene zu verkehren. Manchmal schreibt man eine zehn Seiten lange Satire, und plötzlich ist ein Komma zu Tode beleidigt. Um das zu erklären, muß ich neuerlich von der unbeabsichtigten Folge einer Lieblingsgeschichte von mir erzählen.

***M**ein Sohn Amir steht am Rand des Schwimmbeckens und heult.*

*»Komm ins Wasser!« rufe ich.*

*»Ich habe Angst!« ruft er zurück.*

*Seit einer Stunde versuche ich, den zweiten Rotschopf in der Familie ins Wasser zu locken, damit ihn Papi im Schwimmen unterweisen kann. Aber er hat Angst. Er heult wr lauter Angst. Auch wenn sein Heulen noch nicht die höchste Lautstärke erreicht hat — bald wird es soweit sein, ich kenne ihn.*

*Ich kenne ihn und bin ihm nicht böse. Nur allzu gut erinnere ich mich, wie mein eigener Papi versucht hat, mir das Schwimmen beizubringen, und wie ich heulend vor Angst am*

*Rand des Schwimmbeckens stand. Mein Papi ist damals recht unsanft mit mir umgegangen.*

*Seither haben sich die Methoden der Kindererziehung grundlegend geändert und verfeinert. Nichts liegt mir ferner, als meinem Sohn etwas aufzuzwingen, wozu er keine Lust hat. Er soll den entscheidenden Schritt aus eigenem Antrieb tun. Wie ein junger Adler, der zum erstenmal den elterlichen Horst verläßt und in majestätischem Flug durch die Lüfte zu schweben beginnt. Es braucht nur einen kleinen Stoß, den Rest besorgt dann schon die Natur. Verständnis für die kindliche Seele: daraufkommt es an. Verständnis, Güte und Liebe, sehr viel Liebe.*

*»Komm her, mein Kleiner«, flöte ich. »Komm her und sieh selbst. Das Wasser reicht dir kaum bis zum Nabel, und Papi wird dich festhalten. Es kann dir nichts geschehen.«*

*»Ich hab Angst.«*

*»Alle anderen Kinder sind im Wasser und spielen und schwimmen und lachen. Nur du stehst draußen und weinst. Warum weinst du?«*

*»Weil ich Angst hab.«*

*»Bist du denn schwächer oder dümmer als die anderen Kinder?«*

*»Ja.«*

*Daß er das so freimütig zugibt, spricht einerseits für seinen Charakter, anderseits nicht. Vor meinem geistigen Auge erscheint ein Schiff auf hoher See, das im Begriffe ist zu sinken. Die Passagiere haben sich auf Deck versammelt und warten ruhig und diszipliniert auf die Anweisungen des Kapitäns. Nur ein untersetzter rothaariger Mann baxt sich durch die Reihen der Kinder und Frauen, um als erster ins Rettungsboot zu gelangen. Es ist Amir Kishon, der sich geweigert hat, von seinem Papi das Schwimmen zu erlernen.*

*»Wovor hast du Angst, Amirlein?«*

*»Vor dem Ertrinken.«*

*»Wie kann man in diesem seichten Wasser ertrinken?«*

*»Wenn man Angst hat, kann man.«*

*»Nein, nicht einmal dann.« Ich versuche, von Psychologie auf Intellekt umzuschalten. »Der menschliche Körper hat ein*

*spezifisches Gewicht weißt du, und schwimmt auf dem Wasser. Ich zeig's dir.«*

*Papi legt sich auf den Rücken und bleibt gemächlich liegen. Das Wasser trägt ihn.*

*Mitten in dieses lehrreiche und überzeugende Experiment springt irgendein Idiot dicht neben mir ins Wasser. Die aufspritzenden Wellen überschwemmen mich, ich schlucke Wasser, mein spezifisches Gewicht zieht mich abwärts, und mein Sohn heult jetzt bereits im dritten Gang.*

*Nachdem ich nicht ohne Mühe wieder hochgehimmeln bin, wende ich mich an den Badewärter, der den Vorgang gleichmütig beobachtet hat.*

*»Bademeister, bitte sagen Sie meinem kleinen Jungen, ob hier im Kinderschwimmbecken jemand ertrinken kann.«*

*»Selbstverständlich«, antwortete der Bademeister. »Und wie!«*

*So sieht die Unterstützung aus, die man von unserer Regierung bekommt. Ich bin wieder einmal ganz auf mich selbst angewiesen.*

*jeder andere Vater hätte jetzt seinen Sohn mit Gewalt ins Wasser gezerrt. Nicht so ich. Ich liebe meinen Sohn trotz allen seinen Fehlern und Defekten, trotz dem mörderischen Geheul, das er jetzt aufs neue anstimmt, ich liebe ihn jetzt sogar mehr als je zuvor, weil er so zittert, weil er solche Angst hat, weil er so hilflos dasteht, so armselig, so dumm, so vertrottelt.*

*»Ich mach dir einen Vorschlag, Amir. Du gehst ins Wasser, ohne daß ich dich anrühre. Du gehst so lange, bis dir das Wasser an die Knie reicht. Wenn du willst, gehst du weiter. Wenn du nicht weitergehen willst, bleibst du stehen. Wenn du nicht stehenbleiben willst, steigst du aus dem Wasser. Gut?«*

*Amir nickt, heult und macht ein paar zögernde Schritte ins Wasser hinein. Noch ehe es ihm bis an die Knie rächt, dreht er sich um und steigt aus dem Wasser, um sein Geheul an Land wieder aufzunehmen. Dort heult sich's ja auch leichter.*

*»Mami!« heult er. »Mami!«*

*Das macht er immer. Wenn er sich meinen erzieherischen*

*Maßnahmen widersetzen will, heult er nach Mami Gleichgültig, ob sie ihn hören kann oder nicht.*

*Ich zwinge mich zu souveräner Gelassenheit und väterlicher Autorität.*

*»Wenn du nicht sofort ins Wasser kommst, Amir, gibt's heute kein Fernsehen.«*

*Sollte ich meine väterliche Autorität überzogen haben? War ich zu streng mit dem Kleinen? Er heult und rührt sich nicht. Er rührt sich nicht und heult.*

*Idi mache einen weiteren, diesmal praktischen Versuch.*

*»Es ist doch ganz einfach, Amir. Du streckst die Arme aus und zählst. Eins-zwei-drei. Schau, ich zeigs dir. Eins-zweidr...«*

*Es ist klar, daß man nicht gleichzeitig schwimmen und zählen kann. Niemand hat mich das gelehrt. Außerdem bin ich kein Schwimmer, sondern ein Schriftsteller. Ich kann ja auch nicht gleichzeitig schwimmen und schreiben. Kein Mensch kann das.*

*Mittlerweile hat sich Amir in den höchsten Diskant gesteigert und röhrst drauflos, umringt von einer schaulustigen Menge, die mit Fingern auf seinen Vater weist. Ich springe aus dem Wasser und verfolge ihn rund um das Schwimmbekken. Endlich erwische ich ihn und zerze ihn ins Wasser. Dem Balg werde ich noch beibringen, wie man freiwillig schwimmen lernt!*

*»Mami!« brüllt er. »Mami, ich hab Angst!«*

*Das alles kommt mir irgendwie bekannt vor. Der Franzose spricht in solchen Fällen von »déjà vu«. Hat mich nicht auch mein eigener Vater ins Wasser gezerrt? Hab nicht auch ich verzweifelt nach meiner Mami gerufen? So ist das Leben. Alles wiederholt sich. Der Zusammenstoß der Generationen läßt sich nicht vermeiden. Die Väter essen saure Trauben und die Söhne heulen.*

*»Will nicht ins Wasser!« heult mein Sohn. »Will Mami!«*

*Ich halte ihn auf beiden Armen, etwa einen halben Meter über dem Wasserspiegel, und schenke seiner Behauptung, daß er ertrinkt, keinen Glauben.*

*»Eins-zwei-drei«, kommandiere ich. »Schwimm!«*

*Erfolgt meinen Anweisungen, wenn auch heulend. Ein An-*

*fang ist gemacht Aber da ich ihn nicht das Fliegen lehren will, sondern das Schwimmen, muß ich ihn wohl oder übel mit dem Wasser in Berührung bringen. Vorsichtig senke ich meine Arme abwärts. Amir beginnt zu strampeln und schlägt wild um sich. Von Schwimmbewegungen keine Spur.*

*»Schwimm!« höre ich mich brüllen. »Eins-zwei-drei!«*

*Jetzt hat er mich gebissen. Er beißt die Hand, die ihn nährt. Er beißt den eigenen Vater, der für ihn sorgt und ihm nichts als Liebe entgegenbringt.*

*Zum Glück bin ich noch immer stärker als er. Ich zwänge seine Hüften in die eiserne Umklammerung meiner athletischen Schenkel, so daß sein Oberkörper auf der Wasseroberfläche liegt, und vollführe mit seinen Armen die vorgeschriebene Eins-zwei-drei-Bewegung.*

*Eines Tags wird er's mir danken. Eines Tags wird er wissen, daß er ohne meine Fürsorge und meine engelsgleiche Geduld niemals das Wasser beherrscht hätte. Eines Tags wird er mich dafür Heben.*

*Vorläufig tut er nichts dergleichen. Im Gegenteil, er schlägt seine verhältnismäßig freien Fersen unablässig in meinen Rücken. Vorne heult er, hinten tritt er. Der junge Adler will das elterliche Nest ganz offenkundig nicht verlassen. Aber es muß sein. Trink, Vogel, oder schwimm!*

*Einst war auch mein Vater zwischen den muskulösen Schenkeln meines Großvaters eingeklemmt und hat es überstanden. Auch du wirst es überstehen, mein Sohn, das garantiere ich dir.*

*Durch das Megaphon schallt die Stimme des Bademeisters:*

*»Sie dort!Ja, Sie!Lassen Sie den Kleinen in Ruh! Sie bringen das Kind ja in Lebensgefahr!«*

*Das ist typisch für die israelischen Verhältnisse. Statt einem Vater in seinen erzieherischen Bemühungen zu helfen, statt daß zu sorgen, daß eine starke Junge Generation heranwächst, schlagen sich die Behörden auf die Seite einer lärmenden Minorität. Bitte sehr. Mir kann's recht sein.*

*Ich steige mit dem jungen Adler ans Ufer, lasse ihn brüllen und springe mit elegantem Schwung in die kühlen Wogen zurück, mit einem ganz besonders eleganten Schwung, der mich kühn über die aus dem Wasser herausragenden Köpfe hin-*

wegträgt... weit hinaus in das Schwimmbecken... dorthin,  
wo es am seichtesten ist... *H-i-l-f-e!*

*Die Wiederbelebungversuche des Schwimmlehrers waren  
von Erfolg gekrönt.*

Nach allen Spielregeln meiner Profession habe ich  
seinerzeit eine ganz schlichte Vater-Amir-Satire  
geschrieben.

Und wer war beleidigt?

Der Bademeister.

Einen Tag nach Erscheinen der Satire spürte ich in un-  
serem Stemmschwimmbad sofort eine feindliche Stim-  
mung, die mich von den Trampolinen her anwehte:

»Hören Sie, Herr«, begann Mussa, der Bademeister,  
»einen solchen Blödsinn habe ich schon lange nicht  
mehr gelesen!«

Seine Nase berührte fast die meine:

»Im Kinderschwimmbecken ertrinken? In *meinem*  
Schwimmbecken sollen Kinder ertrinken?«

Amir klammerte sich an meine nicht besonders  
muskulösen Beine, ängstlich wie in der Originalge-  
schichte. (Er ist heute übrigens Kernphysiker.) Ich ver-  
größerte den Absland zwischen unseren Nasen und  
richtete mich auf:

»Und ob!« brüllte ich. »Ohne weiteres kann man im  
Kinderschwimmbecken ertrinken! Und ob! Jedes Kind  
kann das! Jedes Kind kann jeden Tag in Ihrem ver-  
damnten Kinderschwimmbecken ertrinken!...«

Der Satiriker probt  
den Aufstand ...

Warum ich das getan habe? Ich weiß es nicht. Viel-  
leicht wollte ich ein einziges Mal gegen den Strom  
schwimmen und mich nicht für den Irrtum eines Le-  
sers entschuldigen. Es ist ohnedies unmöglich, jeman-  
den zu beschwichtigen, den eine Satire öffentlich be-  
leidigt hat. Dann soll man mich wenigstens in Ruhe  
toben lassen ...

Oder waren vielleicht noch andere unterschwellige  
Emotionen im Spiel, wie Sigmund Freud es immer vor-  
schlägt? Vielleicht war die Aggression gegen den Bade-

Was Schwimmen  
und Schreiben  
gemeinsam  
haben...

meister auch eine Sublimation meiner angeborenen Grundhaltung dem Sport gegenüber?

Das kann schon sein. Bitte sagen Sie es nicht weiter, aber Schwimmen langweilt mich fast so sehr wie Schreiben. Noch eine Runde, und noch eine Runde, und noch eine Runde. Zum Einschlafen. Wenn schon Sport, wenn schon diese tägliche Fron, dann wenigstens professionell, für Geld oder gar nicht. Der folgende Dialog zwischen zwei Profis verdeutlicht, wie ernst diese meine Überzeugung ist.

**A**lso paß gut auf, Weißberger. Du steigst nicht in den Ring wie jeder andere, sondern du springst mit einem Panthersatz über die Seile.«

»Warum?«

»Weil du der Schrecken von Tangen bist, Weißberger. Wie oft soll ich dir das noch sagen? Weiter. Die Zuschauer werden dich natürlich auspfeifen. Daraufhin machst du eine obszöne Geste ins Publikum und trittst einen Herrn mit Brille, der dicht am King sitzt, in die Nase. Und zwar so stark, daß er blutet.«

»Muß das sein?«

»Frag nicht so dumm. Dafür wird er ja bezahlt. Als der Rowdy, der du bist, packst du auch noch den Schiedsrichter und wirfst ihn aus dem Ring.«

»Armer Kerl.«

»Arm? Er bekommt drei Prozent von den Bruttoeinnahmen. Wenn er wieder im Ring ist, wird er dich warnen, aber du lachst ihm nur ins Gesicht und schüttelst die Fäuste. Im nächsten Augenblick bekommst du von einem empörten Zuschauer eine Bierflasche an den Kopf geworfen.«

»Oiwah.«

»Keine Angst, Weißberger. Er verfehlt dich. Es ist nicht das erste Mal, daß er für mich wirft. Und die Polizisten werden ihn sofort abführen.«

»Kann man sich auf sie verlassen?«

»Wir haben die Szene gestern zweimal mit der Polizei geprobt. Das ist in Ordnung. Und jetzt sprechen wir über un-

*ggm brutalen Kampf. Du darfst von Anfang an keinen Zweifel daran lassen, daß die Regeln der Fairneß für dich nicht existieren.«*

*»Warum?«*

*»Weißberger, es ist zum Verzweifeln mit dir. Willst du ein echter Profiringer werden, oder willst du ewig ein Bettler bleiben? Also. Du reißt mir die Ohren aus, schleuderst mich zu Boden, trampelst auf mir herum und verfluchst mich auf arabisch.«*

*»Jiddisch wäre mir lieber.«*

*»Geht nicht. Du vergißt, Weißberger, daß du der >Schrecken von Tanger< bist. Wenn du midi lang genug mißhandelt kost, wird eine Frau in der zweiten Reihe aufspringen und schreien: >Ich kann das nicht länger mit ansehen! Ffui! Ringrichter hinaus! Der Schrecken von Tanger hat den Ringrichter bestochen!<«*

*»Sie lügt!«*

*»Sei nicht albern. Sie ist die Frau des Ringrichters. Man muß das alles im voraus organisieren. Der Ringrichter wird versuchen, uns zu trennen, aber du drückst seinen Kopf zwischen die Seile, und wenn er nur noch röchelt, ziehst du ihm die Hosen herunter. Er wird vor Scham ohnmächtig. Der anwesende Arzt stellt eine Herzattacke fest.«*

*»Großer Gott!«*

*»Hör endlich auf zu jammern, Weißberger. Auch der Arzt ist organisiert. Während ein neuer Ringrichter herbeigeschafft wird, bricht von allen Seiten ein Pfeifkonzert über dich herein. Du machst wieder eine obszöne Gebärde und streckst die Zunge heraus.«*

*»Ist das notwendig?«*

*»Es ist üblich. Mittlerweile hat die Polizei Verstärkung bekommen und umstellt den Ring.«*

*»Ist auch die Polizei —«*

*»Selbstverständlich. Unser Kampf geht weiter und wird bestialisch. Du steckst die Finger in meine Augenhöhlen und drückst mir die Augenbälle heraus.«*

*»Mir ist übel... Könnte nicht ein anderer...«*

*»Weißberger, sei ein Mann. Catch-as-catch-can ist hart. Arbeitslosigkeit ist härter.«*

»Aber ich bin kein brutaler Mensch. Ich bin nur dick.«  
»Wie kannst du hoffen, ohne Brutalität zu gewinnen?«  
»Heißt das, daß ich den Kampf gewinne?«  
»Ich sagte >hoffen<. Von Gewinnen ist keine Rede. Samson ben Jehuda, der Stolz des Negev, kann gegen den »Schrecken von Tanger< unmöglich verlieren, das muß dir doch klar sein. Ja, schön, du wirst eine Weile auf mir sitzen und meinen Fuß so fürchterlich verdrehen, daß ich mich vor Schmerz krümme. Plötzlich liege ich auf baden Schultern. Der Ringrichter beginnt, mich auszuzählen. Aber gerade wenn er bei Neun hält, trete ich dich mit dem anderen Fuß so wuchtig in den Bauch, daß du – «

»Nein! Nein!«

»Der Tritt ist vorgesehen, Weißberger. Er schleudert dich ungefähr drei Meter weit, du taumelst gegen die Seile, ich springe dich an, reiße dich nieder und mache dich unter dem begeisterten Jubel der Zuschauer fertig. Während mich der Ringrichter zum Sieger erklärt, schleuderst du einen Stuhl nach ihm.«

»Einen Stuhl?«

»Ja. Er steht eigens zu diesem Zweck in der Ecke. Du triffst aber nicht den Ringrichter, sondern einen alten Herrn in der dritten Reihe, der wimmernd zu Boden sinkt. Die erboste Menge stürmt in den Ring und will dich lynchen.«

»Um Himmels willen!«

»Es wird dir nichts geschehen, Weißberger, das verspreche ich dir. Hast du noch immer nicht kapiert? Auch die Zuschauer sind eingeweiht. Sie wissen, daß sie dich lynchen sollen, wenn der alte Herr zusammensinkt.«

»Ja, aber... vielleicht konnte dann jemand entdecken, daß alles geschoben ist.. .«

» Was heißt hier »vielleicht? Soll ich warten, bis ein Uneingeweihter dahinterkommt? Ich habe Vorsorge getroffen, daß die Polizei ein Verfahren gegen mich einleitet. Wegen Betrugs am Publikum. Wir brauchen einen Wirbel in der Presse. Auf Wunder kann man sich nicht verlassen. Noch eine Frage?«

»Eine einzige. Wenn die Leute ohnehin wissen, daß sie betrogen werden — warum kommen sie dann überhaupt?«

»Weil sie Sportliebhaber sind, Weißberger. Begeisterte Sportliebhaber.«

Nach dieser Ausführung wird es ein wenig Wunder nehmen, daß ich dennoch jeden Tag Sport treibe. Ich schwimme. Noch eine Runde und noch eine

Runde und noch eine Runde ...

Und das kam so:

Es ist ungefähr acht Jahre her, als ich mich eines Morgens von meinem Lager erhob und meinen Kopf nicht mehr nach links drehen konnte. Das heißt ich konnte, aber es knirschte. Die Diagnose des nächsterreichbaren Arztes lautete: »Der Nacken ist hin. Natürliche Degeneration des Rückgrates. Sie brauchen dringend therapeutische Behandlung.« Ich ging zu einer Orthopädin. Sie behandelte mich therapeutisch, und ich konnte meinen Kopf auch nicht mehr nach rechts drehen. Daraufhin suchte ich einen renommierten Arzt auf, und er schickte mich zu einer gesuchten Orthopädin. Nach drei Wochen Wartezeit behandelte sie mich therapeutisch, und danach konnte ich auch meine Arme nicht mehr bewegen. Schließlich ging ich zu einem Spezialisten, und der schickte mich zur allerbesten Orthopädin. S. b. m. th. Anschließend wurde ich im Rettungswagen nach Hause gebracht...

Ich lag in meinem Matratzengrab, als eine strahlende, blonde Fee neben meinem Bett erschien, ihren Zauberstab hob und sagte:

»Idiot.«

Und sich in Luft auflöste. Ich jedoch hatte ihren feinen Wink verstanden. Schon am Morgen ließ ich mich auf einer Bahre zu der berühmtesten Kapazität, Professor Dr. Dr. Dr., tragen:

»Mein Retter«, flehte ich ihn an, »ich weiß, was ich tun soll, um gesund zu werden. Sagen Sie mir jetzt, was ich meiden muß.«

»Anstrengung!« antwortete der Professor, »jede Art von Sport ist Gift für Sie!«

»Eine Minute«, ich hielt ihn zurück, »ist Schwimmen auch verboten?«

»Mehr als alles andere!«

Jetzt wußte ich Bescheid. Ich ließ mich samt Bahre

Hier muß endlich einmal der wahren Wohltäter der Menschheit gedacht werden. Ihnen gebührt der Dank für die schwindelerregende Entwicklung der medizinischen Wissenschaft. Rückenranke, die noch vor wenigen Jahren von der Krankenschwester geschoben werden mußten, haben heute einen motorisierten Rollstuhl.

Der richtige Arzt zur richtigen Zeit

zum nächsten Schwimmbad tragen und ins Wasser werfen. Ich begann zu schwimmen. Was blieb mir übrig. Vier Tage später war ich gesund. Und daraus ist die naheliegende Konsequenz zu ziehen, daß man sich nur an Kapazitäten wenden soll.

Seither schwimme ich täglich zusammen mit ein paar Leidensgenossen, die auch den richtigen Arzt gefunden haben.

*Wer sucht, der findet unter Umständen die seltsamsten Dinge, vor allem in Tel Aviv. Da gibt es zum Beispiel an Hallenbad, das im hinteren Teil eines großen Hotels untergebracht ist. Das Wasser ist lauwarm, und es tummeln sich darin Scharen von sportlichen, rheumakranken Männern aller Altersklassen. Es ist 15 Uhr 30 im Schatten. Bis etwa 14 Uhr ist das Schwimmbecken so überfüllt, daß es aus allen Nähten zu platzen droht, denn jedermann in der Stadt weiß, daß um die Mittagszeit niemand schwimmen geht, daher gehen alle nur mittags schwimmen.*

*Wenn die Bürostunden wieder beginnen, pflegt sich die Halle zu leeren, so daß um 15 Uhr 30 nur noch der junge Bademeister Zwika allein und verlassen die Schwimmhalle bevölkert.*

*Nur heute nicht.*

*Wodurch unterscheidet sich der heutige Tag von den übrigen Tagen? Zunächst einmal durch gar nichts. Wie an jedem anderen Tag fanden wir uns am Rande des Schwimmbeckens zusammen. Wir, das ist eine kleine Gruppe von Stammgästen: der stellvertretende Präsidialchef im Finanzministerium, dessen Kugelgelenke irgendwann laut zu knirschen begannen, der Chirurg Professor Zloczower, dessen Rückgrat neuerdings eine leichte Linkstendenz hat, Tibi, der Tennisspieler, der zu viele Bandscheiben zu haben scheint, und ich. Beschwerden habe ich zwar keine, aber Zeit.*

*Um dreiviertel vier, nachdem wir unsere dreißig lauwarmen Längen hinter uns gebracht hatten, falteten wir unsere Badetücher zusammen und wollten nach Hause gehen. Da plötzlich fielen unsere feuchten Blicke auf einen einsamen*

*[Jesestuhl der am südlichen Ende des Schwimmbades stand. Darin ruhte ein uns unbekannter weiblicher Corpus. Angetan par die Erscheinung mit einem rabenschwarzen Bademantel, der Kopf war in ein mehr als feuerrotes Badetuch gehüllt. Diese rätselhafte Erscheinung bedurfte der Aufklärung. Als wir zu viert an Zwika vorbeigingen, fragte Tibi, das Bandscheiben-As, so ganz beiläufig:*

*»Wer ist das dort?«*

*»Ich glaube«, meinte der junge Bademeister nach einem prüfenden Blick, »das dürfte Conchita sein.«*

*»Conchita?«*

*»Ja, Conchita, von der brasilianischen Tanzgruppe, die bei uns im Hotel wohnt.«*

*Die Vorwärtsbewegung unseres Vierertrupps verlangsamte sich zusehends. Nachdem wir zum Stillstand gekommen waren, ließ ich mich auf dem Startblock mit der Nummer drei nieder. Eine seltsame Schwäche hatte mich befallen. Erst vorgestern hatte ich, wie auch die übrigen, die dunkelbraune Primadonna auf der Bühne gesehen, als sie mit ihren unendlich langen Beinen — teils Großzügigkeit der Natur, teils unmöglich hohe Absätze — unter atemberaubenden Verrenkungen den Karneval in Rio besang.*

*Und nun ruhte sie hier, fast zum Greifen nahe, vor meinen Augen und hauchte — zwar von Badetüchern eingehüllt — rhythmische, nach Kaffeearoma duftende Atemzüge in unsere Richtung...*

*Auch meine Kollegen hatten ähnliche Gedanken.*

*»Ich glaube, ich werde noch ein bißchen bleiben«, bemerkte der stellvertretende Präsidialchef, »die Notstandssitzung in meinem Büro kann auch eine halbe Stunde später stattfinden.«*

*Tibi verkündete daraufhin, daß er aus gesundheitlichen Gründen noch einige Längen schwimmen wolle.*

*Der Professor bückte sich, um an seinen Holzpantinen et-H«S in Ordnung zu bringen.*

*Ichßr meinen Teil blieb auf dem Startblock mit der Nummer drei sitzen. Hier hatte ich nämlich einen besonders günstigen Beobachtungsposten, falls Conchita beschließen sollte, sich \*«s dem Liegestuhl zu erheben. Vor meinem geistigen Auge*

*erschien der schwarze Diamant, natürlich mit einem schneeweißen Bikini bekleidet, der nicht einmal annähernd in der Lage war, diese schwellenden Formen zu bändigen ...*

*»Ich glaube, ich werde mich noch etwas ausruhen«, murmelte der Professor gesenkten Blickes, »mein Rückgrat bedarf der Schonung.« Ich ließ meinen Blick von Conchita durch die Schwimmhalle streifen und mußte feststellen, daß rings um das Becken plötzlich kleine Gruppen von Männern aufgetaucht waren. Sie verteilten sich auf diverse strategische Punkte im Raum und harreten geduldig der Auferstehung. »Es ist doch beschämend«, dachte ich, »daß erwachsene Menschen mitten an einem Arbeitstag ihre kostbare Zeit damit vergeuden, auf den Anblick langer Beine zu warten.« Ich hatte Zeit und Muße, über dieses traurige Phänomen nachzudenken, denn die Uhr an der Stirnseite der Halle zeigte erst 16 Uhr 15. Conchitas rotes Badetuch hatte sich noch nicht bewegt. Ebenso wenig die Männer, die ohne triftigen Grund das Schwimmbad bevölkerten.*

*»Ich fürchte, daß unsere Regierung die Wirtschaftsprobleme nie und nimmer in den Griff bekommen wird«, sagte Professor Zloczower im Bestreben, Reste seines Gesichtes zu wahren.*

*»Das glaube ich auch nicht«, erwiderte Tibi, während er fieberhaft seine Brillengläser putzte. »Der nächste Finanzminister ist nicht zu beneiden.«*

*»Wenn man die Inflation überhaupt stoppen will, muß man Preise und Löhne einfrieren«, meinte der stellvertretende Präsidialchef, während er seine knirschenden Kugelgelenke nach rechts verlagerte, um seinen brasilianischen Blickwinkel zu verbessern.*

*»Wir werden ja sehen«, irgend etwas mußte ich auch sagen, »alles hängt von der Lage ab.«*

*In Wahrheit bewegten mich in diesem Augenblick Probleme ganz anderer Natur. »Woran mag es nur liegen«, dachte ich insgeheim, »daß das Gesäß der einheimischen Frau so sehr auf die Anziehungskraft der Erde anspricht und einen unübersehbaren Abwärtstrend aufweist, während die prachtvoll gerundeten Bäckchen der brasilianischen Tänzerinnen den Gravitationsgesetzen zu trotzen scheinen?«*

»Meine letzte Hoffnung ist Horowitz«, äußerte sich Inge-  
fäur Glück, der während meiner Meditationen unserer Loge  
beigetreten war, »er ist ein begnadeter Wirtschaftsfachmann.«

»Nach meiner bescheidenen Meinung«, bemerkte Tibi,  
»wird er eine entscheidende Rolle bei der Konsolidierung zu  
spielen haben.«

»Zweifellos.«

So sprachen wir über schicksalhafte Sachen bis etwa  
16 Uhr 45. Wenn mich meine Erinnerung nicht trügt, so  
konnte sich bis zu diesem Zeitpunkt keiner der anwesenden  
Männer überwinden, die Schwimmhalle zu verlassen. Irgend-  
wann, mitten in unserer wirtschaftspolitischen Diskussion, ging  
der stellvertretende Präsidialchef ans Telefon, um die Not-  
standssitzung abzusagen.

Kurz darauf rief die beste Ehefrau von allen an und wollte  
wissen, ob mir irgend etwas zugestoßen wäre. Ich klärte sie  
darüber auf, daß Wassersport mein ein und alles sei.

Professor Zloczower bat einen seiner Patienten ans Tele-  
phon und riet ihm, seine Operation auf den folgenden Tag zu  
verlegen. Dann wandte er sich an uns:

»Solange auch nur die leiseste Hoffnung besteht, daß die  
Natur sich gegen die Krankheit durchsetzt, soll man das Skal-  
pell nicht in die Hand nehmen.«

Wir pflichteten ihm bei. In Ermangelung eines anderen Ge-  
sprächsthemas fuhr der Professor fort:

»In der modernen Medizin sind die konventionellen Me-  
thoden längst dem Bankrott anheimgefallen. Man könnte fast  
sagen, sie sind über das eigene Bein gestolpert...«

Das mit dem Bein hätte er nicht sagen sollen. Allen an-  
wesenden Männern, soweit sie sich in Hörweite befanden,  
lief es kalt und heiß über den Rücken. Zu einem Zeitpunkt,  
da sich dort unter den Badetüchern das unendlich lange  
Beinwunder rekelte und wir alle diesem Anblick entgegen-  
fieberten, sollten Beine jeglicher Art gefälligst unerwähnt blei-  
ben. Schon vorher hatte jemand enorme Aufregung verur-  
sacht, als er vom Cappuäno sprach, und wir alle konnten  
nur hoffen, daß es keinem einfallen würde, ein Wort aus-  
zusprechen, das auch nur im entferntesten so klang wie  
»Bikini«.

»Was ist Ihre Meinung über die neue Zentrumspartei?« versuchte Ingenieur Glück abzulenken.

Meine ausgewogene Meinung war, daß Conchita unter den Badetüchern fast nackt sein müsse. Ihr voller Körper konnte von diesen beiden weißen Mini-Tüchlein nicht einmal annähernd verhüllt werden. Abgesehen davon, war ich zu diesem Zeitpunkt — es ging bereits auf 18 Uhr zu ~ wegen des gewaltigen Hungergefühls, das an meinen Innereien nagte, bereits dem völligen Zusammenbruch nahe. Zu meiner Beruhigung merkte ich, daß sich auch andere Karnevalsteilnehmer aus ähnlichen Motiven krampfartig zu krümmen begannen.

Die rücksichtslose Exotin hingegen schlummerte weiter still vor sich hin. Ein einziges Mal konnten wir unter den Badetüchern eine leichte Bewegung — geschmeidig wie die eines Geparden — beobachten, und das schwere Atmen um mich herum steigerte sich zu einem leichten Röcheln. Die sanitären Anlagen des Schwimmbades stellten eine zusätzliche Problematik dar, denn niemand wagte sich dorthin, aus der berechtigten Sorge, daß die kaffeebraune Schönheit just in diesen Minuten aufstehen und davongehen könnte.. .

Also sprangen wir ins Wasser und drehten eine kurze Runde.

Draußen wurde es langsam dunkel.

Der stellvertretende Präsidialchef schien als erster aufzugeben. Er erhob sich und verließ gemessenen Schrittes das Hallenbad. Ebenso gemessen kehrte er gleich darauf wieder zurück, nachdem er telephonisch im benachbarten chinesischen Restaurant eine leichte Mahlzeit bestellt hatte. Er verschlang die exotischen Viktualien mit einem Appetit, der die Aufmerksamkeit eines Psychiaters verdient hätte. Irgend jemand brach zusammen und wurde von Zwika hinausgetragen.

Was mich betrifft, so hatte ich mich noch einigermaßen in der Gewalt. Zumindest physisch. Meine Psyche hingegen war auf Abwege geraten. Ich ertappte mich dabei, wie ich einen Schlagertext zu entwerfen begann: »Ein Dekollete (Braun wie Kaffee...«

Aber ich war wohl doch schon etwas müde geworden. Um Punkt 18 Uhr ßo beschloß Tibi, sich von seiner Frau scheiden

zu lassen. Ingenieur Glück ging tief in eine orientalische Hocke  
Otd weinte leise vor sich hin:

»Was soll aus diesem Land werden, wie soll das nur weitergehen?«

Die Antwort auf diese Frage wurde uns kurz nach sieben Uhr zuteil. Plötzlich glitt der rabenschwarze Bademantel ebenso wie das mehr als feuerrote Badetuch von der schlummernden Exotin. Aus dem Liegestuhl erhob sich Riwka Weinreb, ein Eigenprodukt des Landes, barfuß, mollig und im zweitbesten Alter. Die Gesetze der Gravitation kamen bei ihr zur vollen Geltung. Sofern man im Zusammenhang mit Riwka überhaupt an Kaffee denken konnte, dann höchstens in Verbindung mit Zichorie.

Wutentbrannt richteten sich unser aller Blicke auf diesen unverantwortlichen Rotzbuben Zwika.

»Das ist eben die heutige Jugend«, zischte der stellvertretende Präsidialchef »Conchita!«

Wir zuckten alle noch einmal zusammen und strömten dann auf die Umkleidekabinen zu. Teils aufrecht, teils auf allen vieren wie die Geparden.

»Es hätte nicht viel gefehlt, und ich hätte Portugiesisch gelernt«, sagte Professor Zloczower, »wenigstens ist mir das erspart geblieben.«

Was mich betrifft, so freue ich mich enorm, daß Brasilien nicht ins Finale der letzten Fußballweltmeisterschaft gekommen ist. Süß ist die Rache.

Für den Rest der Seite gilt Jugendverbot. (Unter 18 Jahren ist der Zutritt nur mit elterlicher Aufsicht gestattet.)

**W**as ich in »Maariv« in Hebräisch veröffentliche, wird automatisch für die fremdsprachige israelische Presse übersetzt. Unter anderem auch ins

Spanische und Portugiesische ...

Muß ich noch mehr verraten?

Eine Woche nach Erscheinen der Geschichte klingelte mein Telefon. Eine tiefe, rauchige Frauenstimme hauchte in gebrochenem Englisch:

»Shalom, hier Conchita.«

Ich fiel fast vom Stuhl:

»Buenos nottes«, strapazierte ich mein Portugiesisch.

»Ich lesen dein Geschichte«, schmeichelte das brasilianische Wunder, »bist du noch interessant sehen mich in Bikini?«

»Sehr, sehr, sehr!«

»Dann einladen mich Abendessen.«

Nach dieser Nacht gestand ich mir ein: Dafür, allein dafür hat es gelohnt, die vielen Bücher zu schreiben. Niemals werde ich Conchita vergessen. So etwas widerfährt einem Mann nur einmal im Leben ...

Oder noch seltener. Allerdings hat die pikante Affäre einen kleinen Haken: sie ist nicht wahr. Nicht einmal beinahe. Zwar hat Conchita tatsächlich angerufen, am Telefon aber war Frau Kishon.

»Shalom, hier Conchita, brasilianisch Tänzerin«, sagte Conchita. »Können ich sprechen Senor Kitchen?«

»Nein«, antwortete die beste Ehefrau von allen, und knallte den Hörer auf die Gabel. Als ich zu Mittag nach Hause kam, erzählte sie in ihrer gewohnt präzisen Art:

»Deine Hure aus Rio hat angerufen. Ich habe sie zum Teufel geschickt.«

»Gut gemacht, Liebling«, lobte ich sie, und damit war mein Karneval vorbei.

Mit Männern hatte ich mehr Glück. Durch meine Kurzgeschichten landete ich auf verschlungenen Wegen vor den Thronen pensionierter Könige und an den Tischen aktiver Staatsmänner. Doch es gab auch frustrierende Erfahrungen für mich. So begann beispielsweise Eisenhower jeden seiner Sätze mit der unvermeidlichen Einleitung: »Ich als Präsident der Vereinigten Staaten ...«

Bundespräsident Walter Scheel hingegen erwies sich als empfindsam und menschlich. Ich hatte von der ersten Minute an viel Sympathie für ihn, für den gewesenen Kampfflieger im Dritten Reich ...

Die Deutschen  
und ich

Vielleicht ist es hier doch am Platz und an der Zeit, eine Frage zu beantworten, die man mir immer wieder in Briefen und auch persönlich stellt: wie fühlt sich ein Überlebender des Holocaust, der (durch seine Bücher,

geschrieben in hebräisch und über den jüdischen Staat) in Deutschland zu einem der meistgelesenen Schriftsteller geworden ist?

Darauf zu antworten ist nicht einfach. Ich kann nicht bestreiten, daß diese Erfolge mir eine größere persönliche Genugtuung bereiten, als sie ein Schriftsteller üblicherweise durch hohe Auflagen erfährt. Es ist eine historisch und menschlich fast irrealer Genugtuung.

Meine Rache an den Nazis, die in mir kein menschliches Wesen sahen, ist nicht die Gefängnisstrafe für Nazisünder — sondern sind die Millionen deutschen Leser und Zuschauer, deren Zuneigung mich tief berührt

Meine Antwort auf die Unmenschlichkeit der Nazis in Deutschland und den anderen Ländern Europas (und der gleichgültigen Zuschauer in der ganzen Welt), ist *nicht* die eines gebrochenen und wehklagenden Schriftstellers, der sich immer noch verfolgt fühlt. Nein, meine Antwort ist mein Lächeln — und das Lächeln, das ich auf den Gesichtern ihrer Kinder und Enkelkinder hervorbringe, mit den Geschichten über meine kleine Tochter Renana — die damals im Krematorium geendet hätte.

Wenn ich heute, zwei Generationen später, Deutschland und Österreich besuche, trage ich nicht an der Last der Vergangenheit. Ich wage sogar zu behaupten, daß die Millionen von deutschen Touristen in Israel und vor allem auch die deutschen Jugendlichen in den Kibbuzim, zu Fürsprechern Israels wurden. Unsere neuen deutschen Sympathisanten können sogar eine Art Schutzmauer gegen die neue antisemitische Welle bilden, die in den letzten Jahren die westliche Welt unter dem Vorwand der Empörung über den Libanonkrieg überschwemmt hat.

Dank dieser Gefühle und dank der vielen Jahre, die seit dieser Apokalypse vergangen sind, stehe ich heute zu meinen deutschen Freunden und Feinden, wie man eben zu Freunden und Feinden steht.

Ich bin dankbar dafür, daß meine Werke zur Ver-

söhnung zwischen den Überlebenden und den heutigen Deutschen beigetragen haben, auch wenn ich sie nicht deswegen geschrieben habe. Ich glaube daran, daß die Endlösung des Rassenhasses das Lachen ist.

Ich zähle heute viele Deutsche und Österreicher zu meinen Freunden. Besondere Freundschaft verbindet mich mit der Familie meines Verlegers Dr. Herbert Fleissner (der Millionen meiner deutschen Bücher so gut wie ohne schriftlichen Vertrag, nur mit Handschlag, herausbrachte), aber ich verstehe mich ebenso gut mit einfachen Leuten wie mit Trägern höchster Würden.

Um wieder zur Geschichte meiner Geschichten zu kommen: Viele Begegnungen mit den Großen dieser Welt verewigte ich in Satiren und erlebte danach Komplikationen, die eher ins Kabarett als zur großen Politik gehören.

Franz Josef Strauß

Einige Monate vor den letzten Wahlen hat mich zum Beispiel Franz Josef Strauß zu einem Mittagessen im Kreis seiner Familie eingeladen. Er erwies sich als höchst gebildeter Gesprächspartner mit individueller Meinung, wenn auch mehr in Mono als in Stereo. (Probleme gibt es nämlich, wenn der Gesprächspartner versehentlich das Wort ergreift — dann leidet Herr Strauß unsäglich.) Seine unerschöpfliche Quelle an Energie — wann wird man sie zu Friedenszwecken nützen? — hat auch meinen Neid erregt. Aber damit kann ich dieses bayerische Intermezzo noch nicht beenden ...

Die Geschichte, die ich über diesen Besuch geschrieben hatte (»Ein Strauß ohne Blumen«), wurde auch in der offiziellen Wahlschrift der CSU nachgedruckt, in einer Aufmachung, die mich als unerschütterlichen Parteigänger auswies. Mehrere SPD-Mitglieder in meiner Leserschaft haben mich umgehend wissen lassen, daß sie nie mehr ein Buch von mir lesen würden. Ich dementierte und stellte richtig, daß das Propagandabüro der CSU mich auch ohne mein Einverständnis vereinnahmt hatte. Daraufhin ließen mich mehrere CSU-Mitglieder in meiner Leserschaft umgehend wis-

sen, daß sie nie mehr ein Buch von mir lesen würden. jvfür blieben immerhin die FDP-Leser, die aber wahrscheinlich nach meiner Aachener Laudatio auf Hans-Dietrich Genscher aufgehört haben, meine Bücher zu lesen.

Der große Überlebenskünstler Genscher war damals auf dem Höhepunkt seiner Abmagerung und seiner Popularität Letzteres vor allem in Afrika. Ich habe das in meiner Laudatio so formuliert:

Hans-Dietrich  
Genscher

»Wenn ein Staat in finanzielle Schwierigkeiten gerät, erflöht man normalerweise die Steuern und steigert **den** Export, oder man kommt gar auf die originelle Idee, Sparmaßnahmen zu ergreifen. In Afrika jedoch stellt man in den Ministerräten nur noch die Frage: Wann kommt Genscher wieder?«

Ich muß gestehen, daß Herr Genscher einen für Bonn ungewöhnlichen Sinn für Humor zeigte. Das habe ich auch am Ende meiner Laudatio hervorgehoben:

»Sie beweisen uns, Hans-Dietrich, daß nicht nur Dicke Humor haben können, sondern auch Korputente.«

Meine Erinnerungen an ihn sind angenehm geblieben, auch nachdem Genscher zum offiziellen Sündenbock der Liberalen ausgerufen wurde.

Meine Bekanntschaft mit Willy Brandt nahm ein weniger erfreuliches Ende. Für seine Anti-Nazi-Haltung genoß er stets meine Achtung, und ich war stolz darauf, ihn zu meinen Lesern zu zählen. Ich habe mich damals, 1974, kurz bevor er als Kanzler zurücktrat, über seine Einladung nach Bonn aufrichtig gefreut. Leider wurde unser gutes Verhältnis wegen seiner »neutralen« Haltung Israel gegenüber getrübt.

Willy Brandt

Auch mein freundschaftliches Verhältnis zum österreichischen Bundeskanzler Dr. Bruno Kreisky ist ein Opfer meines ungebärdigen Bleistifts. Anfänglich herrschte zwischen uns eine — wie soll ich sagen — reservierte Sympathie, die in eine Einladung nach Wien mündete.

Bruno Kreisky

Aber schon, als ich die Stufen zum kaiserlichen Empfangssaal emporstieg, brach ein kleiner Skandal aus. Ich informierte nämlich den amtierenden Konteradmiral, der sich als Protokollchef vorstellte, pflichtgemäß, daß ich den Herrn Kanzler leider mit »Bruno« ansprechen müsse. Schließlich hatten wir beide das Aachener Ritterprotokoll unterschrieben, das dies ausdrücklich vorschreibt.

Dem Konteradmiral wich jeder Tropfen Blut aus dem Gesicht. Wankend forderte er mich auf, mich nicht von der Stelle zu rühren, bis er wiederkäme. Dann rief er den österreichischen Ministerrat zu einer Notsitzung zusammen. Zehn Jahre älter kehrte er eine halbe Stunde später wieder und flehte auf Knien:

»Bei allem, was Ihnen heilig ist, nur nicht Bruno ...«

Ich erbarmte mich des Mannes. Es war klar, daß man ihn ohne weiteres an die Wand stellen würde. Wir gelangten schließlich zu folgendem Kompromiß: Kein Bruno, kein Duzen, sondern ein schlichtes »Herr Doktor« ...

Das geschah, als wir noch Freunde waren. Mehr als einmal habe ich ihn sogar gegen meine israelischen Journalistenkollegen verteidigt (»Er ist der österreichische Bundeskanzler und nicht der Oberrabbi von Wien!«). Der Bruch war aber nicht mehr zu kitten, nachdem Bruno, ein Überlebender der Nazizeit, sich entschloß, die Fahne unserer arabischen Todfeinde hochzuhalten. Der »Spiegel« bat mich um eine Reaktion, und ich habe des Kanzlers heikle Lage analysiert:

»... Sollte uns je eine gute Fee erscheinen, lieber Bruno, würden wir sie unverzüglich an Deine Anschrift verweisen, damit Du die berühmten drei Wünsche tun dürftest. Deinen ersten Wunsch können wir leicht erraten. Die schöne Fee mit den blauen Augen würde Dich dann mit Blumen bewerfen und mit lieblicher Stimme sprechen:

>Bruno, von nun an bist Du Arier.<«

Am Ende meines offenen Briefes bot ich ihm jedoch meine Hand:

»Laß uns Frieden schließen, verlorener Bruder«, gehrieb ich, »laß uns diese jüdischen Angelegenheiten nicht so tierisch ernst nehmen. Von mir war es nicht persönlich gemeint. Einige meiner besten Freunde sind Kanzler.«

Aber Bruno hat meine Hand nicht ergriffen. Als man ihn um seine Meinung zu meinem offenen Brief bat, sagte er:

»Witzbold bleibt Witzbold.«

Beim Staatsbegräbnis für Torberg auf dem jüdischen Friedhof von Wien sind wir zweieinhalb Stunden nebeneinander gestanden, ohne ein Wort zu wechseln.

Schade um diesen hochbegabten Politiker. Als Kanzler von Israel wären ihm seine Probleme erspart geblieben.

Aber so schreibt es das Buch meines Lebens vor. Einerseits bekomme ich hohe literarische Auszeichnungen, die normalerweise nur Politikern vorbehalten sind (wie der Karl-Valentin-Preis 1985, den ich ein Jahr nach meinem Berufskollegen Helmut Kohl bekommen habe), andererseits gibt es inzwischen wenige hohe Tiere in erreichbarem politischem Umkreis, mit denen sich mein undisziplinierter Bleistift nicht angelegt hätte...

Meine erstaunliche literarische Affinität zu Politikern

Mein Ansehen gerät sogar an allerhöchster Stelle bedenklich ins Wanken. Der junge Journalist, der mein Porträt für den »Stern« verfaßte (es erschien im gleichen Heft und nur einige Seiten entfernt von Hitlers Tagebuch), stellte mir nämlich eine sogenannte Provokativfrage: »Wenn Sie in der Sprache der Bibel schreiben, warum hat dann die Bibel eine höhere Auflage als Ihre Bücher?« Ich antwortete ihm: »Der liebe Gott hat die bessere Presse.«

Nach Erscheinen des »Stern«-Porträts ließen mich eine Reihe von streng orthodoxen Juden (zumeist aus Basel) umgehend wissen, daß sie nie mehr ein Buch von mir lesen würden. Aber das war Salongeflüster im Vergleich zu den Reaktionen auf mein Exklusivinterview mit Gott.

Es ist nicht einfach, gleichzeitig Satiriker und fromm zu sein.

Meine erste Frage an Ihn war, ob Er religiös sei? Nach einigem Zögern antwortete der Herr:

»Nein. Ursprünglich stand ich auf der Seite der Orthodoxen, aber jetzt gehen sie mir auf die Nerven. Sie behandeln mich wie einen Schmierenschauspieler, dem der Applaus über alles geht. Jeden Morgen muß ich mir die gleichen langweiligen Lobeshymnen anhören: >Herrscher der Welt, König der Könige, dem nichts verborgen bleibt, Allmächtiger, dessen Augen alles sehen\*, und so weiter, und so fort. Ich muß schon sagen, das beleidigt meine Intelligenz.«

Meine  
Exkommunikation  
stößt auf  
Schwierigkeiten.

Es gab einen kleinen Aufstand. Unser Oberrabbiner erklärte in aller Öffentlichkeit, mich nur deswegen nicht zu exkommunizieren, weil ihm für meine Impertinenz die passenden Eigenschaftsworte fehlen würden.

Einige Jahre später jedoch bat er mich zu einem persönlichen Gespräch. (Kurz zuvor hatte ich in einem Zeitungsartikel die Meinung vertreten, daß die mittelalterlichen Gesetze und die koschere Küche eine bessere jüdische Jugend hervorbrächten als freie Universitäten.) Es gelang mir schließlich, den geistvollen Oberrabbiner zu überzeugen, daß ich tief in meinem Herzen religiöse Menschen beneide und wahre Ehrfurcht für den Schöpfer des Universums empfinde.

Als die Audienz zu Ende ging, legte mir der gute Greis seine Rechte auf den Kopf und segnete mich mit den Worten:

»Gott liebt Heiterkeit.«

Ich küßte seine Hand: er mußte es schließlich wissen.

Menachem Begin

Meine freundschaftliche Beziehung zu Premier Begin nahm einige Monate vor seinem Rücktritt ein Ende. Ich hatte nämlich in einer meiner Satiren angedeutet, daß »etliche unserer Oberhäupter ein Beweis für das Leben nach dem Tode seien«. Ich habe mich zwar entschuldigt, aber da war es schon zu spät.

Ich trete ins  
Fettnäpfchen.

Zu guter Letzt hat sich auch noch mein sonniges Verhältnis zu Finanzminister Sapir mit Wolken überzo-

jren, als ich dummerweise in einem meiner neuen, von ihm so geschätzten Angriffe gegen die Korruption in seinem Ministerium seine Glatzköpfigkeit erwähnte ... Manchmal erlebe ich aber auch angenehme Überraschungen mit meinen Geschichten. Anlässlich eines Israel-Besuches des amerikanischen Schriftstellers und Nobelpreisträgers John Steinbeck und seiner jungen Frau, erfand ich folgenden Dialog.

Erster Kontakt  
zum Nobelpreis

**K**ellner! Herr Ober!«

»Jawohl, Herr Sternberg.«

»Frühstück für zwei, bitte.«

»Jawohl Zweimal Frühstück. Sofort. Ich wollte Sie nur rasch etwas fragen, Herr Sternberg. Sind Sie der Schriftsteller, über den man jetzt so viel in den Zeitungen liest?«

»Mein Name ist John Steinbeck.«

»Aha. Erst gestern habe ich ein Bild von Ihnen in der Zeitung gesehen. Aber da hatten Sie einen größeren Bart, kommt mir vor. Es war auch ein Artikel dabei, daß Sie einen Monat hierbleiben wollen und daß Sie inkognito sind, damit man Sie nicht belästigt. Ist das Ihre Frau?«

»Ja, das ist Frau Steinbeck.«

»Schaut aber viel jünger aus als Sie.«

»Ich habe das Frühstück bestellt.«

»Sofort, Herr Steinberg. Sie müssen wissen, daß alle möglichen Schriftsteller in dieses Hotel kommen. Erst vorige Woche hatten wir einen hier, der >Exodus< geschrieben hat. Haben Sie >Exodus< gelesen?«

»Nein.«

»Ich auch nicht. So ein dickes Buch. Aber >Alexis Sorbas< habe ich gesehen. Wann haben Sie >Alexis Sorbas< geschrieben?«

»Ich habe >Alexis Sorbas< nicht geschrieben.«

»Hat mir großartig gefallen, der Film. An einer Stelle wäre ich vor Lachen beinahe zersprungen. Wissen Sie, dort wo —«

»Ich hätte zum Frühstück gerne Kaffee. Und Tee für meine Frau.«

»Sie haben >Sorbas< nicht geschrieben?«

»Nein. Das sagte ich Ihnen ja schon.«

»Für was hat man Ihnen dann den Nobelpreis gegeben?«

»Für die »Früchte des Zorns<.«

»Also Kaffee und Tee, richtig?«

»Richtig.«

»Sagen Sie, Herr Steinberg: wieviel bekommt man für so einen Preis? Stimmt es, daß er eine Million Dollar einbringt?«

»Könnten wir dieses Gespräch nicht nach dem Frühstück fortsetzen?«

»Da habe ich leider keine Zeit mehr. Warum sind Sie eigentlich hergekommen, Herr Sternberg?«

»Mein Name ist Steinbeck.«

»Sie sind aber kein Jude, nicht wahr?«

»Nein.«

»Hab ich mir gleich gedacht. Amerikanische Juden geben kein Trinkgeld. Schade, daß Sie ausgerechnet jetzt gekommen sind, wo es fortwährend regnet. Jetzt gibt es hier nichts zu sehen. Oder vielleicht sind Sie in Israel an etwas ganz Speziellem interessiert?«

»Ich möchte ein weich gekochtes Ei.«

»Drei Minuten?«

»Ja.«

»Sofort. Ich weiß, Herr Steinberg, in Amerika ist man es nicht gewöhnt, sich mit Kellnern so ungezwungen zu unterhalten. In Israel ist das anders. Wir haben Atmosphäre. Übrigens war ich nicht immer ein Kellner. Ich habe Orthopädie studiert, zwei Jahre lang. Leider braucht man hierzulande Protektion, sonst kommt man nicht weiter.«

»Bitte bringen Sie uns das Frühstück, mit einem weichen Ei.«

»Drei Minuten, Herr Steinberg, ich weiß. Aber dieser >Sorbas< — das war vielleicht ein Film! Auch wenn Sie gegen Schluß ein wenig zu dick aufgetragen haben. Unser Koch hat mir gesagt, daß es von Ihnen auch noch andere Theaterstücke und Filme gibt. Ist das wahr?«

»Ja.«

»Was, zum Beispiel?«

»Zum Beispiel >Jenseits von Eden<.«

»Hab ich gesehen! Mein Ehrenwort, das hob ich gesehn!

*2jm Brüllen komisch! Besonders diese Szene, wo sie versuchen, die Bäume aus dem Wald zu transportieren —* «

*»Das kommt in >Alexis Sorbas< vor.«*

*»Ja, richtig. Da haben Sie recht Also was schreiben Sie sonst?«*

*»Von Mäusen und Menschen.«*

*»Mickymaus?«*

*»Wenn ich nicht bald das Frühstück bekomme, muß ich verhungern, mein Freund.«*

*»Sofort. Nur noch eine Sekunde. Mäuse, haben Sie gesagt. Das ist doch die Geschichte, wo die Batja Lancet mit diesem Idioten ins Bett gehen will.«*

*»Wie bitte?«*

*»Und das ist so ein dicker Kerl, der Idiot, das heißt, in Wirklichkeit ist er gar nicht so dick, aber sie stopfen ihm lauter Kissen unter die Kleider, damit er dick aussieht, und sein Freund neben ihm ist ganz mager, und der dicke Kerl will immer Mäuse fangen und — wieso wissen Sie das eigentlich nicht?«*

*»Ich kenne den Inhalt meiner Stücke.«*

*»Natürlich. Wenn Sie glauben. Jedenfalls muß man auf diesen dicken Idioten immer aufpassen, damit er die Leute nicht verprügelt, aber wie der Sohn vom Boss dann mit der Batja Lancet frech wird, steht er ganz ruhig auf und geht zu ihm hinüber und —«*

*»Kann ich mit dem Geschäftsführer sprechen?«*

*»Nicht nötig, Herr Steinberg. Es wird alles sofort da sein. Aber diese Mäuse haben mir wirklich gefallen. Nur der Schluß der Geschichte, entschuldigen Sie — also der hat mich enttäuscht Da hätte ich von Ihnen wirklich etwas Besseres erwartet. Warum müssen Sie diesen dicken Kerl sterben lassen? Nur weil er ein bißchen schwach im Kopf ist? Deshalb bringt man einen Menschen nicht um, das muß ich Ihnen schon sagen.«*

*»Gut, ich werde das Stück umschreiben. Nur bringen Sie uns jetzt endlich — «*

*»Wenn Sie wollen, lese ich's mir noch einmal durch und sage Ihnen dann alles, was falsch ist. Das kostet Sie nichts, Herr Steinberg, haben Sie keine Angst. Vielleicht komme ich*

*einmal nach Amerika und besuche Sie. Ich hätte viel mit Ihnen zu reden. Privat, meine ich. Aber das geht jetzt nicht. Ich habe zu viel zu tun. Wenn Sie wüßten, was ich alles erlebt habe. Daneben ist >Alexis Sorbas< —«*

*»Bekomme ich mein waches Ei oder nicht?«  
»Bedaure, am Sabbat servieren wir keine Eier. Aber wenn ich Ihnen einmal meine Lebensgeschichte erzähle, Herr Steinberg, dann können Sie damit ein Vermögen verdienen. Ich könnte sie natürlich auch selbst aufschreiben, jeder sagt mir, ich bin verrückt, daß ich nicht einen Roman schreibe oder eine Oper oder so was Ähnliches. Die denken alle nicht daran, wie müde ich am Abend bin. Hab ich ihnen allen gesagt, sie sollen mich in Ruh lassen und ich geb's dem Steinberg. Was sagen Sie dazu?«*

*»Das Frühstück, oder —«*

*»Zum Beispiel vor zwei Jahren. Im Sommer. Schon mehr gegen Ende des Sommers, wie ich mit meiner Frau nach Sodom gefahren bin. Plötzlich bleibt das Auto stehen, der Chauffeur steigt aus, hebt die Kühlerhaube, steckt den Kopf hinein — und wissen Sie, was er gesagt hat?«*

*»Lassen Sie gefälligst meinen Bart los! Loslassen!!«  
»Er hat gesagt: »Der Vergaser ist hin.< Stellen Sie sich das vor! Mitten am Weg nach Sodom ist der Vergaser hin. Sie werden vielleicht glauben, ich hab das erfunden? Es ist die reine Wahrheit. Der Vergaser war hin. Die ganze Nacht mußten wir im Wagen sitzen. Und es war eine kalte Nacht, eine sehr kalte Nacht. Sie werden das schon richtig schreiben, Herr Steinberg. Sie werden schon einen Bestseller draus machen. Ich sage Ihnen: es war eine Nacht, in der nicht einmal Alexis Sorbas ... he, wohin gehen Sie? Ich bin noch nicht fertig, Herr Steinberg! Ich habe noch eine ganze Menge Geschichten für Sie! Wie lange bleiben Sie noch?«  
»Ich fliege mit dem nächsten Flugzeug ab!«  
»Herr Steinberg! So warten Sie doch, Herr Steinberg... Und zuerst hat er gesagt, daß er einen ganzen Monat bleiben will... Wieder einmal typisch ...«*

Eigentlich wollte ich eine Satire über die Eigenarten israelischer Kellner schreiben, und Steinbecks Besuch bot mir den willkommenen Anlaß dazu.

Meine Begegnung  
mit Steinbeck

Aber

dann kam die Überraschung: Der amerikanische Schriftsteller antwortete mir mit einem geistreichen offenen Brief in der Presse. Er beschuldigte mich, ich hätte entweder an seiner Zimmertür gelauscht oder verfüge über parapsychologische Kräfte. Anders, so schrieb er, könne man sich eine so lebensgetreue Wiedergabe des Dialoges nicht erklären ...

Frau Steinbeck hat mich zu Hause angerufen, und diesmal war nicht die beste Ehefrau am Telephon.

Unsere Begegnung war höchst amüsant. Von John Steinbeck erfuhr ich zum erstenmal die drei Hauptbedingungen für die Ernennung zum Nobelpreisträger: a) Erkennbare Senilität, b) keine hohe Buchauflage, und c) absolute Humorlosigkeit.

Nur die  
Auflagenhöhe  
steht mir noch  
im Weg ...

Der große amerikanische Humorist Mark Twain wurde für den Nobelpreis nicht einmal vorgeschlagen.

Der greise Steinbeck (ich glaube, er war damals in meinem heutigen Alter) strahlte Lebensweisheit aus und trank Unmengen Whisky, offensichtlich um zu beweisen, daß das eine das andere nicht ausschließt. Wie Ernest Hemingway war auch er trotz seines Ruhmes nicht wirklich glücklich. Als ich von ihm wissen wollte, was ihm echte Freude bereite im Leben, starrte er an die Decke und schwieg. Seine junge Frau antwortete schließlich für ihn:

»john liebt nur das Theater.«

Nichts kann ich besser verstehen. Auch ich habe meine schriftstellerische Tätigkeit vor vierzig Jahren in Budapest als Dramatiker begonnen — und ich würde mich nicht wundern, als solcher zu enden. Dazwischen brachte ich es immerhin zu einem eigenen Theater in Tel Aviv: »Die Grüne Zwiebel«, soviel ich weiß, das einzige Privattheater in diesem Jahrhundert, das sich auflöste, bevor es bankrott ging ...

Das Wunder der  
grünen Zwiebel

Bis heute gibt es für mich (abgesehen vom eigenen

Familienzirkus) kein Thema, das ich mehr liebe, als dieses bezaubernde Narrenhaus mit seinen narzißtischen Insassen.

*Ich wollte im Kaffeehaus nur rasch einmal telefonieren — und sprang sofort zurück, aber es war zu spät, Jarden Podmanitzki hatte mich bereits gesehen und kam mit ausgebreiteten Armen auf mich zu.*

*»Nehmen Sie Platz«, sagte er. »Trinken Sie etwas.«*

*Er sah ungewöhnlich sorgenvoll aus, mit tiefen, schwarzen Ringen unter den Augen und auffällig vielen Runzeln über seinen breiten slawischen Backenknochen. Und dabei stand für die nächste Zeit gar keine Premiere bevor.*

*»Sie scheinen sich nicht besonders wohlzufühlen«, sagte ich, »Ich möchte nicht stören.«*

*»Setzen Sie sich und trinken Sie. Wenn Sie mir versprechen, nichts darüber zu schreiben, erzähle ich Ihnen, was geschehen ist.«*

*»Leider kann ich für eine Veröffentlichung nicht garantieren.«*

*»Mundek.«*

*»Wie bitte?«*

*»Mundek. Der Mann bringt mich um.«*

*»Wer ist Mundek?«*

*»Sie wissen nicht, wer Mundek ist? Wo leben Sie, Herr? Mundek ist der älteste Kulissenschieber an unserem Theater. Und wenn ich demnächst abkratze, wird die Welt ihn und niemanden sonst für meinen Tod verantwortlich zu machen haben.«*

*»Was halten Sie von der letzten Rede Reagans?«*

*»Ein kolossaler Kerl, berstend vor Energie und vollkommen zahnlos. Ich weiß nicht, wie er in dieses Theater gekommen ist. Er sagt, er hat es gegründet. Mißverstehen Sie mich nicht Ich bin kein Reaktionär. Im Gegenteil, die Arbeiterklasse hat an mir seit jeher einen Freund gehabt. Aber wenn ich an Mundek denke, sehne ich mich manchmal nach den guten, alten Feudalzeiten zurück. Das ganze Land liegt mir zu Füßen — das wissen Sie ja —, man jubelt mir zu, wo immer ich*

erscheine — und dieser Mundek behandelt mich wie irgend-  
 giftigen Komparsen. Nur ein Beispiel. In einer der letzten Vorstel-  
 lungen von >Richard II.< beginne ich meinen berühmten Mono-  
 foe im fünften Akt — spreche Shakespeares unsterbliche  
 Verse, vne nur ich sie sprechen kann — 'Ich habe nachgedacht,  
 wie ich der Welt/Den Kerker, wo ich lebe, mag verglei-  
 cffen< — das Publikum hängt an meinen Lippen — undplötz-  
 lith, neben mir in der Kulisse und mitten in die atemlose Stille  
 hinein, schneuzt dieser Mundek dröhnend seine Nase und sagt  
 zu ein paar Bühnenarbeitern: >Kinder, eßcher mir wellen  
 secpilen ab bissele Kurten?' Auf jiddisch sagt er das, denn  
 eine andere Sprache kann er nicht, und sagt es so laut, daß  
 man es bis in die letzte Parkettreihe hört, und während ich,  
 Jarden Podmanitzki, heute wahrscheinlich der bedeutendste  
 Shakespearedarsteller des Landes, den überirdischen Monolog  
 Richards II. spreche, sehe ich in der Kulisse Herrn Mundek  
 und die anderen Herren Kulissenschieber Karten spielen, als  
 ob ihnen die Welt gehörte, fetzt frage ich Sie: Was hätten Sie  
 an meiner Stelle getan?«

»Ich hätte sie gebeten, aufzuhören.«

»Machen Sie sich nicht lächerlich. Manchmal reden Sie da-  
 her wie ein Kretin oder ein Kritiker. Glauben Sie denn, man  
 könnte diesen Leuten mit Vernunft beikommen? Nehmen Sie  
 Mundek, zum Beispiel. Wieder in einem anderen Stück. Jeden  
 Abend bringt er ein halbes Kilo Käse, einen Laib Brot und  
 Ztoei große Rettiche mit — und pünktlich im zweiten Akt,  
 während meiner großen Liebesszene, beginnt er zu fressen. Ich  
 soll eine Prinzessin verführen, ich soll ihr kniend den Schlüssel  
 zu meiner Geheimtruhe überreichen — und kaum knie ich  
 mich hin, beißt Mundek in den Rettich, daß es kracht. Was  
 sage ich: kracht. Es dröhnt. Vom Geruch ganz zu schweigen.  
 Wie oft habe ich ihn schon angefleht: >Mundek, ich beschwöre  
 Sie, fressen Sie Ihren Rettich etwas später, oder meinetwegen  
 früher, aber doch nicht gerade während meiner LiebesszeneU  
 Und was sagt Mundek? Es täte ihm leid, sagt er, aber er  
 pflege sein Nachtmahl seit vierzig fahren regelmäßig um  
<sup>2</sup>\* Uhr einzunehmen, und wenn uns das nicht recht wäre,  
 dann müßten wir eben die Liebesszene verlegen. Sie halten  
<sup>a</sup>\*so Ihren Rettich för wichtiger als meine Liebesszene ?< frage

ich ihn. Und darauf antwortet Munäek schlicht und einfach: >Ja.< Nichts weiter. Oder die Art, wie er über die Bühne geht. Ein Elefant sage ich Ihnen. Die Bretter knarren, die Kulissen schwanken, die Versatzstücke wackeln. Eines Tages konnte ich es nicht länger ertragen. >Trampeln Sie während der Vorstellung nicht herum.<sup>f</sup>< brülle ich ihn an. Daraufhin erkühnt sich Mundek zu der Bemerkung, daß ich ihm nichts zu befehlen hätte. Das war zuviel für midi. Ich begann zu toben. >Sie Wurm! Sie Niemand! Wer ist hier der Star, Sie oder kh?< Mundek zuckt die Achseln. >Was verdienen Sie?< fragt er. >HundertfünfundDierzig vor Abzug der Steuert, antworte ich, weil ich mich schäme, die wahre Summe zu nennen. Sehen Sie<, sagt Mundek. >Ich habe dreihundertfünfundzwanzig. Ohne Überstunden. Nu?< Er wird für Überstunden bezahlt. Ich nicht. Als ich unseren Direktor Schoßberger einmal fragte, wie es denn möglich sei, daß ein kleiner Arbeiter mehr verdient als ein großer Schauspieler, erklärte er mir das mit der Wechselbeziehung zwischen Angebot und Nachfrage: jeder will ein großer Schauspieler sein und niemand ein kleiner Arbeiter. Mundek weiß das natürlich. Er ist ein absoluter Diktator. Alle Macht konzentriert sich in seiner Hand. Wenn der Vorhangzieher auf Urlaub geht — wer vertritt ihn? Mundek. Und was geschieht? Kaum beginne ich meinen berühmten Monolog im fünften Akt — kaum spreche ich Shakespeares unsterbliche Verse, wie nur ich sie sprechen kann —, kaum beende ich die Zeile :>kh habe nachgedacht, wie ich der Welt\* — da fällt der Vorhang. Aus. Nachdem mir der Theaterarzt Erste Hilfe geleistet hat, stürze ich mich auf Mundek. > Was war das, Sie Abschaum? Wie können Sie es wagen, mich um meinen Monolog zu bringen ?< Und ich hebe die Faust. >Nur keine Aufregung', sagt Mundek. >Das Stück ist sowieso zu lang, außerdem hatten wir mit Verspätung angefangen, und Sie, Podmanitzki, waren so miserabel, daß man es nicht länger anhören konnte. Glauben Sie mir: es war höchste Zeit für den Vorhang!\* Ich konnte nur noch wimmern. >Kerl, dieses Stück ist von Shakespeare\*, wimmerte ich. Mundek zuckt die Achseln. >Meinetwegen soll es von Ben Gurion sein. Ich bin seit siebenunddreißig Jahren beim Theater, und wenn Mundek sagt, daß ein Stück zu lang ist, dann ist es zu lang.< Das wa-

ren die Tage, in denen ich mich mit ernstest Selbstmordabsichten trug. Wissen Sie, was ich gemacht habe?»

»Um Gottes willen...«

»Nein. Ich ging zu Schoßberger in die Direktionskanzlei. >Schoßberger<, sagte ich ruhig. >Sie wissen, daß ich nicht überempfindlich bin, aber wenn das so weitergeht, wird Ihre Bahne auf Jarden Podmanitzki verzichten müssen!« Und ich erzählte ihm alles. Alles. Auch daß Mundek in den Pausen immer auf meinem Thron sitzt und manchmal mit Absicht seine jiddische Zeitung dort vergißt. Einmal hat er sogar seinen Zigarrenstummel in meinen Kronreif gesteckt, und das Publikum kam aus dem Lachen nicht heraus, weil es noch nie einen König mit rauchender Krone gesehen hat. Nachher versuchte ich es mit Mundek in Güte: >Sie müssen doch wissen, was ein König ist<, sagte ich ihm. > Wie können Sie mir als König so etwas antun? Ich bin ein König, und meine Krone raucht!« »Was sind Sie? Ein König sind Sie?« bekam ich zur Antwort. >Sie sind ein alter Schmierist und heißen Jarden Podmanitzki. Ein König spielt nicht Theater.\* Seit siebenunddreißig Jahren ist dieser Idiot beim Geschäft und hat noch immer keine Ahnung, was auf der Bühne vorgeht. Das alles sage ich Schoßberger. Das und noch mehr. Und zum Schluß sage ich ihm; Schoßberger, entweder ich oder Mundek. Entscheiden Sie sich.< Schoßberger versucht mich zu beruhigen, es ist nicht so schlimm, es wird vorübergehen, auch ein Mundek lebt nützt ewig — aber ich bleibe hart. Ich bleibe so hart, daß Schoßberger schließlich nichts anderes tun kann, als mich zu entlassen. Er hat mich entlassen. Was sagen Sie jetzt? Er hat Jarden Podmanitzki entlassen. Verstehen Sie?»

»Ich verstehe. Er hat Sie entlassen.«

»Sie scheinen sich nicht klar darüber zu sein, was das bedeutet. Ich sage noch zu Schoßberger: >Also Mundek ist Ihnen Heber als Podmanitzki.< Und Schoßberger antwortet: >Keine Spur, aber ihn kann ich nicht entlassen, sonst streiken die Bühnenarbeiter, und wir haben keine Vorstellung. Und wut Gewerkschaftsvertrag müßte ich ihm eine Abfindung von 5000 Pfund zahlen. Woher nehme ich die?< Schoßberger hat ygendwie recht. Wir Schauspieler bleiben auf dem Posten, ob wir bezahlt werden oder nicht. Aber versuchen Sie, einen

*Mundek länger als zehn Minuten auf seine Überstunden-  
gebühr warten zu lassen! Mundek ist alles. Podmanitzki ist  
nichts...«*

*Der bedeutende Charakterdarsteller war in sich zusammen-  
gesunken und starrte mit leeren Augen vor sich hin, ein völlig  
gebrochener Mann. Er dauerte mich:*

*»Jarden Podmanitzki«, tröstete ich ihn. »Sie sind an Titan  
des zeitgenössischen Theaters. Sie sind viel zu groß, als daß  
ein Zwerg wie Mundek Ihnen etwas anhaben könnte. Löschen  
Sie ihn aus Ihrem Gedächtnis. Denken Sie nicht an ihn...«*

*»Ja, wenn das so einfach wäre«, seufzte Podmanitzki.  
»Aber was, glauben Sie, ist gestern abend geschehen? Mun-  
dek hatte sich krank gemeldet, zum erstenmal in seinem Le-  
ben. Mundek war nicht da. Kein Trampeln, kein Schneuzen,  
kein Rettich, nichts. Es war so beängstigend ruhig hinter der  
Szene, daß ich nervös wurde und dreimal hängenblieb. Ja,  
ohne Mundek geht's nicht.«*

Mein einsamer  
Kampf, als  
Reaktionär  
anerkannt zu  
werden

**B**ei Theaterleuten erntete diese Satire großen Beifall (Mundek selbst gratulierte mir: »Es war Zeit, daß endlich die Wahrheit über diesen verkalkten Podmanitzki gesagt wurde!«), aber sie hat die »Histadrut«, das Bollwerk aller israelischen Gewerkschaften, bis in die Grundfesten erschüttert. Die Gewerkschaftsführung stempelte mich als antisozialistisches Element für alle Zeiten ab.

Ich muß gestehen: da ist was dran. Ich bin stolz darauf, der erste Satiriker der freien Welt zu sein, der es gewagt hat, die Gewerkschaften lächerlich zu machen. (Als ich im Fernsehen nach meiner Ansicht über das Geheimnis des japanischen Wirtschaftswunders befragt wurde, äußerte ich: »Schwache Gewerkschaften«.)

Natürlich riskiere ich mit solchen Äußerungen, für den Rest meines Lebens als Reaktionär zu gelten. Ich habe mir dieses stolze Prädikat tatsächlich schon recht früh erworben. Gleich nach dem trockenen und gleichzeitig saftigen Bericht über meinen Besuch bei der Perle der Arbeiterbewegung, der Krankenkasse.

**A**usnahmsweise war einmal keine Schlange vor der Tür des Ordinationszimmers. Also klopfte ich an und ging hinein- Hinter dem Schreibtisch saß der Arzt und füllte irgendwelche Formulare aus.

»Guten Morgen«, sagte ich.

»Haben Sie eine Nummer?« fragte er.

»Ja, bitte«, sagte ich und reichte ihm eine Nummer.

»Wo fehlt's?« fragte der Arzt, während er meine Nummer mißtrauisch betrachtete. Ehe ich etwas sagen konnte, erkundigte er sich nach meinen Daten und trug sie sorgfältig in einen Fragebogen ein. Dann endlich sah er mich an.  
»Also.«

Ich begann ihm zu erklären, daß ich seit einigen Tagen starke Schmerzen im Hinterkopf hätte.

»Im Hinterkopf?« fragte der Arzt.

»Im Hinterkopf«, sagte ich.

»Waren Sie schon einmal hier?«

»Schon öfters.«

Der Arzt betrachtete daraufhin eingehend die Nummer, die ich ihm gegeben hatte. Dann wollte er Näheres über uns, die Nummer und mich, erfahren. Zu diesem Zweck begab er sich zur Kartei, um irgendwelche Papiere zu suchen. Nach einer Weile wandte er sich an mich:

»Heißt es da 083 ?« fragte er.

»Ja«, antwortete ich, »es sieht mir nach 08ß aus.«

Er wühlte erneut und gab auf:

»Haben Sie eine Ahnung, wo Ihre Krankengeschichte abgelegt sein könnte?«

»Da, in der Kartei.«

»Haben Sie Lust nachzuschauen, wo Ihre Papiere sind?«

Ich ging hin, fand meine Papiere und reichte sie ihm.

Er nahm einen Stempel und drückte ihn auf eine leere Zeile. Dann wandte er sich wieder an mich:

»Also, was fehlt Ihnen?«

»Ich weiß nicht«, antwortete ich wahrheitsgemäß. »Ich hab Sdtmerzen im Hinterkopf.«

Ich fügte hinzu, daß meine Tochter zufällig dasselbe habe, auch sie klagt seit gestern über ähnliche Schmerzen.

»Wie alt ist das Kind?« fragte er.

»Zwölfeinhcddb Jahre«, antwortete ich. »Ich gehe mit ihr zur Kinderärztin.«

»Zu Dr. Friedmann?« fragte er.

»Nein«, antwortete ich, »zu einer anderen!«

»Und was stellte sie bei ihr fest?« fragte der Doktor.

»Ich war noch nicht dort«, antwortete ich.

»Gehen Sie, gehen Sie nur hin«, sagte der Arzt und begann laut nachzudenken, was wohl meine Schmerzen hinten sein könnten.

»Wann haben die begonnen?« erkundigte er sich.

»Vor einem Monat.«

»Sind Sie bei uns behandelt worden?«

»Ja.«

»Wieso haben Sie dann noch immer Schmerzen?«

»Das war so«, erklärte ich ihm, »eines Tages kam ich ungefähr eine Viertelstunde vor Dienstschluß hierher, und da sagte man mir, daß der für mich zuständige Arzt weggegangen sei und sein Vertreter schon am Vormittag die Arbeit von drei abwesenden Ärzten bewältigen mußte. Daher war er nicht mehr bereit, weitere Patienten zu behandeln.«

»Das ist verständlich«, sagte der Arzt. »Was war weiter?«

»Ich fragte ihn, wann ich wieder kommen könnte, und er bestellte mich für die frühen Nachmittagsstunden des nächsten Tages.«

»Wie spät ist es jetzt?« fragte der Arzt.

Ich sagte ihm, wie spät es ist, und fuhr fort:

»Als ich am nächsten Tag pünktlich zur angegebenen Zeit hinkam, um eine Nummer zu bekommen, sagte mir der Beamte im Vorzimmer, daß ich heute nicht mehr drankäme, weil mein Arzt plötzlich zum Zollamt mußte wegen dem Staubsauger. Ich fragte, ob man nur dann erkranken darf, wenn es der Krankenkasse paßt, und sagte ihm alles, was ich von seiner Institution denke. Darauf teilte mir der Beamte mit, daß er für diese Misere nicht zuständig sei, denn er wäre auch nur in Vertretung hier, anstelle seines Onkels mütterlicherseits.«

Der Arzt blickte von seinen Formularen auf: »Warum haben Sie nicht gleich gesagt, daß Sie hier schon in Behandlung waren?«

»Das nennen Sie Behandlung?«

*Der Arzt war indigniert.*

*»Also, was wollen Sie?« fragte er.*

*»Ich will, daß Sie nachschauen, warum ich Schmerzen im Hinterkopf habe.«*

*»Gut, machen Sie den Mund auf damit ich hineinschauen kann!«*

*Ich sperrte den Mund auf und er schaute sich meinen Hals an. Dann sagte er: »Sie haben große Mandeln.«*

*»Ja«, gab ich zu, »ich weiß.«*

*»Sehr große Mandeln«, sagte der Arzt und erkundigte sieh: »Was soll ich Ihnen da verschreiben?«*

*»Ich weiß nicht. Sie sind doch der Arzt.«*

*Eine nachdenkliche Stille setzte ein. Dann fragte er: »Also wollen Sie jetzt ein Medikament?«*

*»Ich will, daß die Kopßschmerzen weggehen.«*

*»Haben Sie irgend etwas zu Hause, Tropfen oder ähnliches?«*

*»Nein.«*

*»Schade«, bemerkte der Arzt, »wissen Sie irgendein Medikament, das Ihnen hilft?«*

*»Magenbitter.«*

*»Gut, dann verschreibe ich Ihnen Magenbitter«, sagte der Arzt und verschrieb erleichtert Magenbitter.*

*Ich bedankte mich.*

*»Keine Ursache«, sagte der Helfer der Menschheit. »Wenn ich Ihnen raten darf, kommen Sie nach den Feiertagen wieder, dann wird Ihr zuständiger Arzt wieder da sein. Ich bin nur seine Vertretung.«*

*»Dankeschön«, sagte ich und ging.*

**A**ls ich die Krankenkasse verließ, beschloß ich, bei meiner nächsten Krankheit auch einen Vertreter zu schicken. Um so mehr, als mir für diese kleine Bestandsaufnahme der »Feind-der-Arbeiterklasse«-Orden mit Schwertern und Brillanten verliehen wurde.

Was kann ich dafür? Ich bin eben ohne kollektives Gefühl geboren. Meine Gene sind schuld daran. Schon bei meinem ersten Gehversuch als Einwanderer in Is-

Ein agrarpolitisches Intermezzo

rael, im Kibbuz Kfar Ha'Choshel bei Nazareth (wo ich mich genüßlich mit Pferdewaschen beschäftigte), zeigte ich eine recht kritische Haltung gegenüber der Idee der gesellschaftlichen Gleichheit. (»Was dein ist, ist auch mein, und was mein ist, darüber reden wir später.«)

Damals, als mich der Kibbuz als Mitglied aufnahm, marschierte nämlich unsere landwirtschaftliche Kommune in ihrem ideologischen Drang nach sozialer Gerechtigkeit drei Schritte links vom Bolschewismus.

Als ein Kamerad beispielsweise ein Radio geschenkt bekam, beschloß das Kibbuzsekretariat, daß jeder Kamerad einen ähnlichen Apparat haben müsse. Und als einer nach Nazareth ins Kino fuhr, kam der ganze Kibbuz mit. So ist recht verständlich, daß ich anläßlich der Jahresversammlung aufstand und feierlich erklärte: »Genossen, ich habe Schnupfen. Ich fordere, daß jeder Kamerad niest!«

Ich führe die  
Volksgrippe ein.

So stieß mein Abschied vom Kibbuz auf allgemeines Verständnis, um es vornehm auszudrücken. Dabei schätze ich den Kibbuz als Idealvorstellung durchaus. Aber auch in mancher Ehe klappt es mit dem Sex nicht...

Meine antikollektive Neigung kam auch über dem großen Wasser zum Ausdruck, als ich in New York mein Theaterstück »Unfair to Goliath« inszenierte.

Die kleine Vorstellung brauchte die musikalische Untermalung eines einzigen Klaviers, aber die Gewerkschaft der amerikanischen Bühnenarbeiter ließ mich mit Nachdruck wissen, daß ich, den Statuten gemäß, zumindest vier Musiker und einen Elektriker (um das Licht ein- und auszuschalten) beschäftigen müsse.

Ich sagte ihnen:

»Ich brauche sie aber nicht.«

Sie antworteten mir:

»Das ist Ihr Problem.«

Ich fragte:

»Was wird aus der Vorstellung, wenn ich nicht nachgebe?«

Sie antworteten:

»Dann wird es keine Vorstellung geben.«

Ich appellierte an die Theaterdirektion, schaltete Anwälte ein und wandte mich an die New Yorker Stadtverwaltung. Nach mehrstündigen, schweren Verhandlungen mit Vertretern der Gewerkschaft kamen wir zu folgendem Kompromiß: in meiner Vorstellung werden vier Musiker und ein Elektriker (um das Licht ein- und auszuschalten) beschäftigt.

Der Wahrheit die Ehre: alle fünf Gewerkschaftsmitglieder standen auf die Minute genau eine Stunde vor Vorstellungsbeginn parat. Einer setzte sich ans Klavier, der zweite schaltete mit dem Zeigefinger das Licht an und vereinte sich dann mit den restlichen drei Musikern zu einer lebhaften Kreuzworträteipartie hinter der Bühne.

Bevor ich diese Trutzburg des Kapitalismus verließ, rief ich die Mitglieder meines Ensembles zusammen und verabschiedete mich von jedem einzelnen.

Den vier gewerkschaftstreuen Musikern und dem Zeigefinger habe ich einen von mir durchaus geschätzten Humoristen zitiert:

»Der Sozialismus ist eine großartige Theorie. Das Unglück besteht darin, meine Freunde, daß er sich in die Praxis umsetzen läßt.«

Rasch hat es sich dann überall herumgesprochen, daß ich durch und durch reaktionär bin. Sowohl wegen der Auflagen meiner Bücher (»Der Humorfabrikant verramscht seine alten Witze in der ganzen Welt«), als auch wegen meiner ärgerlichen Treue zum militanten Israel, in einer Zeit, wo jeder fortschrittliche Mensch in Ost und West die reine syrische Demokratie unterstützt

Vor kurzem hat man mich in einer Fernsehtalkshow des ZDF (»Sonntagsgespräch«) gefragt, warum um Gottes willen ich nicht zur Linken gehöre, wie jeder anständige Künstler?

»Irrtum«, antwortete ich würdevoll. »Die entscheidende Mehrheit der Künstler und Schriftsteller auf unserer Erde gehört zur extremen Rechten.«

Hier wurde der Grundstein gelegt für eine globale Lösung der Arbeitslosigkeit. Wenn jeder Unternehmer nur ein kleines Symphonieorchester zum berufsmäßigen Kreuzworträte lösen anstellte, dann könnte dieses brennende Problem im besten Sinne "des musikalischen Marxismus aus der Welt geschafft werden.

Ein Mißverständnis wird öffentlich ausgeräumt.

»Wie bitte?«

»Rußland, Polen, die Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien, China, Albanien, Bulgarien, ist das nicht die Mehrheit der Welt?«

Da ich mich aber im glücklichen, linksgerichteten Westen und am Ende dieses Buches befinde, erlaube ich mir, einen Nekrolog zu veröffentlichen. Ich habe ihn für jemanden geschrieben, der mehr zu meiner reaktionären Einstellung beigetragen hat als jeder andere: Genosse Stalin.

Nachruf auf die  
größte aller Fliegen

**A**uf der großen weiten Welt gibt es viele Länder und in den Ländern viele Städte und in den Städten viele Gebäude und in den Gebäuden viele Läden. Und in einem Laden, einem kleinen Kramladen, gab es jede Menge Biegen. Sie summten, tanzten, frohlockten, doch der Krämer, der Gründer der Firma, beachtete sie gar nicht, weil es ganz normal ist, daß ein solcher Laden vor lauter Fliegen strotzt.

Doch unter den Fliegen gab es eine, die es zu etwas brachte. Sie war größer als die anderen Fliegen, vielleicht die größte unter ihnen. Während alle anderen im Spinnwebgewebe hängenblieben, blieb sie, die größte unter ihnen, nicht hängen. Blieb sie dennoch einmal hängen, befreite sie sich aus der Verstrickung. Sie war die stärkste aller Fliegen. Kein Wunder also, daß man sie verehrte. »Du bist wunderbar, du bist ein Gigant«, sagten ihr die anderen Fliegen im Krämerladen, »du bist keine Fliege, du bist ein regelrechter Adler.«

Die große Fliege hörte sich die Schmeicheleien an und genoß es, weil Fliegen es mögen, wenn man ihnen sagt, daß sie mehr als nur Fliegen sind. Zumal sie nach einigen Wochen schon selbst daran glaubte, daß sie nicht einfach eine Fliege sei, und versuchte, die Fliegen im Krämerladen zu organisieren. Sie stellte alle möglichen Pläne auf, beseitigte ihre internen Gegner und führte einen erfolgreichen Krieg gegen das Königreich der Mücken. Sie erklärte, sie sä die Sonne und bröchte sich auch vor ihrem großen Rivalen, dem Krämer in Person, nicht. Und dem Krämer gelang es auch in der Tat nicht, sie zu erwischen, als er sie einmal vertreiben wollte. Daher meinte

*die Fliege, stärker als der Krämer zu sein, und stellte darüber hinaus einmal fest, daß es einen Krämer überhaupt nicht gäbe. Und da kam eines Tages der Winter, und die große fliege erfror und fiel auf den Fußboden. Nicht der Krämer hatte die Fliege getötet, sondern es ist eben so, daß Biegen im Winter herunterfallen. Und was noch trauriger war, der Krämer wußte nicht einmal, daß die größte aller Biegen heruntergefallen war, da sie für ihn lediglich eine Biege wie alle anderen war. Und das war das Ende der größten Biege in dem kleinen Laden in einem Haus in einer Stadt in einem Land auf der großen weiten Welt.*

**L**eser mit Scharfblick können dieser Allegorie gewiß meine Weltanschauung entnehmen. Sie ist — wie soll ich mich ausdrücken — durchaus persönlich. Meine Satiren sind Makroaufnahmen aus der Vogelperspektive. Oder einfacher gesagt — Humoresken.

Wäre dieses Buch *meine* Biographie und nicht die meiner Lieblingsgeschichten, dann könnte ich erzählen, wie ein junger Ungar auf der endlosen Flucht aus Konzentrationslagern, Arbeitslagern und Kriegsgefangenenlagern frühzeitig alt geworden ist, und wie er als Erwachsener seine Jugend im jüdischen Staat wiedergefunden hat.

Was ich noch nicht erzählt habe ...

Aber all das wartet noch auf ein anderes Buch.

In »Beinahe die Wahrheit« lud ich den Leser lediglich ein, mit den nichtexistierenden Geheimnissen meiner Werkstatt Bekanntschaft zu machen, und einen schnellen Blick in meine eigene Welt zu werfen — solange ich und die Welt noch existieren.

**K**ürzlich träumte mir, ich sei der Bewohner eines fernen Planeten, ein Wesen, gesegnet mit einer Intelligenz, die jener auf dem kleinen, schäbigen Globus weit überlegen war. Ich blinzelte durch ein gigantisches Teleskop und betrachtete die Vorgänge auf der Erde. Es war wirklich interessant. Da konnte man zwei entzückende kleine Kinder beobachten, die

*einen Ball hin und her warfen und einander dabei anbrüllten:*

*»Du bist blöd!« schrie das eine.*

*»Du bist noch viel blöder!« das andere.*

*»Esel«, erwiderte das erste.*

*»Flasche!« gab das zweite zurück.*

*»Laß uns doch spielen«, schlug das erste vor.*

*»Mag nicht«, sagte das zweite.*

*»Ich«, das erste Kind begann aus einem Büchlän vorzulesen, »ich kann nicht umhin, die widrigen Umstände dieser bedrohenden Prozedur anzuprangern, die mit den fundamentalen Voraussetzungen einer weltweiten Entspannung unvereinbar sind. Sie stellen vielmehr eine eklatante Verletzung der akkreditierten Vereinbarung bezüglich einer adäquaten Abrüstungspolitik dar und erzeugen somit ein politisches Klima, welches sinnvollen Gesprächen diametral entgegensteht.«*

*»Trottel!« erregte sich das zweite Kind: »Hau ab!«*

*»Hau selber ab!«*

*»Ich kleb dir eine!«*

*»Mamiii!«*

*Dann vernahm ich ein komisch klingendes »Bumms«, eine Pilzwolke stieg auf, und der kleine Planet verschwand spurlos.*

*Schade.*

*Sie waren so lustig anzusehen.*

# *Undank ist der Welten Lohn*



Ein satirischer Nachruf

*»Der Kommunismus ist eine großartige Theorie.  
Das Unglück bestand darin,  
daß er sich verwirklichen ließ.«*

*A.K.*

*D*ieses Buch ist keine Analyse der Großen Demokratischen Revolution, die dem kommunistischen Imperium den tödlichen Dolchstoß versetzt hat. Es will auch nicht erklären, warum es dazu kommen mußte.

*Unter uns gesagt, es mußte nicht dazu kommen. Es war ein Wunder.*

*So beschreibe ich, wie diese unmögliche Revolution überhaupt möglich war. Ich tue es, nicht etwa weil ich einer jener schmächtig gescheiterten Sowjetologen wäre, sondern weil ich selbst Augenzeuge war.*

*Wer aber von mir neue Prophezeiungen erwartet, möge hier aufhören, zu lesen. Selbst das Orakel von Delphi hätte Schwierigkeiten vor auszusehen, ob Gorbatschow als der erlösende Messias oder bloß als verwirrter Zauberlehrling in die Geschichte eingehen wird. Es wird ja bereits gemunkelt, daß man in der Breschnew-Ära eine Viertelstunde kürzer für Karotten anstehen mußte.. .*

*für mich aber ist und bleibt Michail Gorbatschow eine monumentale Gestalt, und sollten die Karotten auch gänzlich vom russischen Markt verschwinden. Seine welterschütternde Revolution ist eine einzigartige One-Man-Show, und er schaffte es ganz allein. Moses hatte seinen Bruder Aaron, Marx hatte seinen Freund Engels, Gorbatschow hat nur seine Sorgen.*

*Zur Zeit aber bin ich ebenso ratlos wie alle anderen. War denn alles nur ein Alptraum, ein zweitklassiger Gruselfilm? Waren jene fossilen Generäle ohne Gesicht und mit den zahllosen glänzenden Orden wahrhaftig die Herren des Universums? Gab es in Rumänien den blutrünstigen Grafen Dracula wirklich? War der mittelmäßige Versicherungsagent Erich Honecker tatsächlich ein gefürchteter Tyrann?*

*War alles nur an schlechter Witz?*

*In diesem Buch werde ich also nur über Ereignisse schreiben, die bereits Geschichte sind und die niemand mehr rückgängig machen kann. Außer den sowjetischen Historikern natürlich.*



Ich bin Mitglied eines der exklusivsten Clubs der Welt, des Verbandes schreibender Dissidenten, denen es gelang, aus dem stalinistischen Alcazar auszubrechen. Im Einklang mit unserem Vorsitzenden Alexander Solschenizyn waren wir von jeher der Überzeugung, daß der Endsieg des Weltkommunismus nur eine Frage der Zeit sein könne.

Unsere Überlegung war logisch. Die Welt ist in zwei große Lager aufgeteilt, sagten wir uns. In der freien westlichen Welt, besonders in Europa und in seinen intellektuellen Kreisen, gewann das kommunistisch-sozialistische Gedankengut immer mehr die Oberhand. In der Sowjetunion und ihren Satellitenstaaten hingegen entstand eine leidenschaftliche antikommunistische Bewegung. Da die Möglichkeiten der westlichen Welt aber ungleich vielfältiger sind als diejenigen des sowjetisch kontrollierten Blocks, bestand kein Zweifel daran, daß die kommunistischen Massen des Westens eines Tages die antikommunistischen Bastionen des Ostens stürmen und einnehmen würden...

Heute mag es wie ein billiger Scherz klingen, aber vor vierzig Jahren, als ich aus dem stalinistischen Ungarn flüchtete, war das gar nicht komisch. Halb Europa war rot. Es gab kaum einen Schriftsteller, Künstler oder Professor, den ich im Westen traf, der nicht zur antiamerikanischen neuen oder alten Linken gehörte. Begnadete Akademiker machten kein Hehl aus ihrer Überzeugung, daß die Zukunft ganz dem rötlichen Sozialismus gehören müsse. Sie schwärmten in den höchsten Tönen von einem System, das in menschlicher, sozialer, wirtschaftlicher und jeder anderen Hinsicht völlig versagt hatte. Sie priesen aus sicherer Entfernung ein Regime, das von der Kunst

mehr verstehen wollte als die Künstler selbst, das seine Bürger für die Herkunft ihrer Eltern verantwortlich machte, von einem unmenschlichen Regime, dessen Grenzen mit Minenfeldern, Wachtürmen und Bluthunden bestückt waren.

Man brauchte aber nicht einmal dem intellektuellen Establishment anzugehören, um die rote Zukunft vorzusehen. Als ich über Italien nach Israel geschmuggelt wurde, warnte mich in Brindisi ein besorgter italienischer Matrose:

»Sie sind verrückt, die Rote Armee wird in drei Wochen in Palästina sein.«

»Ich weiß«, entgegnete ich, »aber auch für diese drei Wochen lohnt es sich.«



Sehr bald schon wurde mir klar, daß es nur eine absolut risikofreie Lebensform gibt: als Kommunist im Westen zu leben. Leider war ich für dieses Geschäft nicht mehr zu haben, ich war davon bereits fürs Leben geheilt. Dafür wurde ich aber auch entsprechend bestraft: Während vierzig langer Jahre hat kaum ein westlicher Interviewer die schon obligate Frage ausgelassen, wie es möglich sei, daß ich im Gegensatz zu den meisten meiner humanen Federgenossen nicht zum linken Lager gehöre.

»Wie kann man mit solchen Buchauflagen Sozialist sein?« versuchte ich zu witzeln, aber keiner lachte. Einige hartgesottene fortschrittliche Elemente setzten das Verhör fort:

»Wenn Sie kein Sozialist sind, was halten Sie dann für das gerechteste politische System?«

»Mir ist jedes System recht, das mir erlaubt, auszuwandern.«

Vierzig Jahre lang hat man mich bezichtigt, ein unverbesserlicher Erzreaktionär zu sein. Jetzt, da das erste Mal in der Geschichte der Menschheit die schweigende Mehrheit gesiegt hat, und das linke Lager in Unterhosen dasteht, empfinde ich dennoch keine Genugtuung.

Ich war nicht weiser als meine Kollegen. Aber ich war am Tatort

Wenn man es jedoch richtig betrachtet, ist die Geschichte

der Sowjetunion eine einzige Erfolgsstory. Letzten Endes gelang Stalin, wovon die Zaren nur geträumt haben. Nur die Ideologie, der Marxismus, ist gescheitert. Rußland wurde zwar eine Großmacht, aber nicht durch den Kommunismus, sondern trotz ihm.

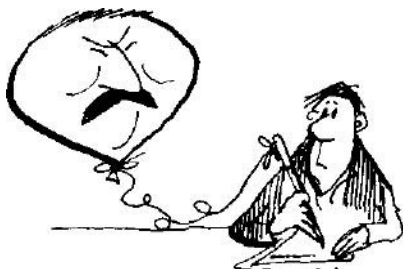
Denn schließlich war alles nur Lüge.



»Der Kapitalismus ist ungleichmäßig verteilter Reichtum, der Sozialismus ist gleichmäßig verteilte Armut«, soll einmal jemand gesagt haben, aber auch das ist eine Lüge: der Bolschewismus verteilt sogar das Elend ungleichmäßig. Es gibt kein politisches System auf der Erde, in dem die Kluft zwischen Mensch und Mensch so groß ist wie gerade im System der Egalität. Darum ist es auch das heuchlerischste System der Geschichte, und auch das unerträglichste.

Was auf den kommenden Seiten zu lesen ist, sind die schriftstellerischen Ansprüche meiner vierzigjährigen politischen Isolation im Westen. Ich könnte dieses Buch auch »Mein Kampf« nennen, aber diesen Titel hat mir schon Stalins Musterschüler weggeschnappt.

»Undank ist der Welten Lohn« ist eigentlich ein Tagebuch. Und in einem Tagebuch nimmt man keine Änderungen vor, alles muß so bleiben, wie es seinerzeit geschrieben wurde, zu einer Zeit, als Michail Gorbatschow noch ein Wunschtraum war.



Meine erste persönliche Begegnung mit Josef Stalin fand 1942 anlässlich meiner Abiturprüfung in Budapest statt. Das Thema der schriftlichen Prüfung in Literatur war ein wenig tendenziös: »Ungarn, die Festung europäischer Kultur, bietet dem Ansturm bolschewistischer Horden die Stirn.«

Zu dieser Zeit war die unbesiegbare ungarische Armee, bereits unter der Schirmherrschaft der deutschen Wehrmacht, auf dem besten Weg zur eigenen totalen Vernichtung durch die Rote Armee. Die Katastrophen auf den Schneefeldern der Ukraine hat aber die guten Magyaren zu Hause keineswegs daran gehindert, täglich ein neues Gesetz gegen »die jüdische Expansion in Wirtschaft und Kultur« zu erlassen.

Ich stand damals während der Turnstunden in einer Ecke, abseits meiner Klasse. Ein gelbes Band um meinen linken Arm war vorschriftsgemäß sechs Zentimeter breit und der notwendige Beweis für meine niederträchtige Herkunft.

Unter diesen Umständen war es nicht verwunderlich, daß meine antikommunistische Literaturprüfung nicht allzu glanzvoll ausfiel. Ich schwöre bei Allah, daß ich alles Menschenmögliche versucht hatte, um Ungarns historische Mission als Hochburg des Christentums in den buntesten Farben zu malen und gleichzeitig die Maske vom vernarbten Gesicht des internationalen Kommunismus zu reißen, aber ich war offenbar nicht ganz überzeugend. Vielleicht lag es auch daran, daß ich während des Schreibens unter der Bank die Daumen hielt, die Rote Armee möge so schnell als möglich Budapest erreichen, um mich von solchen Prüfungsthemen zu erlösen.

Drei Jahre später traf sie ein.

Inzwischen hatte sich vieles geändert. Ein wohlwollender Goldschmied hatte mich in die Lehre genommen, aber gleich nach dem deutschen Einmarsch wurde ich in ein Zwangsarbeitslager der siegreichen ungarischen Armee gesteckt, von wo mir eine Minute vor Adolf Eichmanns Eintreffen die Flucht gelang. Danach übte ich mich im Ausweisefälschen und im Kreuzeschlagen. Ich schrie »Heil Hitler« bei Straßenrazzien und versteckte mich in freien Felshöhlen und in finsternen Lift-

schachten. Nachdem auch mein letztes Asyl ausgebombt worden war, lief ich um mein Leben in die Vorstadt von Budapest, um die russische Frontlinie zu erreichen. Soldaten der sonst unbesiegbaren ungarischen Armee liefen mir entgegen, zeigten nach hinten und schrien mir zu:

»Vorsicht, Junge! Die Bolschewisten sind da!«

»Wo? Dort?« fragte ich voller Hoffnung und eilte dem Kommunismus entgegen. Ich bin nie angekommen. Gerade in diesem Moment wurde die Front eingefroren und zum Schauplatz andauernden Kanonenduell. Im Granatenhagel gelangte ich an eine Adresse, die mir eine noble ungarische Familie deutscher Abstammung als letzte Zuflucht genannt hatte ...

Ich fand das Haus als ausgebombte Ruine vor, in der einzig der Keller unzerstört war. In dieser Höhle entdeckte ich sechzig Flaschen Tomatensaft und eine Schulmappe mit Papier, die offensichtlich die Bewohner auf ihrer Flucht zurückgelassen hatten.

Fünf Wochen lang saß ich inmitten der Front. Nach Ablauf dieser Frist war mein Magen vom Tomatensaft zerfressen, aber in der Schulmappe lag mein erster satirischer Roman. Diese mit Bleistiftstummeln und abgebrannten Zündhölzern hingekritzelte Allegorie befaßte sich mit einer fiktiven politischen Bewegung gegen die Weltherrschaft der Glatzköpfe. Ich schrieb sie aus einem unwiderstehlichen Drang, auf meinen Knien in der Dunkelheit des Kellers, Gott weiß wozu.

In tiefster Nacht pflegte ich dann meinen Kopf durch ein Loch meines Bunkers hinauszustecken. Stundenlang starrte ich in die Feuersalven der russischen Geschütze am Horizont:

»Na, kommt schon!« flüsterte ich in die laue Sommernacht.

»Um Himmels willen, kommt doch endlich!«

Schließlich sind sie gekommen. Kurz bevor ich die letzten drei Flaschen Tomatensaft leerte. Marschall Malinowskis erste ukrainische Armee hatte endlich die Front durchbrochen und ich erblickte, was ich meine ganze verlorene Jugend lang herbeigesehnt hatte — den ersten russischen Soldaten.



Mit einem gewaltigen Fußtritt brach er die Tür des Kellers **auf** und trat herein. Ich wies mich mit meinen sorgfältig gefälschten Papieren aus, aber er zeigte sich nicht besonders interessiert. Offensichtlich war er kein Freund der Bürokratie.

Er war ein einfacher Soldat, nicht mehr jung, sein Gesicht war rund und seine Nase rot. Sein feister Oberkörper steckte in einer abgetragenen Uniform der ukrainischen Armee, sein Unterteil in einer Reithose der Rumänischen Kavallerie. Seine rechte Hand hielt eine russische Maschinenpistole mit rundem Magazin, in der linken hielt er ein Säckchen, prall gefüllt mit Zwiebeln, Würsten und Kölnisch Wasser.

Ich konnte nicht anders, ich weinte vor Freude. Noch nie in meinem Leben war mir ein Anblick vergönnt gewesen, nur annähernd so herrlich wie dieser verwahrloste Mensch in zwei verschiedenen Uniformen. Mir war, als ob ich mein Leben lang nur auf diesen Ukrainer mit der roten Nase gewartet hätte...

Er war sehr freundlich. Spontan teilte er mit mir seine Wurst und begann, seinen Teil laut vor sich hinschmatzend hinunterzuschlingen. Von Zeit zu Zeit lugte er aus dem Loch und feuerte dann aus seiner Kalaschnikow eine lärmende Kugelgarbe ab, anscheinend um seine Anwesenheit zu bestätigen. Seine überlegene Ruhe flößte mir tiefes Vertrauen ein.

»Niemski, Deutsche, kaputt«, erklärte er. »Russki Berlin.«

»Da, da«, nickte ich beglückt. Dann fügte ich spontan hinzu: »Ich großer Kommunist«

»Ich nicht«, gab mir der Soldat zu verstehen und zeigte mir seine verhältnismäßig gepflegten Handflächen. »Buggalter«, deutete er stolz auf sich. Buchhalter.

In diesen historischen Minuten habe ich zum ersten Mal verstanden, daß auch das strengste totalitäre Regime seine Grenzen hat: die Russen können noch immer nicht das »H« aussprechen. Ich fand das damals sehr sympathisch und wollte auch ein wenig von mir erzählen. Ich klopfte mit der Hand auf meine Brust und sagte »Jid« in der Annahme, daß dies das russische Wort für »Jude« wäre.

»Tschass, Uhr«, antwortete mein neuer Freund, während er mit einem breiten Lächeln meine Uhr von meinem Handgelenk schälte, um sie seinen Schätzen einzuverleiben. Sein linker Arm war bis zur Schulter mit einem Dutzend Uhren verziert.

»Dawai!« sagte er dann, »kleine Robot.«

Das sollte heißen: »Es gibt ein wenig Arbeit, Kumpel, nicht der Rede wert.« Erst später erfuhr ich, daß diese kleine kollegiale Hilfe durchschnittlich vier bis fünf Jahre dauern sollte...

Dann brachte mich mein Befreier hinter die Frontlinie, in ein improvisiertes Gefangenenlager. Ich war überzeugt, daß es sich hier nur um ein Mißverständnis handeln konnte, und wandte mich an den russischen Lagerkommandanten:

»Ich Jid, nix Soldat. Ich Antifaschist, nix Nazi. Ich Jude.«

Der Lagerkommandant nickte zustimmend und fragte mich, ob ich nicht zufällig eine Uhr hätte?

»Leider nein«, antwortete ich und zeigte beide Arme, »ich hab schon alle verschenkt.«

Es stellte sich rasch heraus, daß die Lagerinsassen zum Teil Juden waren. Einerseits freute ich mich, daß einige doch überlebt hatten, aber andererseits ...

Andererseits hatte Marschall Malinowski ein paar Tage zuvor Generalissimus Stalin gemeldet, er hätte achtzigtausend deutsche Gefangene gemacht. In Wahrheit war aber nur ein Viertel lieferbar. Daher wurden sechzigtausend Zivilisten eingefangen, die begeistert auf den Straßen Budapests den Befreiern zujubelten. In knappen vierundzwanzig Stunden gelang es also der siegreichen Roten Armee, alle Kommunisten, Sozial-

demokraten, Juden und Untergrundkämpfer festzunehmen und sie schleunigst nach Weißrußland zu transportieren. Die einzigen Männer, die nach dieser Aktion in Budapest übrigblieben, waren logischerweise die Faschisten und ihre Kollaborateure, die sich nicht auf die Straßen gewagt hatten \_\_\_\_

Wenn das Wahnsinn war, so hatte er Methode. Sollte es Methode gewesen sein, so war sie sicher wahnsinnig. Aber in jener euphorischen Phase der Befreiung konnten wir uns einfach nicht vorstellen, daß die Sieger über die Nazis nicht das Gegenteil der Nazis sein sollten. Den Molotow-Ribbentrop-Freundschaftspakt von 1939 hatten wir ebenso aus unserem Gedächtnis gelöscht wie alle anderen.

So war ich auf dem besten Weg nach Weißrußland.

Unterwegs in Richtung Slowakei versuchte jemand, aus der Kolonne auszubrechen. Er wurde sofort von einem russischen Feldweibel angeschossen. Gleich darauf beugte sich derselbe Feldweibel besorgt über den Verletzten, verband seine Wunde und schenkte ihm zwei Äpfel und einen polnischen Feldstecher.

Es war paradox: ein menschliches Volk in einem unmenschlichen System.

Gegen Abend wurden wir in einen geplünderten Gewürzladen zu einer kurzen Rast geführt. Nach zehn Minuten befahl ein Wachposten den Weitermarsch. Alle erhoben sich und gingen mit. Alle, bis auf einen. Ich blieb allein auf dem Fußboden sitzen. Ich tat so, als ob ich eingeschlafen wäre. »Wenn sie mich entdecken, hab' ich zumindest eine Ausrede«, sagte ich mir und versuchte mich an einige Gebete von früher zu erinnern...

Die Kolonne zog weiter. Ohne mich.

Nach vielen Jahren erfuhr ich von einem der wenigen, denen die Rückkehr geglückt war, daß man meine Abwesenheit erst an der ungarisch-polnischen Grenze bemerkt hatte. Sofort wurde der nächstbeste polnische Bauer der Marschkolonnie einverleibt, denn die Gefangenenzahl mußte stimmen.

So also sah meine Befreiung aus. Ich ging zu Fuß in das zerstörte Budapest zurück und stellte fest, daß die Dinge anscheinend nicht ganz so waren, wie sie vorgaben, zu sein.



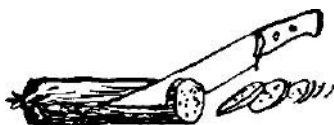
Diese Episode vergaß ich verhältnismäßig schnell, denn meine Eltern und ich hatten überlebt, und wir wollten von ganzem Herzen daran glauben, daß unsere Befreier eine menschlichere Regierungsform und eine gerechtere Gesellschaft schaffen würden. Die bunten Plakate der russischen Behörden stärkten unsere Hoffnungen: »Der Mensch ist für uns der allerhöchste Wert! Stalin.« Ja, ganz einfach Stalin. Ohne Titel. Ohne Zusatz. Ohne Skrupel. Stalin.

Dem einfachen Menschen Stalin begegnete ich auch im Kino, in der Wochenschau. Väterlich küßte er kleine blonde Mädchen, die ihm während einer unvergeßlichen Erster-Mai-Feier einen Strauß roter Nelken überreichten. Was konnte man da noch sagen, ich war einfach gerührt. Und nachdem ich in Budapest der Aufführung des herrlichen »Chors der Roten Armee« und einem atemberaubenden Ballettabend des »Bolschoitheaters« beige-wohnt hatte, bestand auch für mich kein Zweifel mehr, daß jeder halbwegs normale Mensch Kommunist sein mußte.

Den seltsamen Brauch russischer Soldaten, harmlose Passanten mitten in der Nacht zum Ablegen ihrer Kleider aufzufordern, um sie am nächsten Morgen auf dem Schwarzmarkt zu verkaufen, erklärte ich mir als pubertären Übergriff.

Auch störte mich nicht besonders, daß der politische Einfluß der winzigen kommunistischen Partei unter der Führung des Kaders »Made in Moskau« von Stunde zu Stunde wuchs. Besonders, als die Vertreter der Oppositionsparteien einer nach dem anderen spurlos verschwanden. Dieser politische Zaubertrick wurde später als »Salami-Taktik« populär...

Aber unter uns gesagt, wer ißt nicht gern ungarische Salami?



Nach Hause zurückgekehrt von der »kleinen Robot« wog ich nur noch 35 Kilogramm mit Schuhen ohne Sohle. Das hinderte mich jedoch nicht daran, mich sofort in der Kunsthochschule für das Fach Metellbildhauerei einzuschreiben. Für mich war das die natürliche Fortsetzung meiner glorreichen Vergangenheit als Goldschmiedelehrling. Zwar mußte ich drei Jahre für mein Diplom lernen, aber danach wurde mir die Ehre zuteil, meine Handfertigkeit in den Dienst der kommunistischen Regierung zu stellen. Meine Mission war es, die offiziellen Auszeichnungen für jene Künstler zu kreieren, die sich in der Kunst und in der Partei ausgezeichnet hatten — besonders in der letzteren ...

Wäre aber Tante Annus nicht gewesen, wäre dieses Buch an dieser Stelle zu Ende.

Diese Tante mütterlicherseits fand in irgendeiner Schublade die inzwischen vergessenen Zettel, auf die ich im Tomatensaftkeller mit Bleistiftstummeln mein Pamphlet gegen die weltweite Verschwörung der Kahlköpfe gekritzelt hatte. Mit der naiven Begeisterung, wie sie nur eine alte Tante für ihren Neffen aufbringen kann, setzte sich Annus an die Schreibmaschine und tippte mit einem Finger meinen Roman ab. Sie schickte ihn heimlich an die größte literarische Wochenzeitschrift Ungarns.

Um es kurz zu machen: Ich erhielt den ersten Preis im Literaturwettbewerb der Zeitschrift. Es wird bestimmt Leute geben, die das als reinen Zufall betrachten. Ich gehöre zu ihnen.

Jedenfalls war ich ganz plötzlich in literarischen Kreisen bekannt geworden. Mein Roman wurde jedoch nicht veröffentlicht, im Gegenteil, man begrub ihn sieben Ellen unter der Erde, denn Ungarns damaliger kommunistischer Diktator, der gefürchtete Mätjas Rakosi, war kahl wie eine Mondlandschaft im Winter. Aber die weitverbreitete satirische Zeitschrift »Ludas Matyi« bot mir einen Redaktionsposten an. Nach längerem Zögern, ob ich tatsächlich mein geliebtes Bildhaueratelier aufgeben sollte, nahm ich das Angebot an.

Der kommunistischen Partei trat ich nicht bei. Besser gesagt, ich wagte es nicht die Mitgliedschaft zu beantragen, da ich schließlich als Mißgeburt zur Welt gekommen war: Mein Vater war — Gott möge sich meiner erbarmen — Bankier. Aber obwohl ich ein geborener Klassenfeind war, belästigte man mich weder in der Redaktion noch in den Theatern, die begonnen hatten, meine Stücke aufzuführen.

Ich konnte mir diese Großzügigkeit nicht recht erklären, bis mich die Redaktion schließlich für das stalinistisch-leninistisch-marxistische Seminar einschrieb. Die freiwillige Teilnahme war für jedes Mitglied der Redaktion obligatorisch. Dort Märte mich ein Experte endlich darüber auf, Genosse Lenin persönlich halte seine schützende Hand über mich. Lenin war es nämlich, der seinerzeit anordnete, die Partei müsse alle Schlüsselämter mit lupenreinem Proletariat besetzen, mit einer einzigen Ausnahme: den Humoristen.

»Es gibt keinen proletarischen Humor«, stellte Genosse Lenin betrubt fest, »es gibt nur verfluchte bürgerliche Humoristen.«

Zum Teufel, der Alte hatte recht. Wie sich herausstellte, waren die Väter fast aller Redaktionsmitglieder zumindest Großhändler gewesen. Und genau aus diesem Grund sei unsere Umerziehung unumgänglich, erklärte die Seminarleiterin, Genossin Weiß, bei der feierlichen Eröffnung. Der Verfasser dieser Zeilen ist also ein diplomierter Bolschewist. Mindestens drei Jahre kroch ich im Staub vor der Genossin Weiß und lernte die Geschichte der kommunistischen Partei auswendig. Ich bemühte mich, die Feinde der Partei, mit anderen Worten den Abschaum der Menschheit, mit spontanem Klassenhaß zu verabscheuen, und liebte so gut es ging den Großen Bruder. Ja, ich versuchte mit ganzer Kraft, Genosse Stalin zu mögen, aber irgendwie klappte es nicht. Vielleicht störte mich, daß man uns abverlangte, jeden Tag in der Redaktion einen Psalm auf die Sonne der Völker zu singen. »Stalin ist Arbeit und Stalin ist Frieden«, sangen wir im Chor, ich und die anderen Großhandelserben jeden Morgen aufs neue. Es ging einem wirklich auf die Nerven. Entweder man ist Humorist oder man ist gläubig. Beides zusammen geht selten.



Meine Mitschüler waren der gleichen Meinung, aber keiner wagte aufzumucken, denn keiner wußte, wer von uns der diensthabende Spitzel war. Im Seminar von Genossin Weiß saßen die klügsten Köpfe von Budapest, die die schlaunen Fangfragen von Genossin Weiß wie wohldressierte Papageien beantworteten:

»Sagt, liebe Genossen, aber wirklich aufrichtig, zwingt euch jemand, bei mir eure ideologische Bildung zu erwerben?«

»Keineswegs, Genossin Weiß«, antworteten wir im Chor.  
»Wer könnte auf eine solche Idee kommen?«

Und doch war uns nicht zum Lachen. Einmal erkundigte sich Genossin Weiß am Ende einer Stunde nach der Uhrzeit. Einer von uns, ein älterer Karikaturist, konnte sich nicht länger zurückhalten und antwortete mit ausgesuchter Höflichkeit: »Genosse Lenin sagte: Es ist acht Uhr dreißig.« Genossin Weiß bedankte sich, notierte sich etwas und stellte ihre Uhr nach. Eine Woche später war der alte Karikaturist verschwunden, man hatte ihn zur Umerziehung in eine entfernte Kolchosa verlegt...

Nein, wir lachten schon lange nicht mehr. Niemand lachte. Eine Nachbarin, die sozialdemokratischer Perversionen verdächtigt wurde, verschleppte man mitten in der Nacht aus ihrer Wohnung. Zwei Monate später erhielt ihre Familie per Post ein anonymes Paket. Es enthielt ihre blutgetränkte Wäsche. Es war bitter ernst geworden. Es gibt keine Fröhlichkeit in der Folterkammer.

Während ich im Seminar saß und angestrengt den Lippenbewegungen der Genossin Weiß folgte, hatte ich viel Zeit zum Meditieren. Allmählich dämmerte mir die Erkenntnis, daß ich den lieben Tag lang mit nichts anderem beschäftigt war, als gigantische Lügen zu pauken und sie zu verbreiten. Mir wurde klar, daß ich zum festangestellten Mitglied des gehorsamsten Marionettentheaters der Welt geworden war.

In unserem eigenen Kasperletheater erklärte uns Genossin Weiß die eisernen Grundsätze der kommunistischen Lehre, so

zum Beispiel, daß dialektisches Denken ein kühles Abwägen aller möglichen politischen Verbindungen erfordere. Der Bauer in China könne nicht befreit werden, erklärte sie, solange die rumänischen ölspekulanten nicht radikal abgeschafft würden. Aus naheliegenden Gründen verheimlichte ich, daß ich mich eher als ein rumänischer ölspekulant fühlte, denn als chinesischer Bauer...

Als das erste Jahr meines sozialistisch-leninistisch-marxistischen Seminars zu Ende ging, stellte ich fest, daß ich das Volksregime nicht mehr uneingeschränkt respektierte.

»Genosse Kishont«, sagte ich zu mir, als sich niemand in meiner Nähe befand, »dieses Regime hat den Menschen nicht von seinen Problemen befreit, sondern es hat diese Probleme institutionalisiert.«

Ich liebte den Großen Bruder nicht mehr, sondern haßte ihn wie alle anderen auch. Oft erinnerte ich mich an die Wochenschau und an die väterlichen Küsse, die Stalin den kleinen Lolas auf der unvergeßlichen Erster-Mai-Feier ausgeteilt hatte. Ich zog daraus die Schlußfolgerung: Wer irgendwo einen warmherzigen Mann in Uniform sieht, umgeben von begeisterten süßen kleinen Mädchen, sollte keinen Augenblick zögern, diesen Mann so schnell wie möglich aus der Welt zu schaffen, bevor er uns aus der Welt schafft.

Diese Gedanken waren natürlich rein theoretischer Natur. In Wirklichkeit stand ich mit den Kollegen in Reih und Glied und sang einstimmig den täglichen Psalm auf unseren Vater in Moskau, wie es sich gehörte. Meiner Verzweiflung und Enttäuschung gab ich auf die einzige Art freien Lauf, die einem Schriftsteller zur Verfügung steht: durch Schreiben.

In stillen Nächten schrieb ich, zwischen drei antikolonialistischen Beiträgen für meine Redaktion, Kurzgeschichten über die stalinistische Wirklichkeit, die zu lang gerieten. Zu meinem größten Bedauern sind diese Novellen weder humorvoll noch sarkastisch. Sie schildern nur die bloße Wahrheit. Immerhin ist das auch schon etwas.



## DAS SEMINAR

Tosef Sas, Angestellter einer verstaatlichten Fabrik in Budapest, saß wie erstem auf seinem Stuhl, nur sein Blick hüpfte, gleich einem aufgescheuchten Huhn, hin und her. Er hatte einen unverzeihlichen Fehler begangen, und es war ihm ganz danach, seinen dummen Kopf gegen die Wand zu schlagen. Verstohlen schielte er zu den anderen Seminarteilnehmern, doch die hatten den Vorfall nicht bemerkt oder gaben es wenigstens vor. Vor allem dem Referenten, Genosse Pokornik, wagte er nicht ins Gesicht zu schauen. Er tat also, als würde er Notizen machen und malte Kringel in sein Lehrbuch. Insgeheim flehte er inständig: »Lieber Gott, laß es ihn nicht gesehen haben, er hat es doch nicht gesehen, nicht wahr, lieber Gott?«



Josef Sas hätte sich niemals für das Seminar angemeldet, hätte ihm seine Frau nicht eine hysterische Szene gemacht. Etwa zwei Monate zuvor war Zoltan, der Kulturkommissar, mit der Ankündigung durch alle Abteilungen des Stockwerks gezogen, die Partei würde für die Werkangehörigen ein ideologisches Seminar veranstalten. Täglich eine Stunde nach Feierabend, und nur für Parteimitglieder, doch auch für diese sei die Teilnahme freiwillig.

Drückende Stille herrschte, während der Kommissar auf die Anmeldungen wartete. Niemand blickte auf.

Der Arbeitstag dauerte ohnedies schon bis sechs Uhr abends, seit die Werkangehörigen den neuen Fünfjahresplan mit einer freiwilligen Arbeitsstunde täglich unterstützten, um zum erstenmal die Klassenschranken zwischen der Intelligenzija und dem Arbeiterstand aufzuheben.

Als der Kulturkommissar das Seminar ankündigte, wußten alle, daß auch ihren letzten Mußbestunden Gefahr drohte. Die ersten peinlichen Minuten verstrichen, ohne daß sich einer rührte. Plötzlich aber erhob sich der Jurist Koltai, ging zum

Kulturkommissar und trug sich in die Liste ein. Wegen seiner sozialdemokratischen Vergangenheit mußte sich Koltai eben mehr Mühe geben als die anderen.

Nach der Verschmelzung seiner Partei mit der Bewegung hatte er Selbstkritik geübt und auch seine unverbesserlichen Kameraden angegeben. Er durfte daher seine Stellung behalten, aber er wußte, daß er unter Beobachtung stand. Deshalb spendete er auch monatlich für den Revolutionsfonds und für die nordkoreanischen Waisenkinder.

Nach Koltai trug sich der Buchhalter Marmorek ein. Man sah ihm deutlich an, wie er sich ärgerte, sich nicht als erster gemeldet zu haben, und aus Angst vor den Konsequenzen zwängte er seinen Namen in winzigen Buchstaben über Koltais Eintrag. Kaum war der errötete Marmorek zu seinem Platz zurückgekehrt, sprangen alle anderen fast gleichzeitig auf, weil keiner der Letzte sein wollte. Nur zwei Genossen hielten sich aus dem Gedränge heraus. Josef Sas und ein alter, vertrockneter Buchprüfer namens Heller. Sie blieben an ihren Schreibtischen sitzen, vermieden aber, sich anzusehen. Sas konnte selbst nicht begreifen, woher er die seelische Kraft nahm, aber er preßte die Lippen fest zusammen und rührte sich nicht vom Fleck.

»Ihr könnt mir mit eurer ganzen verlogenen Ideologie den Buckel runterrutschen«, dachte er.

»Laßt uns doch in Ruhe, ihr Henker...«

Sas war auch der Letzte in der Abteilung gewesen, der seine Parteizugehörigkeit beantragt hatte. Sein Beitritt erfolgte im Büro des stellvertretenden Werkleiters, der ihm wortlos das Formular vorlegte, das er dann ebenso stumm ausfüllte. Zwei Wochen später überreichte ihm der Bezirkssekretär persönlich das rote Parteibuch mit der Bemerkung, daß die Helden der sowjetischen Armee das Parteibuch zu küssen pflegten und es dann über dem Herzen trugen, um für die Befreiung der Völker und für den Genossen Stalin zu kämpfen. Den Bezirkssekretär kannte Sas seit vielen Jahren, er war ein ehemaliger Versicherungsagent, der wegen seiner Aufdringlichkeit nicht besonders beliebt war.

Inzwischen hatten sich alle in die Seminarliste eingetragen, nur Sas und Heller rächt. Der Kulturkommissar richtete einen

bohrenden Blick auf die beiden Rebellen, fragte jedoch höflich:

»Und ihr, Genossen, wollt ihr denn nicht dazulernen?«

Sas wollte sich gerade resignierend erheben, doch in diesem Augenblick brach es heiser aus Heller heraus:

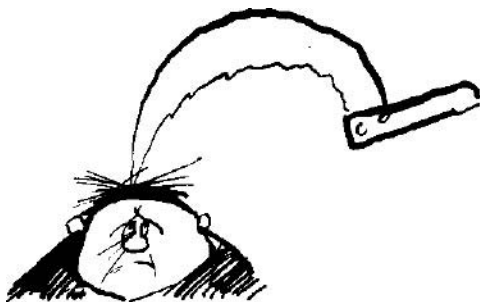
»Ich will auch etwas von meiner Familie haben.«

Der Kulturkommissar steckte die Liste ein und entgegnete trocken:

»Wie Sie meinen.«

Mit dem offiziellen Parteigruß »Freiheit!« verließ er den Raum.

Sas hatte das Gefühl, daß etwas Unwiderrufliches geschehen war, und starrte den alten Buchprüfer wütend an. Die Kollegen betrachteten die beiden teils mitleidig, teils mit Schadenfreude. Sicherlich würde man beide sofort feuern. Doch nur Heller verschwand aus der Abteilung, und auch das erst nach einigen Wochen.



Als Sas seiner Frau alles erzählte, bekam sie Herzschmerzen und mußte sich hinlegen.

»Du bist wohl verrückt geworden«, jammerte sie, »willst du, daß man dich aus der Partei wirft und auf die Straße setzt? Sollen wir verhungern, nur damit du nicht in das Seminar mußt?«

»Ja, genau das will ich«, entgegnete Sas wachsblass. Seine Frau verfiel in einen Weinkrampf und flehte ihn an, seinen Fehler wieder gutzumachen. Sie brachte tausend Beispiele daran, was passiert, wenn man sich mit der Partei anlegt. Auch Sas hatte inzwischen begriffen und, ohne gegessen zu haben, eilte er in die Stadt zurück.

»Nimm ein Taxi«, rief ihm seine Frau nach, »und vergiß nicht zu erwähnen, daß Sandor dein Onkel ist...«

Sandor war nur ein entfernter Verwandter, von der gesamten Familie wegen seines zwielichtigen Lebenswandels ignoriert, bis der Alte zum Leiter der Kohlenindustriezentrale ernannt worden war. Seither behauptete Sas gerne, Sandor sei sein leibhafter Onkel.

Sas suchte den Kulturkommissar Zoltan in der Fabrik, doch der Pförtner hatte ihn gesehen, in Begleitung seines Fahrers, wie er das Gelände verlassen hatte. Sas entlockte dem Pförtner Zoltans Privatadresse und sprang in ein Taxi. Das Dienstmädchen des Kommissars wußte, der Herr käme erst spät nach Hause, doch Sas bestand darauf, zu warten. Das tat er dann auch, im dunklen Korridor der großen Wohnung, bei nagendem Hunger, fünf lange Stunden.

In bester Stimmung kam Zoltan heim, bis er seinen ungebetenen Gast erblickte. Finster bemerkte er, dies wäre nicht der Moment für klärende Gespräche. Sas stotterte, er wollte sich nur für das Seminar eintragen und habe das schon heute morgen gewollt. Der Kommissar grinste und meinte:

»Sie sind zu nichts verpflichtet, werter Genosse- Die Partei bildet die Elite des Volkes. Nicht jedem gebührt eine marxistisch-stalinistische Ausbildung.«

Sas fühlte seine Kündigung nahen und weinte beinahe.

»Ich appelliere an Ihr proletarisches Verständnis, Genosse Zoltan«, brachte er bebend hervor und lief, wie ein geprügelter Hund, dem Kommissar ins Eßzimmer nach, »die ideologische Bildung ist für mich vorrangig. Glauben Sie, Genosse, ich stamme aus einer Arbeiterfamilie, mein Onkel Sandor ist ...«

Ungeduldig unterbrach ihn Zoltan:

»Von Ihrer Herkunft sollten wir lieber nicht sprechen, Genosse Sas«, fuhr ihn der Kommissar an und klingelte nach dem Dienstmädchen und nach seinem Abendessen. »Wir haben genaue Kenntnis vom Glaswarenhandel Ihrer Mutter.«

Sas errötete und murmelte unglücklich:

»Ein kleiner Laden ...«

»Natürlich, nur ein kleiner«, lachte der Kommissar mit

vollem Mund, »nachdem wir die großen geschlossen haben.«

»Ich sehe meine Mutter sehr selten«, flüsterte Sas. »Eigentlich nie ...«

Er dachte an seine alte Mutter und verspürte den unwiderstehlichen Drang, sich auf den genießerisch speisenden Kommissar zu stürzen und auf ihn einzuschlagen, bis seine häßliche Seele seinen häßlichen Körper verlassen hätte. Zoltan schenkte sich ein Glas Rotwein ein und klingelte erneut nach dem Dienstmädchen. Nach einer Weile sagte er:

»Ich werde darüber nachdenken, ob Sie ein Seminar brauchen, Genosse Sas. Sie sollten sich jedoch redlich bemühen, Ihre bürgerliche Herkunft zu überwinden.«



Die darauffolgenden Wochen waren für die Familie Sas von zermürbender Ungewißheit. Sas konnte sich kaum auf seine Arbeit konzentrieren, und zu allem Überfluß wurde seine Frau schwanger. Sas bestand auf einer Abtreibung, weil er sich parteipolitisch noch nicht sicher genug fühlte, um Kinder in die Welt zu setzen. Doch seine Frau schob die Sache vor sich her, bis ihr Mann die Zulassung zum Seminar erhielt. Daraufhin beschloß man, das Kind zu behalten. Das bereute Sas sofort wieder, nachdem er eines Morgens Parteisekretär Goldmann auf dem Gang getroffen und dieser auf seinen lauten Gruß »Freiheit, Genosse Goldmann« kaum reagiert hatte. Sas eilte nach Hause, um die Abtreibung zu betreiben, doch schon am nächsten Tag legte der Politoffizier im Vorbeigehen seine Rechte auf Sas' Schulter, und Sas fühlte sich wieder als Vater.

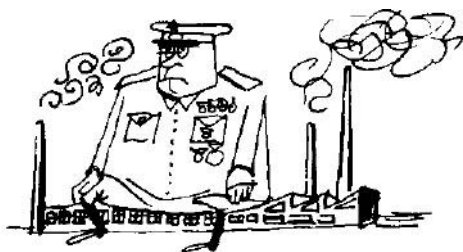
Das Seminar hatte inzwischen begonnen und zum Einstand durften die Teilnehmer gegen einen symbolischen Betrag einige Hefte von »Für dauerhaften Frieden und volkische Demokratien« beziehen. Bereits nach den ersten Vorlesungen war zu erkennen, wer sich das progressive Gedankengut aufrichtig zu eigen gemacht hatte, und wer die Sache nicht ganz so ernst nahm. Marmorek beispielsweise überraschte seine Kollegen

mehr als einmal mit seinem leidenschaftlichen Haß auf die Abweichungen der kommunistischen Bewegung in Rußland, wie die Narodniki, Utisowisten, Sozialrevolutionäre, Trudowiki, Bucharinisten, Ökonomen, Trotzlisten, Sinowjewisten und noch viele andere opportunistisch-revisionistische Gruppen. Auch Koltai mußte, seiner sozialdemokratischen Vergangenheit wegen, mehr als die anderen studieren, und er beherrschte die Materie perfekt. Er eignete sich besondere Kenntnisse auf dem Gebiet der Verrottung des Kolonialimperialismus und des unvermeidlichen Sieges des Sozialismus an. Sas zählte zu den Durchschnittsschülern. Fast fehlerfrei konnte er die Dogmen materialistischer Dialektik zitieren, aber es fehlte ihm jener fanatische Glaube, ohne den, wie Genosse Pokornik persönlich es formuliert hatte, »wir uns unseren großen Führer, Genosse Stalin, nicht verdient haben«. Sas bemühte sich aufrichtig, einen begeisterten Gesichtsausdruck zu zeigen, besonders wegen des kommenden Babys, aber er spürte die ganze Zeit, daß er den Anforderungen des internationalen Proletariats nicht genüge. Ein wenig Trost spendeten die Werkstätigen, die auf den hinteren Bänken schnarchten und von Zeit zu Zeit giftig höhere Löhne forderten.

Der erste Referent war ein mittelalterlicher Anwalt, der seine Schüler zur kompromißlosen Abkehr von den Überresten des verbrecherischen Zeitalters der Volksunterdrückung ermahnte. »Genosse Lenin sagte«, zitierte er gerne, »daß die Diktatur des Proletariats der einzige Weg zur Verwirklichung des Sozialismus ist. Wir werden die Volksherrschaft mit eiserner Faust verteidigen!«

Später wurde er wegen Veruntreuung öffentlicher Gelder verurteilt. Es soll ihm jedoch gelungen sein, sich mit Privatauto und Sekretärin in letzter Minute ins Ausland abzusetzen. Heute ist er Rechtsanwalt eines großen Bankkonzerns in Australien.

Der neue Referent, Genosse Pokornik, war ziemlich jung. Sein Gesicht war glattrasiert und verschlossen. Gerüchte wollten von ausgezeichneten Beziehungen zur Spitze wissen. Wie auch immer, sein fließendes Russisch beeindruckte. Er unterhielt enge freundschaftliche Beziehungen zum russischen Werkdirektor.



An jenem Abend hatte das Seminar wie üblich begonnen. Genosse Pokornik ging die Namenliste peinlichst genau durch und vermerkte hin und wieder etwas neben den Namen. In solchen Fällen blickte der Betreffende nervös um sich. Niemand wußte, was in der geheimen liste des allmächtigen Referenten wirklich stand. Es schien aber günstig, von Zeit zu Zeit zustimmend mit dem Kopf zu nicken, in jedem Fall aber fleißig Notizen zu machen. Koltais roter Bleistift verlor nicht einen Augenblick den Kontakt zum Papier, und Sas sah, wie sich sein Heft mit spiralförmigen Linien füllte. Und dann geschah das Unglück.



Einer der Seminarteilnehmer war ein sechzigjähriger Vorarbeiter vom Land namens Csonakos. Er war für den freiwilligen Werkstattdienst zuständig, doch kürzlich hatte man durch Zufall seine reaktionären Neigungen entdeckt. Als er sich nämlich mit seinem Bruder in der Pförtnerloge über seine Bartstopfeln unterhielt, hatte man ihn sagen hören: »Nur amerikanische Rasierklingen taugen etwas.« In diesem Augenblick hatte Sekretär Goldmann höchstpersönlich die Loge betreten. Csonakos' Bruder hatte noch rasch hinzugefügt: »Sowjetische Produkte aber sind führend«, doch es war bereits zu spät. Der Sekretär zog die Augenbrauen hoch und verließ wortlos den Raum. Seitdem wartete Csonakos täglich auf das Entlassungsschreiben, wenn auch seine unbefleckte bäuerliche Herkunft als mildernder Umstand gelten konnte.

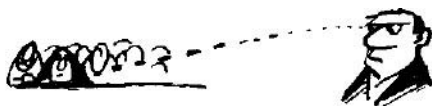
Doch jetzt stellte ihm der Referent eine nicht ganz einfache Frage: »Welches ist der Unterschied, Genosse Csonakos, zwischen der kapitalistischen und der sozialistischen Arbeitsdisziplin?«

»Vor den kapitalistischen Herren, der Teufel möge sie holen, zitterten wir Proletarier vor Angst«, begann der alte Vorarbeiter völlig korrekt, »heute hingegen ...«

An dieser Stelle notierte Pokornik etwas in seiner Liste, und der arme Alte, der seit Monaten vor der Entlassung und der Verbannung in ein Lager zitterte, konnte kein vernünftiges Wort mehr herausbringen. Immer wieder stotterte er erbärmlich: »Heute hingegen ... heute hingegen ... heute hingegen ...«

Das klang recht komisch, und eine gewisse Heiterkeit hing in der Luft. Sas konnte ein Schmunzeln nicht unterdrücken. Dieses verging ihm jedoch sehr plötzlich. Denn Pokornik hatte sich umgedreht und richtete mit beängstigend sicherem Instinkt eisige Blicke auf Sas' offenen Mund in der dritten Reihe. Nie zuvor hatte er ihn eines Blickes gewürdigt, doch jetzt sah er ihn ganze fünf Sekunden lang an, ohne auch nur einmal mit der Wimper zu zucken.

Danach notierte er etwas.



Sas' Herz schlug bis zum Halse. »Ein Leichtsinn sondergleichen, mein Gott«, warf er sich vor. »jetzt habe ich meine ganze Zukunft aufs Spiel gesetzt. Alle blicken diszipliniert, nur ich muß schmunzeln.« Kalte Schauer rieselten ihm über den Rücken, die Angst lähmte seine Glieder. Er dachte an seine im fünften Monat schwangere Frau. Vielleicht war es für eine Abtreibung noch nicht zu spät, man müßte sich erkundigen. »Sollte ich morgen entlassen werden«, überlegte er, »stehen mir drei Monatsgehälter zu, aber werde ich sie auch ausgezahlt bekommen?« Bei richtiger Planung konnte man davon vier bis fünf Monate leben. Und dann? Das Baby war das Unglück. Mein Gott, wozu hatte er es nur nötig gehabt, zu schmunzeln, wozu nur? Wenn einer aus vollem Herzen

lachen will so braucht er nur ins Staatskabarett zu gehen und die gelungenen Satiren auf Kosten der Imperialisten mit schallendem Lachen zu genießen — aber auf einem Parteiseminar schmunkeln?

»Lieber Gott, laß es ihn nicht gesehen haben, er hat es doch nicht gesehen, nicht wahr, lieber Gott?...«

Er hatte es gesehen. Pokornik hatte den Ausrutscher bemerkt und schicksalhafte Konsequenzen gezogen. Oder hatte der Referent seinen eisigen Blick nur zufällig auf ihm ruhen lassen? Wenn ja, so könnte er Kinder in die Welt setzen und noch eine Weile in Ruhe leben. Er würde niemals wieder schmunkeln. Was war denn überhaupt geschehen? Der rechte Mundwinkel — er konnte sich ganz genau erinnern, daß der linke Mundwinkel ortsfest geblieben war —, der rechte Mundwinkel hatte sich leicht gehoben, höchstens einen Zentimeter. Mit zitternden Händen verdeckte Sas seine Lippen, als würde er in den Zähnen stochern, und versuchte, mit den Fingerspitzen zu messen, um wie viele Zentimeter sich sein Mund gehoben haben konnte. Schließlich belief sich seine Schätzung auf weniger als einen Zentimeter. Das beruhigte ihn etwas. Eine solch kleine Lippenbewegung könnte auch ein nervöses Zucken sein.

Doch weshalb hatte Pokornik eine Eintragung vorgenommen? Sas machte sich nichts vor. Höchstwahrscheinlich stand da jetzt: »J. Sas verachtet die Werte des Arbeiterstandes. Klassenfeind. Parteiausschluß. Entlassung.« Oder vielleicht auch: »J. Sas. Kleinbürgerlicher Zynismus. Einfluß der Glashändlerkreise, Lager.« Ja, so ist es eben. Wer als letzter der Partei beigetreten war, mußte vorsichtiger sein. Seine Frau durfte nichts davon erfahren, sonst käme es womöglich zu einer Frühgeburt Sas faßte Mut und richtete seinen Blick auf den Referenten. Pokornik schaute gerade woanders hin und erläuterte mit fester Stimme, wie die Monopolkapitalisten in den Vereinigten Staaten ihre Vasallenstaaten mit gefälschtem Propagandamaterial überfluten, während die Sowjetunion sich in die internen Angelegenheiten der kleinen Völker nicht einmische und ihnen ihre Ideologie nicht aufzwingen. Sas beugte sich über sein Heft und begann, mit dem Bleistift darin herumzuschmieren, um Zeit zu gewinnen. Er mußte überlegen.

Eine Lösung zeichnete sich ab. Er würde Pokornik beweisen, daß das Anheben seines Mundwinkels kein provokatives Schmunzeln gewesen war, sondern einzig und allein eine schlechte Angewohnheit ohne jede politische Bedeutung. Ja, das war der richtige Weg. Oder? »Man könnte auch einen Brief an die Tante in Brasilien herausschmuggeln«, kam ihm ein Geistesblitz, »sie würde ein Visum vorbereiten. Es gibt Menschen, die einen gegen Geld über die Grenze schmuggeln. Man müßte die Wohnung verkaufen...«

Verlorene Liebesmüh. Das Kind war unterwegs.

Sas spürte deutlich, daß er sich jetzt keine Angst anmerken lassen durfte. Eine geschickt gespielte Selbstsicherheit könnte den Referenten in seiner Schmunzeltheorie wanken lassen. Da stellte Pokornik eine Frage an die Genossen: »Wer genießt einen ehrlicheren Lebensstandard, das amerikanische Volk oder jenes, das sein Schicksal in die eigenen Hände genommen hat?« Sas fiel sofort die richtige Antwort ein, und er hob seine Hand. Er meldete sich zu Wort, also hatte er keine Angst, also war er in Ordnung.

Der Referent betrachtete die Seminarteilnehmer, sein Bück streifte Sas' erhobene Hand, aber er selbst gab die richtige Antwort: Das amerikanische Volk lebt in elender Armut

Sas ließ seine Hand langsam sinken und wurde fast ohnmächtig. Ja, das war das sichere Ende. Denn er war der einzige gewesen, der sich zu Wort gemeldet hatte. Das konnte nur bedeuten, daß Pokornik ihn bereits von der Liste gestrichen hatte. »Ich werde Handelsvertreter«, beschloß Sas, »das ist noch möglich. Kämme, Knöpfe, Kurzwaren und ähnliches.« Es würde jemand für ihn eingestellt, der seine Mundwinkel besser beherrschen konnte. Möglicherweise ein Kurzwarenvertreter. So sind nun einmal die Naturgesetze. Nur ideologische Reife bringt funktionellen Aufstieg.

Sollte er nicht doch Onkel Sandor bitten, von der Kohlenzentrale aus Pokornik anzurufen und ihm zu erklären, daß sein Neffe keineswegs zum Schmunzeln neigte? Lieber nicht, Onkel Sandor würde keinen Finger krumm machen. Sas blickte heimlich auf die Uhr. Nur noch wenige Minuten bis Unterrechtsschluß. Er hatte längst aufgehört zuzuhören und rüstete

sich zum letztenmal für den Kampf, das Vertrauen der Partei zurückzugewinnen.

Gespannt wartete er, bis der Referent erneut in seine Richtung schaute, und als es soweit war, riß er den rechten Mundwinkel scharf nach oben, um zu zeigen, daß es sich bei ihm um einen echten, sogenannten Fazialkrampf handelte. Pokorniks Blick aber glitt über ihn hinweg, worüber sich Sas eigentlich freute. Der Referent hätte das Ganze als ein zweites, provokatives Schmunzeln auslegen können.

Bei der nächsten Gelegenheit hob er den Mundwinkel nicht mehr an, sondern verzog ihn lediglich um einen Zentimeter seitwärts, wodurch jedwede Ähnlichkeit mit einem Schmunzeln wegfiel. Jedesmal, wenn Pokornik nun in seine Richtung sah, zog Sas am rechten Winkel. Natürlich wäre es viel besser, wenn er Zeugen bringen könnte, daß er immer schon, bereits viele Jahre vor Seminarbeginn, an solchen Lippenkrämpfen gelitten hatte. Doch wer würde sich schon dieser Gefahr aussetzen, da man doch Tag für Tag Agenten des Imperialismus entlarvte, die sich in die Reihen der Partei eingeschlichen hatten? Sas musterte seine Kollegen. Müde Gestalten mit versteinertem Gesichtsausdruck, die weder nach rechts noch links, vielleicht nicht einmal mehr geradeaus blickten. Ihren Augen fehlte jeder Glanz. Sie ähnelten gefangenen Tieren. Seitdem man sich gegenseitig Genosse nannte, gab es keine freundschaftlichen Gespräche mehr.

Das Referat näherte sich seinem Ende. Pokornik zog ein vervielfältigtes Rundschreiben hervor, der Sieg sei gesichert, weil das Friedenslager allmächtig und der Führer der progressiven Völker Genosse Stalin sei.



Die Teilnehmer wußten bereits, daß jedes Referat auf »Stalin« endete. Sie erhoben sich schwerfällig, weckten die schnarchenden Arbeiter in den letzten Reihen und verließen den Saal zu den Klängen der »Internationalen«. Sas drängte sich zu Pokornik und richtete seinen flehenden Blick auf ihn. Dann brüllte er aus Leibeskräften und mit seitwärts gezogenem Mundwinkel:

»Wacht auf, Verdammte dieser Erde, die stets man noch zum Hungern zwingt...«



Um allen Mißverständnissen vorzubeugen: Diese Geschichte ist keine Autobiographie, sondern lediglich eine wahrheitsgetreue Reportage. Das kommunistische Regime hat mich schließlich nicht weniger verwöhnt als jeden anderen Schriftsteller, Künstler oder Journalisten, der für die Sache brauchbar schien. Die Chefredaktion stattete uns sogar mit einem Ausweis aus, auf dem ein schöner roter Stern prangte. Mit diesem Schlüsseldokument konnten wir kostenlos die öffentlichen Verkehrsmittel benutzen, und passierten — welch ein Luxus! — heil alle Polizeisperren. Selbst von den Steuern waren wir befreit und unsere Wohnungen durften wir ganz allein bewohnen.

Was kann ein Mensch noch mehr verlangen?

Der Verfasser dieser Zeilen galt denn auch als »vielversprechende literarische Hoffnung«. Dies ging so weit, daß der damalige Bildungsminister mich höchstpersönlich mit dem Verfassen eines pädagogischen Musicals beauftragte, das »die führende Rolle des industriellen Proletariats« widerspiegeln sollte. So seine Worte. Wohlerzogen antwortete ich dem allmächtigen Potentaten:

»Eine großartige Idee, Genosse Minister. Für das Vertrauen, das Sie in mich setzen, bin ich Ihnen zu tiefstem Dank verpflichtet.«

In solch bewegenden Momenten regte sich in der Tiefe meines Herzens zum ersten Mal der Verdacht, daß ich früher oder später wohl doch von hier weg mußte.

Nicht selten blickte ich im täglichen Arbeitseinerlei staunend umher und fragte mich, ob ich mich im Kindergarten der Tante

Weiß oder in der Klapsmühle von Onkel Orwell befände. Meine ehemaligen Schulfreunde, eigendlich alles ganz normale Erwachsene aus bester Familie, erklärten mir mit fester Stimme **und** ohne mit der Wimper zu zucken: »Durch Produktionssteigerung unserer Volkswirtschaft werden wir den schmähhlichen **Rest** des kolonialen Imperialismus bezwingen«, oder dergleichen. Meine Antwort lautete stets: »Unbedingt!« Gleichzeitig aber nahm ich mir vor, diesen Freunden möglichst aus dem Weg zu gehen. Wer weiß, ob sie die Sache mit dem imperialistischen Kolonialismus nicht doch ernst meinten. Eines aber war ganz sicher: Je mehr sich die kommunistische Partei mit großzügiger Unterstützung der sowjetischen Besatzung in fast **allen** Bereichen des täglichen Lebens ausbreitete, um so mehr Menschen bemühten sich von ganzem Herzen, an die Gerechtigkeit der Sache zu glauben. Sie ließen sich nicht von der Realität beeinflussen. Sie glaubten nicht an das, was sie sahen, sondern ausschließlich an das, was sie mit eigenen Augen in den Büchern lasen. Und dies, obwohl die materialistische Dialektik oder an geraden Tagen der dialektische Materialismus für uns alle derart unverständlich war, daß Joseph Beuys' Kunstgeschwätz im Vergleich dazu das kleine Einmaleins ist.

Der Mensch ist fähig zu eigener Meinung. Die Menschen anscheinend nicht.

Zum Thema Glauben las ich übrigens vor kurzem irgendwo eine interessante Geschichte. Sie trug sich in England zu, vor vielen Jahren, als sich dort die Katholiken und die Protestanten noch gegenseitig die Köpfe einschlugen. Diese Beschäftigung war damals für nervöse Menschen eine der wenigen Möglichkeiten, die Ruhe wiederzufinden. So ging eines schönen Tages ein gläubiger Protestant friedlich spazieren, als ihm plötzlich eine Gruppe von unternehmungslustigen Rowdies entgegentrat. Einer von ihnen, mit einem Knüppel in der Hand, pöbelte ihn an:

»He, du da! Bist du katholisch oder protestantisch? Woran glaubst du?«

Damals trug man noch keine Parteiabzeichen und so wußte unser Protestant nicht, wer sein Gegenüber war. Er antwortete höflich:

»Ich, meine Herren, ich glaube an genau dasselbe wie der nette Herr mit dem Knüppel.«

O ja, der Knüppel verfehlte von jeher seine Wirkung nicht. Nehmen wir zum Beispiel die Demokratie, an welche die meisten Menschen glauben, die jedoch zögert, sich mit Gewalt zu verteidigen, und stellen sie einem Regime gegenüber, das nur von einer kleinen Minderheit getragen wird, die jedoch den großen Knüppel schwingt...

So wurde ich mit wachsender Panik Zeuge, wie das allen verhaßte Regime auch außerhalb des neuen sowjetischen Imperiums siegreich vorwärts marschierte. Dieser unaufhaltsame Prozeß begann 1946 mit der Kapitulation der Franzosen in Dien Bien Phu und endete auch nicht, als das China von Tschiang Kai-schek auf dem dichtbevölkerten Friedhof der Verbündeten der USA begraben wurde. Bei den Wahlen in Frankreich und Italien konnte die kommunistische Partei erschreckende Erfolge erzielen, in den Vereinigten Staaten verschaffte der unsympathische Kommunistenjäger Senator McCarthy den Russen große Sympathien, während in Kuba Fidel bereits auf den Startschuß wartete ...

Und schließlich hatte Stalin die Atombombe.

An dieser Stelle warf der Westen das Handtuch. Nun ging es nicht mehr um einen Knüppel, hier handelte es sich schon um eine Keule. Die freie Welt kam aus dem Stottern nicht mehr heraus. Sie saß am Verhandlungstisch eindeutig auf der Seite der Verlierer.



Wir in Ungarn standen glücklicherweise auf der Seite der Gewinner, auch wenn dieses Bündnis gelegentlich lebensgefährlich war.

Ich zum Beispiel war einmal dem dialektischen Abgrund erschreckend nahe. Es gehörte damals zu meinen wichtigsten Redaktionsaufgaben, die Zeichnungen auf der Titelseite mit spritzigen Überschriften zu versehen. An jenem verhängnisvollen Tag hatte ich über die Karikatur zu einem orientalischen Thema die überaus komische dreispaltige Überschrift gesetzt: »Puffti, hier ist der Mufti.«

Was aber tut mein reaktionäres Unterego?

Gerade als wir die erste Seite in die Druckerei geben wollten, traf aus der Parteizentrale ein Eilkurier mit der aufregenden Nachricht ein, in wenigen Tagen käme Marschall Tito, einer der bedeutendsten Kommunisten des Jahrhunderts, nach Budapest. Die Genossen wurden gebeten, den hohen Gast gebührend zu begrüßen.

Es war schon spät, und die Wochenzeitschrift mußte am nächsten Morgen erscheinen. Ich fischte also ein großes Foto des erlauchten jugoslawischen Gastes aus dem Archiv, klebte es auf die erste Seite und setzte darüber: »Willkommen, Marschall Tito!«

Dann ging ich nach Hause.

Am nächsten Morgen fand ich die gesamte Redaktion in paralysiertem Zustand vor, unfähig sogar, den obligatorischen Morgenpsalm auf Stalin anzustimmen. In der Hand des verdienten Redakteur-Kommissars zitterte die Ausgabe der Zeitschrift, die sich schon im Straßenverkauf befand. Wie man leicht erraten wird, zierte meine herzliche Begrüßung das edle Antlitz von Marschall Tito, aber unter seinem Bild prangte drei Spalten breit... Puffti... hier ist...

Die vordringlichste Frage war nun, ob ich allein oder die gesamte Redaktion die schrecklichen Folgen zu tragen hätte. Ich war soweit, mein Testament aufzusetzen, aber ich hatte nichts zu hinterlassen. Zu meinem unbeschreiblichen Glück war mein Chefredakteur ein Busenfreund von Mätyäs Rákosi aus der schönen alten Moskauer Zeit. Auf das schlimmste gefaßt, eilte er in die Höhle des Löwen und kehrte erst am späten Nachmittag völlig aufgelöst zurück. Er ließ sich in seinen Stuhl fallen und flüsterte:

»Alles in Ordnung, mein Sohn. Mätyäs hat die Geheimpolizei zurückgepiffen...«

Ich wurde zum zweiten Mal geboren.

Was Marschall Tito betrifft, so bot er Stalin einige Monate später unverschämterweise die Stirn, indem er der Roten Armee das Überschreiten der jugoslawischen Grenze verweigerte. Für seine Ketzerei wurde er auf der Stelle durch Verbannung aus dem glücklichen Kreis der marxistischen Gemeinde bestraft.

Fünf Minuten später traf damals ein Eilkurier in unserer Redaktion ein. Er brachte die revidierten Anweisungen der Parteizentrale: Der Name des balkanischen Kakerlaken müsse von nun an mit der Bezeichnung »Der blutrünstige Schlächter von Zagreb« oder kurz »Die stinkende Ratte« versehen werden.

Puffti, es war doch der Mufti!

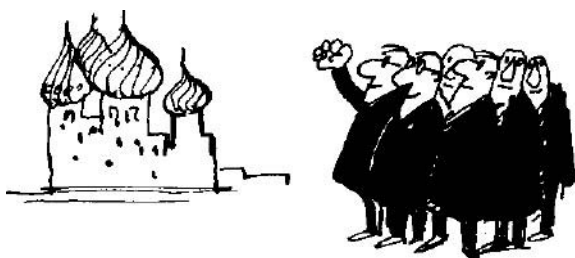
In der Redaktion begann man meine prophetische Gabe zu schätzen und mein Renommee stieg enorm.

Damals wurde uns auch eine besondere Ehre zuteil: Die linientreue satirische Wochenzeitschrift der Sowjetunion »Das Krokodil« lud alle Redaktionsangehörigen zum Jahreswechsel nach Moskau ein.

Eigentlich war diese Einladung als Bestechung zu verstehen, denn gleichzeitig forderte man uns nachdrücklich auf, unsere Budapester Zeitschrift »Ludas Matyi« ab sofort nicht mehr fünffarbig zu drucken, wo doch das Moskauer »Krokodil« nur in vier Farben erschien ...

Wir fügten uns dem Befehl. Als Vergeltung für die unkollegiale Einmischung beschlossen wir, uns elegant, aber schrecklich zu rächen. Ich wählte persönlich jede Woche die schlechtesten Witze aus dem »Krokodil« und veröffentlichte sie an einem auffälligen Ehrenplatz in unserer Zeitschrift. Gelegentlich traf mich zwar der skeptische Blick unseres altgedienten Kommissars, der sich nicht einmal im Traum vorstellen konnte, daß eine führende sowjetische Zeitschrift nicht nur die besten Witze veröffentlicht...

Zum Jahresende fuhr die gesamte Redaktion nach Moskau. Ohne mich.



Eigentlich war es gar nichts Besonderes, nach Moskau zu pilgern, denn aus allen Ecken und Enden rückten inzwischen Scharen progressiver Delegationen an die Wiege des Sozialismus.

Die Werkstrategie des Friedenslagers war einfach und praktisch: Man nehme aus dem Westen Revolutionäre ohne Revolution, Stalinisten ohne Stalin, einige progressive Professoren, füge frustrierte Weiber hinzu und mische sie mit ein paar linksorientierten Journalisten durch. Dann schicke man dieser exklusiven Gesellschaft eine offizielle Einladung folgenden Wortlauts:

»Der oberste sowjetische Ausschuß für den Weltfrieden in Zusammenarbeit mit dem staatlichen Zirkus in Moskau freut sich. Sie zu einer Rundreise durch die Sowjetunion einzuladen, um das Image des kommunistischen Regimes im Westen aufzubauen, die geistige Elite der freien Welt irrezuführen und die Amerikaner zu ärgern. Dunkler Anzug und offener Kragen erwünscht.«

Die beglückten Delegationsmitglieder lasen die verborgenen Andeutungen zwischen den Zeilen und packten ihre Zahnbürste und ihren dunkelsten Anzug ein. Im Innersten aber dachten sie: »Die Genossen im Kreml glauben wohl, man könne uns mit einem lausigen Visum kaufen. Aber wenn wir einmal da sind, werden wir denen schon Bescheid geben.« Und tatsächlich, schon nach der ersten Begegnung mit den niedrigsten Rängen der Moskauer Elite und nach einer unvergeßlichen Stadtrundfahrt durch Leningrad standen die Delegationsmitglieder auf und riefen den gequälten Völkern Rußlands zu, was sich in ihrer Seele im Laufe der Jahre aufgestaut hat:

»Es lebe das siegreiche Friedenslager!«

»Es lebe der ewige Bund zwischen dem Industrieproletariat und der progressiven Intelligenz!«

»Hand in Hand folgen wir dem großen Stalin!«

Ja, was den westlichen Delegierten auf dem Herzen liegt, tragen sie mit proletarischer Offenheit auch auf der Zunge. Zwar könnte man eventuell die zwanzig Millionen Zwangsarbeiter in Stalins Gulag und die fünf Millionen verhungerten Bauern erwähnen, aber derlei Delikates bespricht man lieber mit den Zirkusordnern unter vier Augen. Und die Delegierten

singen mit feuchten Augen die »Internationale« auf den wohl-organisierten Massenkundgebungen.

Sie sind jeden Rubel wert, den die Veranstalter in sie investiert haben. Nach ihrer Rückkehr sieht es dann ein wenig anders aus:

»liebe Freunde«, berichten sie mit gequältem Lächeln, »hätten wir die heiklen Gulagfragen in der Öffentlichkeit erörtert, hätte man uns sofort nach Hause geschickt...«

Da haben sie natürlich vollkommen recht, denn ohne Rundreise kann man zu Hause nichts über die Rundreise erzählen. Und so reist eine westliche Delegation nach der anderen ins vorbildliche Friedenslager, wo man alles anschauen kann, außer all dem, was man ihnen nicht zeigt.



Während sich meine Redaktionskollegen im Prunksaal des Kreml dem Kulturkommissar, Genosse Zdanow, zu Füßen warfen, setzte ich mich kurzerhand ins imperialistische Lager ab.

Mit meiner ersten Frau flüchtete ich 1949 in ihre Heimatstadt Wien. Ich hatte keine andere Wahl. Ich fühlte genau, wie ich im Laufe der Jahre zum Handlanger eines Regimes wurde, das ich aus tiefstem Herzen verabscheute.

Mein Chefredakteur hatte mich kurz zuvor noch beiseite genommen und mir zugeflüstert, ich sollte so schnell wie irgend möglich der Partei beitreten. Als ein Schüler Moskaus wußte er von den bevorstehenden Schauprozessen und wollte mich vor einer finsternen Zukunft bewahren. Ich glaube, er mochte mich. Und auch ich mochte ihn sehr.

Bei unserer Flucht hatten wir einen ganzen Schwärm Schmetterlinge im Bauch.

Ich muß sicherlich nicht die Gefühle eines Menschen beschreiben, der seine Heimat verläßt oder die eines Schriftstellers, der auf seine Muttersprache verzichtet. Nur der Kommunismus kann ihn dazu bringen, alles zurückzulassen und nur mit den Kleidern am Leib zu flüchten an einen Ort, wo man nicht mehr von früh bis spät lügen muß.

Mein Name als Schriftsteller hatte unsere Flucht ermöglicht. Als Liebling der ungarischen Führungsspitze kam ich in den Genuß beispielloser Gunstbeweise: Man erlaubte meiner Frau und mir, gemeinsam zu verreisen. Natürlich nicht in den Westen, aber zur internationalen Messe nach Prag. Das reichte uns, den großen Sprung zu wagen.

Auf dem Weg nach Prag stiegen wir in Bratislava aus dem Zug und flüchteten uns in die jüdische Gemeinde. Mein arisches Aussehen machte die Rabbiner mißtrauisch. Sie drückten mir ein hebräisches Gebetbuch in die Hand und forderten mich auf zu beten. Kurz darauf warfen sie mich fast wieder hinaus, denn ich hatte das Gebetbuch verkehrt herum gehalten. Noch konnte ich keine hebräischen Buchstaben entziffern.

Im Keller der Gemeinde verbrachten wir eine Nacht, die ich nur meinen ärgsten Feinden wünsche. Am nächsten Morgen wurden wir in aller Herrgottsfrühe von drei jungen Abgesandten des neugeborenen jüdischen Staates geweckt. Schweigend und in höchster Eile wurden wir zum Bahnhof gebracht und dort in einem Viehwagen unter einem Strohhaufen versteckt. Der Waggon wurde verriegelt und erst wieder nach einer endlos wirkenden Fahrt geöffnet:

»Shalom!« sagte jemand. »Sie befinden sich auf freiem Boden,«

Wir brachen in Tränen aus. Ich kniete nieder und küßte den schmutzigen Asphalt des Wiener Westbahnhofs.

Seit jenem Augenblick fühle ich mich als Mensch.

Noch im Bahnhofsrestaurant verfaßte ich an einem Marmortischchen so etwas wie ein kleines Gedicht:

»Gesegnet,  
der ich nur der Freiheit  
und nicht der verfluchten Tyrannei  
verpflichtet bin.  
Gesegnet,  
der ich darf  
glauben,  
sagen,  
schreiben,  
was auch immer ich will.

Über mir nicht mehr das Schwert  
des Henkers,  
der Menschenverächter,  
der Mörder der Wahrheit.  
Gesegnet,  
Der Du mich führtest  
aus dem Jammertal des Denkens,  
aus dem Friedhof des Schönen,  
aus der Hölle des Künstlers.  
Ein freier Mensch bin ich,  
auf dem Weg nach Haus.  
Gesegnet,  
gesegnet,  
gesegnet.«

»Ein Mensch auf dem Weg nach Haus«, war allerdings noch etwas voreilig gedichtet.

Wir hätten zwar nach Amerika zu unseren wohlhabenden Verwandten auswandern können, aber wir entschlossen uns für die Wüste. In meinem Inneren schwelte ein stiller Zorn, der zu den Schornsteinen von Auschwitz zurückreichte.

In meiner Jugend war ich ein stolzer Ungar. Dann überzeugten mich die Ungarn davon, daß ich ein Jude wäre.

Na gut, sagte ich mir, wenn es alle sagen, dann ziehen wir eben nach Hause ins Land der Juden.

In jenem Jahr standen fast eine Million Einwanderer für Israel auf der Warteliste. Nicht einmal ein Floß zum Überqueren des Mittelmeers war zur Verfügung. Meine Frau und ich wohnten bei den Schwiegereltern und warteten und warteten. Die erste Freude verflog, an ihre Stelle schlichen sich Zweifel. Ein neues Land, ein anderes Volk und eine Sprache, die in der Gegenrichtung geschrieben wird ...

Eine Todesanzeige im offiziellen Presseorgan der kommunistischen Partei Ungarns vertrieb schlagartig alle Zweifel aus meinem Herzen:

»Der elende Dissident Kishont Ferenc hat die Erbauer des Sozialismus in seinem Lande verraten und ist in die korrupte kapitalistische Welt geflohen. Ihn begleiten Verachtung und

Haß des freien ungarischen Volkes, der Bauern, der Arbeiter und der progressiven Intelligenz.«

Zwar stand die Meldung in einem schwarzen Trauerrahmen, der die Ungeheuerlichkeit meines Verrats unterstreichen sollte, in mir aber löste sie Heiterkeit aus. Ich griff zur Feder und verfaßte sogleich eine Geschichte über das freie ungarische Volk, dessen Verachtung und Haß mich angeblich überallhin begleiten sollte.

Das war das letzte Werk, das ich in meiner Muttersprache schrieb. Und es ist auch die letzte lange Kurzgeschichte in diesem Buch. Wer jedoch tief Luft holt und sich nicht von der Seitenzahl abschrecken läßt, wird vielleicht besser verstehen, warum ich bis zum heutigen Tag allmorgendlich dem Allmächtigen mit den Worten des alten biblischen Gebetes danke:

»Lob Dir, Herr der Welt, daß Du uns aus dem Land der Sklaverei herausgeführt hast!«

## DER STREIK

Das Ergebnis einer mühevollen und jahrelangen Parteiarbeit war, daß Istvan Drahos, der Maschinenmeister, zum 10er Vertrauensmann der Dritten Setzerhalle gewählt wurde. Über den Parteibeschuß wurde er am dienstäglichen Parteitag verständigt. Drahos dankte ein wenig benommen für die Auszeichnung.

»Ich bin kein Redner«, sagte er, nach Worten ringend, »aber ich verspreche hier, daß ich als geborener Proletarier für die kämpfende Einheit der Werktätigen, von nun an sowie in der Vergangenheit, dafür sind Zeugen da .. .«

Hier stockte er, aber dann wandte er sich plötzlich mit großer Geste an seine Genossen von der Setzerhalle, schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie:

»Burschen, dies bedeutet für euch ein größeres Stück Brot...!«

Nach diesem Ausbruch setzte er sich rasch nieder. Der Parteisekretär schüttelte ihm die Hand. Rauschender Beifall beendete die eindrucksvolle Szene.

Später dachte Drahos darüber nach, was er eigentlich gesagt

hatte, und da kam ihm der Verdacht, daß das »größere Stück Brot« vielleicht etwas übertrieben gewesen sei. Der loer Vertrauensmann hatte ja keinerlei Einfluß auf die Bezahlung der Genossen, für die er jetzt einzustehen hatte. Seine Aufgabe war die parteigemäße Orientierung der Kameraden, die Kontrolle ihrer Teilnahme an Kundgebungen, das monatliche Einkassieren der Gebühren für Parteizeitungen und Seminarhefte. Drahos blickte sich vorsichtig um, ob sich nicht einer der Kollegen über seine Ansprache lustig mache, aber alle waren wie immer. Es war für sie nichts Neues, daß ungeübte Redner ihre Reden mit politisch zwar richtigen, sonst aber manchmal unverständlichen Aussprüchen würzten. Bei Drahos kam noch seine Trinkfreudigkeit dazu. Nach dem Frühstück und dem Mittagessen nahm Drahos, wie manch einer seiner Druckereikollegen, jeweils ein bis zwei Gläschen Schnaps zu sich. Dennoch konnte niemand behaupten, daß der Maschinenmeister jemals getorkelt wäre. Drahos vertrug viel Alkohol, da er großgewachsen und kräftig war, manchmal glänzten nur seine Augen ein wenig oder er redete mehr als sonst.

Ein einziges Mal hatte ihm der Alkohol Unannehmlichkeiten bereitet. Das war kurz nach dem Umsturz gewesen, als er sich in der kleinen Werkskantine betrank und anschließend aus voller Kehle brüllte: »I bin russki Soldat, bei uns ist Kultura, dawai, her mit die Uhra!« Damals hätte ihn beinahe die Polizei abgeführt, wovor ihn nur seine Frau bewahrte. Sie schwor, daß Drahos als echter proletarischer Arbeiter die Befreiung durch die Sowjetsoldaten herbeigesehnt habe. Dies entsprach nicht ganz der Wahrheit, denn immerhin hatte die Familie Drahos bisweilen rechten Ärger mit der Roten Armee gehabt.

Als der erste Sowjetsoldat ihr Haus betrat, versteckte sich Drahos vor Angst. Als der betrunkene Rotarmist ihn fand, brüllte er: »Spion!« und zog seinen Revolver, um ihn zu erschießen.

In letzter Minute gelang es Drahos, dem Soldaten für drei Kilo Speck den Revolver abzukaufen. Der Rotarmist torkelte mit dem Speck unter dem Arm davon, kehrte aber am Vormittag darauf nüchtern zurück, gefolgt von zwei Kameraden. Sie durchsuchten wortlos die Wohnung. Frau Drahos, die aus der

Slowakei stammte, versuchte ihnen in gebrochenem Slawisch verzweifelt begreiflich zu machen, daß ihr Gatte: »Robotny«, Arbeiter, sei. Da zeigte einer der Russen, wohl der Befehlshaber, wortlos auf die an der Wand hängenden Bilder und bemerkte verächtlich:

»Burschuj« Bourgeois.

Glücklicherweise verirrte sich in diesem Augenblick ein russischer Militärpolizist in die Gegend und schickte die Soldaten ins Quartier zurück. Dann nahm er den alten Wecker der Drahos' an sich, zog ihn vor der Tür auf, hielt ihn eine Weile an sein Ohr und warf ihn im Fortgehen über das Dach des benachbarten Schulgebäudes.

Einer der Soldaten aber kam einige Tage später allein, ganz ohne Begleitung, wieder, legte, mit einem freundlichen Lächeln, ein Kistchen »Franzbranntwein«, das er wahrscheinlich in der benachbarten Drogerie hatte mitgehen lassen, auf den Tisch, küßte Frau Drahos auf den Mund und ging ohne ein weiteres Wort davon.



Mit den Russen hatte Drahos also schlechte Erfahrungen gemacht, um so dankbarer mußte er sein, daß er bei der Partei gut angesehen war. Er hatte es aber auch geschickt eingefädelt.

Gleich am ersten Tag, als er seine Arbeit als Maschinenmeister wieder aufgenommen hatte, beantragte er seine Mitgliedschaft in der Partei. Der kommunistische Parteiausweis würde ihn schützen, falls die Russen ihn wieder einmal kontrollieren sollten. Später stellte sich heraus, daß der Parteiausweis den Russen völlig gleichgültig, aber in der Druckerei um so nützlicher war. Drahos wurde sofort eine Stufe höher gestellt als vorher, über seine Vergangenheit wurde kein Wort verloren und bald schickte man ihn in die Parteischule, damit er gescheiter würde. Zwar verstand Drahos nicht ganz, was man ihm in der Parteischule beibrachte, instinktiv erfaßte er aber, daß dies jetzt eine andere Welt war, eine Welt, in der andere regierten, als die, die zuvor die Herren gewesen waren.

Einmal erklärte ihm der Vortragende, daß von nun an die

Arbeiterklasse im Verbund mit der Bauernschaft die Macht ausüben werde. Drahos tat sehr verständig, in Wirklichkeit wußte er nicht so genau, was Verbund mit der Bauernschaft bedeute und warum er deshalb die Macht ausüben werde. Mühelos aber hatte der Maschinenmeister die Theorie der kapitalistischen Ausbeutung begriffen und verabscheute die Eigentümer zutiefst, die zu dieser Zeit noch Einfluß in der Fabrik hatten. Mit diesen »Herren Generaldirektoren« hatte Drahos nie viel zu tun gehabt, höchstens hatte er sie seinerzeit untätigst begrüßt, ohne jemals wiedergebügelt zu werden.

Einmal, es war vielleicht zehn Jahre her, hatte es nach der überraschenden Entlassung von fünf Kollegen einen Streik in der Druckerei gegeben. Drahos war damals Mitglied der Arbeiterkommission gewesen, die den Streik organisierte und den Chef aufsuchte. Der feiste Generaldirektor wollte nichts davon hören, die fünf Entlassenen wieder einzustellen, und schmiß die Delegation hinaus. Aber die Gewerkschaft war hart geblieben und die Druckereimaschinen standen eine ganze Woche lang still. Zwar wurden die Entlassungen rückgängig gemacht, dennoch blieb in Drahos der Ekel vor den ausbeuterischen, herzlosen Kapitalisten.

Durch seine Ausbildung in der Parteischule konnte er die Gründe für seinen Verdacht jetzt besser analysieren. Es wurde ihm klar, daß der Kapitalist nur am Profit interessiert ist und der werktätige Arbeiter für ihn nur eine zum Auspressen bereitete Zitrone, die man nach Gebrauch wegwirft. Darum muß das Volk sein Schicksal in die eigenen Hände nehmen, um der Ausbeutung von Menschen durch Menschen ein Ende zu bereiten und um die Produktionsgüter in Gemeinschaftseigentum umzufunktionieren. Der Kapitalismus erzeugt so seine eigenen Totengräber, die werktätigen Arbeiter. Mit Freude erkannte Drahos, daß auch er ein Totengräber der verfluchten Gesellschaftsordnung war.

Bald darauf wurde die Druckerei verstaatlicht und für die Belegschaft war das große grüne Auto des Generaldirektors, an dem sie jeden Abend vorbeigegangen waren, kein Dorn mehr im Auge, weil der Vorsitzende des Betriebsrates, der den Wagen übernommen hatte, sich immer schon am Nachmittag nach Hause fahren ließ. In diesen Monaten wurde Drahos

zum überzeugten Kommunisten, mitgerissen vom leidenschaftlichen Wiederaufbau- und Mehrproduktionswillen seiner Partei. Die Russen hatte er inzwischen auch lieben gelernt. Sie hatten einmal die Werkarbeiter zur Darbietung einer grusinischen Tanzgruppe eingeladen und Drahos hatte in seinem Leben zuvor nichts so Schönes gesehen.

Die Partei klärte ihn auch darüber auf, daß man die riesige sozialistische Weltmacht nicht nach dem Verhalten einer Handvoll, noch dazu betrunkenen, russischer Soldaten beurteilen kann. Das akzeptierte der Maschinenmeister auch deswegen, weil die Sowjetsoldaten inzwischen seinen Wohnbezirk verlassen hatten.

Es gab einen einzigen Wermutstropfen in diesem Freudenbecher und das war seine Gattin. Frau Drahos dachte, im Gegensatz zu ihrem Mann, religiös und benutzte jede Gelegenheit, die gottlosen Kommunisten zu beschimpfen. Trotz ihrer frommen Gesinnung hatte sie aber manchmal materialistische Anwendungen, denn jedesmal, wenn der Maschinenmeister zu seinem Parteitag ging, erinnerte sie ihn an sein lächerliches Gehalt. »Bring doch lieber Geld nach Hause anstatt Kommunismus«, pflegte sie zu sagen und Drahos ärgerte sich darüber besonders, weil sein Gehalt tatsächlich geringer war als je zuvor.

»Was ich habe, werde ich versaufen«, antwortete er dann zu meist und warf die Tür hinter sich ins Schloß.

In der Druckerei wurde allmählich bekannt, daß nun aus Drahos ein überzeugter Kommunist geworden war. Dies zeigte sich auch daran, daß seine Kollegen nicht mehr schulterklopfend an ihm vorbeigingen, so wie in den alten Zeiten: »He, Drahos, Alter, wie geht's, wie steht's«, sondern schon von weitem den Finger an den Hut legten wie moderne, selbstbewußte Arbeiter: »Freiheit, Genosse Maschinenmeister.«

Drahos war stolz auf seine neue Würde, auch deswegen, weil er seinen Einfluß in der Partei niemals gegen einen Kollegen benützt hatte. Einmal nur hatte er sich verpflichtet gefühlt, eine Packereiarbeiterin im Parteisekretariat anzuzeigen, weil sie sich vor der freiwilligen Protestaktion gegen die Hinrichtung durch elektrischen Stuhl in den USA gedrückt hatte, und er hatte den Ausschluß eines Setzers aus der Partei verlangt, der die Volkspolizei böse verleumdet hatte. In beiden Fällen wurde

seine Stimme gehört und die Betroffenen ihrer Posten enthoben. Drahos hatte damals zufrieden festgestellt, daß ideologisches Wissen tatsächlich Macht bedeutet, genau wie Genosse Lenin es prophezeit hatte. Und so wurde der Maschinenmeister Drahos nach und nach zur grauen Eminenz der Parteitage, da er stets bereit war, im Namen der Werktätigen das Wort zu ergreifen. Bei solchen Gelegenheiten erhob sich Drahos dann bedächtig, blickte um sich und sprach:

»Genossen, ich bin nur ein einfacher Arbeiter und der Worte nicht mächtig wie andere, aber das, was der Genosse eben gesagt hat, unterstreiche ich Wort für Wort und jetzt laßt uns einander das Versprechen erneuern, daß wir weder Klassenverräter noch Plutokraten werden wollen ...!« Danach verwirrten sich seine Sätze immer mehr, aber wenn er sich setzte, wurde heftig geklatscht.

Bei Aufmärschen trug Drahos das Transparent mit der Aufschrift: »Die Fabrik ist unser! Wir arbeiten für uns«, die begehrteste und angesehenste unter den Tafeln. Auch pflegte er den Hilfsarbeitern, wenn sie gerade zentnerschwere Papierballen an ihm vorbeierollten, aufmunternd zuzurufen: »Bewegung Genossen, habt teil am gemeinsamen Arbeitskampf«, worauf sie erwiderten: »Wir rollen die Ballen aus vollem Herzen, Genosse, denn wir rollen sie für uns!« Drahos bückte ihnen dann mit gerunzelter Stirn nach und hatte ein etwas unbehagliches Gefühl, wenn er auch nicht genau wußte, warum.



Seine Ernennung zum 10er Vertrauensmann wurde übrigens durch einen Zufall begünstigt. Ein Reporter der großen kommunistischen Zeitung hatte die Druckerei besucht, im Ankleideraum zufällig den Maschinenmeister angesprochen und ihn nach seinem Namen gefragt. Drahos stand in Unterhosen da und buchstabierte dem elegant gekleideten jungen Mann verlegen seinen Namen. »Was ist Ihre Funktion in der Druckerei?« war die nächste Frage. »Ich bin Maschinenmeister, ich bin schon seit der Befreiung Parteimitglied. Ich bin sicher, daß die

Partei...« Weiter kam er nicht, denn der Zeitungsreporter schaute über ihn hinweg und ging weiter.

In der Morgenausgabe stand dann ein farbiger Bericht über die Druckerei, und dem Maschinenmeister wurde folgender langer Abschnitt gewidmet:

»... ein kräftig gebauter Arbeiter steht neben der riesigen, rauschenden Offsetmaschine. Er dirigiert die ihm anvertraute Maschine mit ruhigen, selbstbewußten Bewegungen. Liebevoll streicht er über den Eisenkoloß. Er achtet auf jede Schraube, auf jede Kleinigkeit, jeden Tropfen ÖL Ihm ist bewußt, daß diese Maschine dem Volk gehört. Und er ist ein Sohn des Volkes, Istvan Drahos, ein Proletarier, der die Leitung seines Schicksals in seine eigenen Hände genommen hat. Ein Kommunist.

>Ich sende den Gruß der Arbeiter dieser Druckerei an die weltberühmten sowjetischen Druckereigenossen, sagt er und blickt mir fest in die Augen. >In den Soldaten der ruhmreichen Sowjetarmee, die uns befreiten, begegneten wir den neuen Menschen der neuen Welt. Schreiben Sie, Genosse, daß auch wir Sowjetmenschen werden wollen, ihrer würdig .. .<

Das sollst du auch werden, Genosse. So wie ich deine kräftigen Arme, deine sonnengebräunte Brust, die in der Overallöffnung zu sehen ist, und deinen offenen Blick deute, weiß ich, daß du dieses Ziel erreichen wirst. Der Weg dahin ist steinig, aber den Anfang hast du gemacht. Halte die siegreiche rote Fahne der Partei weiter hoch.«

Nach Erscheinen dieses Artikels festigte sich Drahos' Position in der Druckerei enorm. Mit ihm im Gespräch gesehen zu werden, war für jedermann ein Gewinn. Nur Frau Drahos fragte ihren Gatten mit ihrem üblichen ironischen Lächeln, ob er das tatsächlich gesagt habe. Drahos murmelte undeutlich, daß man sich schließlich nicht immer an jedes seiner Worte erinnern könne. Darauf entspann sich aber ein Ehekrach, weil Frau Drahos wieder einmal darauf beharrte, daß das Gehalt ihres Gatten nur zum Mittagessen reiche und nicht einmal mehr zum Abendbrot. Daß sie dies auch beweisen konnte, ärgerte Drahos am meisten. Schließlich berief sich Drahos auf die kommunistische Opferbereitschaft. »Du bist kein so bedeutender Kommunist, wie du meinst«, entgegnete sie, »erst wenn

du Auto und Villa wie die richtigen Kommunisten hast, dann sollen sie dir mit ihrer läppischen Opferbereitschaft kommen! Blödmann! Du siehst nicht weiter als bis zu deiner eigenen Nase!«



Zwei Tage später wurde Drahos zum 10er Vertrauensmann gewählt. In Wirklichkeit war es keine besonders hervorragende Berufung, aber sie war politisch motiviert und stärkte das Selbstbewußtsein des Maschinenmeisters. Er ließ künftig keine Gelegenheit aus, von seiner Ernennung zu sprechen.

Seine Aufgaben erledigte er übrigens gewissenhaft. Für die zehn Genossen der Dritten Setzerhalle, die er nun politisch zu leiten hatte, wurde er wie ein leiblicher Vater, er setzte ihnen Richtung und Ziel. Natürlich gehörte dazu, daß die alten freundschaftlichen Beziehungen auch in neuem Ton geführt wurden. Er handhabte dies aber gerecht, so wie es die Bolschewiken in dem populären Heft mit dem Titel »Die Führungsmänner der Sowj.-bolsch. Partei«, vorschrieben. Die Mitgliedsbeiträge, die Zeitungsabonnements wie auch die freiwilligen Spenden für die streikenden belgischen Briefträger trieb er energisch ein, aber er selbst ging auch mit gutem Beispiel voran und bestellte fünf Abonnements der Zeitschrift: »Der Parteifunktionär«. Dies führte wieder zu einem kleinen Krach mit seiner besseren Ehehälfte, die beim Anblick der fünf ziemlich farblosen Zeitschriften in Wut geriet und ihrem Gatten vorschlug, das Geld dann schon lieber zu versaufen.

»Trotz reaktionärer Haltungen sturer Besserwisser wird die Front der Arbeitseinheit siegen«, war Drahos' stolze Antwort und um seine Frau noch mehr zu ärgern, gab er, gleich am nächsten Tag, eine enorme Spende für das neue Gewerkschaftszentrum, so daß er am Wochenende von seinem Gehalt keinen Pfennig mehr ausbezahlt bekam.

Als 10er Vertrauensmann kam er auch mit der Leitung der Druckerei in Berührung, ja selbst Zamnecs, der Parteisekretär, ein ruhiger Mann mit Brille und gepflegtem Schnurrbart beor-

deite ihn manchmal zu sich, um mit ihm über die Arbeit in der Druckerei, über Parteiangelegenheiten und hauptsächlich über die Genossen, deren Vertrauensmann Drahos war, zu plaudern. Zamnecs pflegte Drahos dabei zu loben, weil dieser über die politische Glaubwürdigkeit, den Freundeskreis und über die familiären Beziehungen seiner Genossen so intelligente und vertrauenswürdige Auskünfte aufzischen konnte.

Der Maschinenmeister war schon eine Weile 10er Vertrauensmann, als sich ein schockierender Fall ereignete. Vier Arbeiter der Dritten Setzerhalle zeigten Drahos an einem Morgen mit blassen Gesichtern ein offizielles Schreiben der Direktion, das ihnen ihre Entlassung mitteilte und sie informierte, daß sie seit dem Ersten des Monats schon im Rahmen der gesetzlich vorgeschriebenen Kündigungsfrist arbeiteten. In dem Firmenpapier der Druckerei der Roten Flagge war keinerlei Begründung angegeben, nur dieser kurze Wortlaut und die rechtmäßige Unterschrift: »Freiheit! Die provisorisch beauftragte Direktion.« Einige Arbeiter der benachbarten Setzerhalle und einige des Papierlagers hatten ebensolche Entlassungsbriefe erhalten.

Drahos war zunächst ratlos. Zwar hatte er von Entlassungen munkeln hören, aber die hatten sich bisher nicht in seiner Umgebung zugetragen. Er beruhigte die Kollegen damit, daß er der Sache nachgehen werde. Es könne sich nur um einen Irrtum handeln, da doch alle Parteimitglieder und gute Arbeitskräfte seien.

Zu diesem Zeitpunkt waren bereits alle Druckereien verstaatlicht und die Betroffenen wußten, daß sie im Falle ihrer Entlassung auf der Straße stünden. Sie hatten keine blasse Ahnung, was der Grund für ihre Entlassung sein könnte. Ein alter Setzer war besonders erbittert, weil eine Woche zuvor noch die Rede davon gewesen war, daß er als Spitzenarbeiter ausgezeichnet werden sollte. Erst jetzt fiel ihm aber ein, daß er kürzlich zu einer Lohnbestimmungskommission »nach dem Krieg« anstatt »nach der Befreiung« gesagt hatte und dafür auch gerügt worden war.

Ein anderer Setzer nahm an, daß man ihm wegen seines Bruders gekündigt hatte. Sein Bruder war nämlich Werkzeugschlosser in der Druckerei gewesen, aber kürzlich nach Österreich geflüchtet, und arbeitete jetzt bei einem Bauern.

Doch war bei allem Grübeln keine Systematik in den Kündigungen zu erkennen. Drahos fiel lediglich auf, daß die Mehrzahl der Entlassenen zu den älteren Jahrgängen gehörte.

In der Mittagspause suchte Drahos dann den Vorsitzenden des Betriebsrates auf, aber der war gerade in einer Sitzung und so konnte er nur mit der Sekretärin, einer hübschen, jungen Person mit blasiertem Gesichtsausdruck sprechen. Die Sekretärin erklärte ihm mit Zigarette im Mundwinkel, daß die Entlassungen Parteibeschuß und Einsprüche sinnlos wären. Drahos ließ aber nicht locker.

»Diese Genossen sind gute Genossen«, sagte er, »ich als 10er Vertrauensmann kann bestätigen, daß sie als tüchtige Arbeiter für das Proletariat nützlich sind, die, wenn es sein muß, ordentlich hinlangen können. Und sie hätten zumindest verdient zu wissen, Genossin, warum man ihnen gekündigt hat...«

»Halten Sie mich nicht auf!«, das Fräulein wurde nervös. »Wenn Ihnen etwas nicht paßt, dann gehen Sie doch zur Gewerkschaft!«

Ihr feindseliger Ton schüchterte Drahos ein, und er verabschiedete sich höflichst.

Draußen am Gang warteten die entlassenen Kollegen. Drahos berichtete ihnen, daß er den Vorsitzenden des Betriebsrates nicht habe sprechen können und daß jetzt die Gewerkschaft helfen müsse.

Am selben Nachmittag noch irrte Drahos eine geschlagene Stunde durch die Marmorhallen des riesigen Gewerkschaftspalastes, um zu erfahren, in welchem Stock und bei welcher Zimmernummer er anfragen könne.

Der Portier wollte ihm keine Einlaßkarte geben, weil er nicht angeben konnte, zu wem er wollte und er wurde erst nach mehrmaligen Versuchen eingelassen. In den Gängen zuckten die vorbeieilenden Parteiangestellten auf seine Fragen nur wortlos die Achsel. Drahos dachte mit Sehnsucht an die alten Zeiten der Unterdrückung, als die Druckereigewerkschaft noch in zwei Zimmern hauste und jeder jeden kannte. Aber schließlich fand er doch, was er suchte: Die Unterabteilung der Arbeitskräftemeldestelle. Der Leiter der Unterabteilung war zwar gerade in einer Sitzung, aber sein Stellvertreter, ein gutangezo-

gener und zuvorkommender Genosse mit grauem Haar, hörte Idahos höflich an.

»Leider sind diese Kündigungen als private Angelegenheit der staatlichen Unternehmen zu verstehen«, bemerkte der Gewerkschaftsbeamte schließlich, »die Gewerkschaft hat zwar einen gewissen Einfluß, aber sie ist vor allem mit der Administration des vorhandenen Menschenmaterials sowie mit politischer Fortbildung und Kulturarbeit beschäftigt.«

Glücklich stellte Drahos fest, daß er endlich einem wohlgesonnenen und hilfsbereiten Genossen gegenüberstand.

»Ich bin ein 10er Vertrauensmann«, sagte er mit Nachdruck, der Genosse sollte nicht meinen, daß er zu einem reaktionären Gedanken überhaupt fähig wäre, dafür gäbe es Zeugen. »Aber die Genossen, denen gekündigt wurde, sind gute Genossen, einfache Werksleute wie ich ... oder... ich meine ...«

Der Beamte lächelte milde, legte seine Hand auf Drahos' Schulter und sagte:

»Wir werden schon etwas unternehmen, Genosse, aber wenn Sie mich jetzt bitte entschuldigen wollen, ich habe zu tun.«

Drahos ärgerte der neuerliche Mißerfolg. »Ich, bitte, habe mich immer gekümmert, wenn ein Kollege entlassen wurde«, bemerkte er selbstbewußt. »Ich habe deswegen, in der kapitalistischen Zeit, schon dreimal gestreikt...«

»Ja, ja«, antwortete der Beamte schon ein wenig ungeduldig. »Sie sind ohne Zweifel ein verdienter Genosse. Aber heute gehört die Fabrik den Werktätigen selbst. Heute entscheiden sie selbst, was sie tun und sie werden doch wohl nicht gegen sich selbst streiken, nicht wahr?«

Drahos dachte angestrengt nach.

»Aber«, bemerkte er dann zögernd, »es steht doch eigentlich fest, daß ein Mensch sich nicht selbst kündigt wird.«

Der Beamte begann zu lachen und drängte Drahos freundlich zur Tür.

»Ich werde auf jeden Fall etwas unternehmen«, versprach er und schüttelte herzlich die Hand des Maschinenmeisters, »wenn es eine Möglichkeit gibt. Ich habe mich sehr gefreut. Freiheit, Genosse«, und schloß die Tür hinter sich.

Drahos fühlte sich noch hilfloser als zuvor und war ein

wenig verbittert. Was würden die Kollegen sagen, wenn sie erkennen müßten, daß ihr 10er Vertrauensmann versagt hatte?

Oder würde der Stellvertreter-Genosse vielleicht doch etwas unternehmen? Beim Nachhausegehen fiel Drahos ein, daß der Gewerkschaftsbeamte weder nach dem Namen der Druckerei noch nach seinem eigenen und schon gar nicht nach den Namen der Entlassenen gefragt hatte, hätte also auch beim besten Willen nicht helfen können. So beschloß er am nächsten Morgen allem zum Trotz, den Parteisekretär aufzusuchen und sich bei ihm zu beschweren. Aber weder am nächsten noch am übernächsten Tag konnte er mit Zamnecs sprechen, weil der Sekretär ständig in Sitzungen war. Als er dann endlich wenigstens den Kulturreferenten sprechen konnte, antwortete dieser klipp und klar, daß er sich bestimmt nicht in Betriebspolitik einmischen werde. Einmal gelang es ihm, den Obmann des Betriebsrates im WC zu erwischen, das dieser gerade zwischen zwei Sitzungen aufgesucht hatte, aber der konnte ihm auch nichts anderes sagen, als daß so ein Beschluß ein Beschluß von oben sei und jeder sich parteigemäß fügen müsse.



Langsam wurde Drahos' verzweifelter Kampf in der Druckerei bekannt und die Arbeiter grüßten ihn nach längerer Zeit wieder voll Respekt. Manche aber drückten sich auch an ihm vorbei, aus Angst, er könne durch seine Hartnäckigkeit bei der Partei in Ungnade fallen. Drahos verbiß sich immer verbitterter in seine Aufgabe, die Entlassungen rückgängig zu machen. Verständlicherweise ärgerte ihn besonders, daß er nicht erfahren hatte, von wem und warum die Kündigungen ausgesprochen worden waren.

So vergingen die Tage, die verzweifelten Kollegen drängten, und der Maschinenmeister ertränkte seine Hilflosigkeit in Schnaps.

Eines Morgens dann war seine Geduld zu Ende und er ging nicht an seinen Arbeitsplatz, sondern stellte sich vor das Büro

des Parteisekretärs bis um halb elf Uhr, als Zamnecs endlich mit seinem Auto ankam.

Der Parteisekretär empörte sich darüber, daß Drahos nicht an der Maschine stand. Als er aber sah, daß Drahos den Tränen nahe war, empfing er ihn: »Für fünf Minuten.« Drahos schüttete ihm sein Herz aus, trug seine Beschwerde vor und beeindruckte durch sein uneigennütziges Auftreten den Parteisekretär immerhin so sehr, daß er ihm Trost zusprach.

»Sie sind ein guter Kollege, Genosse«, sagte er. »Ihr Herz schlägt für Ihre Kollegen, aber Sie sollten die Entscheidung doch der Parteiführung überlassen ...«

»Aber wenn es doch gute Genossen und gute Arbeiter sind...«

Zamnecs überlegte kurz, was er dem Maschinenmeister erzählen dürfte, dann zog er ihn mit großzügiger Geste zu sich heran.

»Sehen Sie, Drahos, ich spreche jetzt zu einem Vertrauensmann der Partei, der seinen Mund halten kann«, flüsterte er bedeutungsvoll. »Durch die Verstaatlichung hat sich leider ein gewisses Defizit oder, damit Sie besser verstehen, Verlust in der Bilanz der Druckerei ergeben. Daß jetzt dieses Unternehmen dem Volk gehört, und wir dem Volk die Verantwortung schulden, brauche ich Ihnen ja wohl nicht zu erklären. Wir dürfen den Werktätigen daher keinen Heller vorenthalten. Haben Sie bisher verstanden?«

Drahos nickte.

»Das Rohmaterial können wir nicht billiger beschaffen, die Erhöhung unserer Preise würde den Erfolg unserer Planwirtschaft gefährden. Folglich blieb der Parteiführung keine andere Möglichkeit als die der Entlassungen. Glauben Sie, Genosse, wir haben uns sehr ungern dazu entschlossen.«

»Aber warum haben die Genossen Direktoren gerade die treuen, altgedienten Genossen entlassen?«

Der Sekretär hatte erwartet, Drahos durch seine vertrauensvollen Enthüllungen mundtot zu machen und ärgerte sich nun über dessen Hartnäckigkeit.

»Spielen Sie nicht den Schlaupopf, Drahos. Wir hatten unsere Gründe.«

»Welche Gründe, bitte?«

»Parteiliche Gesichtspunkte, Genosse Drahos.«

»Es bleibt aber eine Ungerechtigkeit.«

Der Sekretär erhob sich und starrte Drahos drohend an.

»Ich warne Sie, Genosse, dies ist die Stimme der Reaktion!«

Sein Stimmungswandel ängstigte Drahos, brachte ihn aber gleichzeitig in Wut. Wenn er ihm als 10er Vertrauensmann Informationen gebracht hatte, war der Sekretär ganz anders gewesen. Der Maschinenmeister erhob sich gleichfalls und seine Stimme schwankte diesmal nicht:

»Für diese Genossen bürgе ich, Genosse!«

Zamnecs' Brillengläser blitzten gefährlich.

»Sie bürgen für diese Genossen?« fragte er drohend. »Na, na Drahos! Und wer bürgt für Ihre klerikale, faschistische Frau? Jawohl, mein Freund, wir haben Kenntnis von Ihren Kneipenauftritten und Ihren antisowjetischen Liederchen! Reißen Sie sich zusammen, Drahos, bevor es zu spät ist! Auch Sie können hinausfliegen und vielleicht gar nicht so sanft!«

Drahos erbleichte und hielt sich am Schreibtisch fest. Also wurde er wie ein Krimineller ausgeforscht. So wurde es einem gelohnt, wenn man seine Seele für die Partei hingab und sogar die eigenen Kollegen bespitzelte? War das der Dank? Einen Moment glaubte er, seinen Verstand zu verlieren. Dann schlug er mit der Faust auf den Schreibtisch, so daß die marmorne Tischgarnitur auseinanderfiel. Seine Stirnadern schwollen und er war außer sich.

»Nehmen Sie diese paar erbärmlichen Arbeiter nun wieder auf oder nicht?« brüllte er. »Es ist sowieso schändlich, was die bezahlt bekommen!«

Zamnecs erschrak und trat zurück.

»Sind Sie verrückt geworden, Genosse?«

Einige Sekunden stand Drahos schwer atmend Aug in Aug mit dem Sekretär da, dann schlug er neuerdings auf die Tischplatte.

»Dann streiken wir eben ...!«

Dieser Gedanke spukte seit Tagen in seinem Kopf herum. Er rannte aus dem Büro, lief hinunter zur Setzerhalle, stürzte

an die Schalttafel und stoppte die Maschinen, wie er es vor ungefähr zehn Jahren getan hatte.

»Genossen«, rief er, »laßt uns eine Streikkommission bilden, denn wie es aussieht, werden die Entlassungen nicht zurückgenommen. Wer Ehrgefühl in sich hat, legt, so wie damals, die Arbeit nieder. Ich, der offizielle 10er Vertrauensmann arbeite nicht weiter, ich gehe nach Hause. Wer ich bin, das wißt ihr alle, dafür gibt es Zeugen. Wer zu mir hält, soll mitkommen! ...«

Allgemeine Verwirrung entstand. Die Arbeiter eilten herbei, schauten einander zuerst verblüfft an, dann kratzten sie sich bedenklich am Kopf. Die vier gekündigten Arbeiter waren noch voller Hoffnung, aber da kamen Fragen auf, wo denn der Parteisekretär wäre, und was die Gewerkschaft dazu sage...

Keiner wußte, Was er tun sollte. Nach einiger Zeit nahm Drahos seinen Mantel, ein paar Minuten wartete er noch schweigend und wie erstarrt an der Tür. Dann verließ er die Halle. Niemand folgte ihm. Apathisch fuhr er mit der Straßenbahn zu seiner Stammkneipe, aber nicht einmal zum Trinken hatte er Lust. Er ging nach Hause und fiel wortlos samt seinen Kleidern ins Bett.

Seine Frau fragte erschrocken, was ihm fehle.

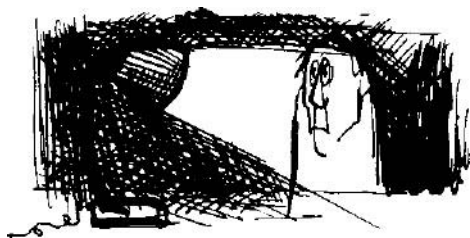
»Du siehst ja, ich streike.«

Von da an sagte er kein einziges Wort mehr, lag bewegungslos im Bett und starrte mit offenen Augen zur Decke.

Um Mitternacht wurde an der Tür geklopft und zwei Polizisten der Staatssicherheit traten herein. Frau Drahos weinte und beschimpfte ihren Gatten, ob er das nötig gehabt hätte.

In einem schwarzen Wagen fuhren sie Drahos zum berüchtigten grauen Gebäude. Er wurde durch finstere Gänge in ein kleines Zimmer gebracht, wo bei grellem Licht bereits ein Offizier auf ihn wartete. Zwei Gefreite waren auch im Raum. Der Offizier ging langsam um den Tisch herum auf ihn zu, dann schlug er mit voller Wucht in das Gesicht des Arbeiters. Drahos fiel zu Boden.

»Na, mein Alter«, sagte der Offizier, »jetzt pack mal aus ...«



Mit dieser schlichten Geschichte wollte ich begreiflich machen, daß unter der proletarischen Diktatur paradoxerweise zuallererst die Proletarier selbst zu leiden hatten. Diese Erzählung schrieb ich nicht für die Schublade. Erstens, weil ich bereits in einem Land war, wo freie Meinungsäußerung nicht bestraft wurde, und zweitens, weil ich gar keine Schublade mehr hatte. Als ich meine Heimat verließ, war eine gebrauchte Zahnbürste mein ganzes Hab und Gut — mit der meiner Frau waren es sogar zwei. Und doch waren wir unsagbar glücklich.

Dieses Wunder hatte der Kommunismus bewirkt.

Damit war die Friedensbewegung für mich mehr oder weniger erledigt. Ich versagte mir den täglichen Lobgesang auf den Morgenstern der Arbeit und des Friedens — aber ganz waren wir seinen Fangarmen doch noch nicht entronnen. Als uns nämlich die geheime israelische Fluchtorganisation nach Italien durchschleuste, mußten wir den dicht geschlossenen Ring der Roten Armee um Wien passieren. Wir fuhren mit einem klapprigen Lastwagen, der mit verängstigten Flüchtlingen vollgestopft war.

»Was nun?« fragte ich unseren israelischen Begleiter.

»Keine Angst«, beschwichtigte uns der Mann und zeigte auf eine Kiste voller Wodkaflaschen neben dem Fahrer.

Das Unternehmen war mit solcher List geplant, daß wir nicht mal vor dem sowjetischen Posten anhalten mußten. Zwei Wodkaflaschen stellten die Wachtposten in strammes Hab-Acht und sie ließen uns mit allen gebührenden militärischen Ehren passieren.

Aus Italiens schönem Süden schickte ich eine Postkarte an

meine Redaktionskollegen: »An das freie Ungarn einen herzlichen Gruß vom freien Kishont.«

Und das war's.

Das Schiff, das uns über das Mittelmeer schaukelte, war so verlottert, daß wir Einwanderer befürchteten, selber zum Ruder greifen zu müssen wie Galeerensklaven aus dem Film »Ben Hur«. Es wurde auch gewitzelt darüber, daß der Galeerentrommler bei der Ankunft in Haifa etwas Trinkgeld erwarte ...

Um Mitternacht liefen wir dann doch unbeschadet im Hafen ein, und wurden dort von einem ältlichen Beamten mit Hornbrille empfangen, der todmüde hinter seinem Schreibtisch lümmelte. Ungeniert strich er das »t« aus meinem Nachnamen aus und fügte ein »Ephraim« hinzu. Auf meinen schüchternen Einwand, »Ferenc« sei mein Name, erwiderte mein neuer Patenonkel: »Den gibt's hier nicht. Der Nächste bitte.«

Seither heiße ich Ephraim.

Aber ich wollte in diesem Buch ja gar nicht meine Biographie, sondern die des Sozialismus in all seinen schillernden Farben festhalten. Mein weiteres Schicksal ist auch rasch erzählt. Meine Frau und ich vegetierten einige Monate lang in einem Barackenlager dahin, das sich irrtümlicherweise »Durchgangslager« nannte, obwohl es nirgendwohin führte.

An diesem tristen Ort verlor ich vorübergehend sogar meinen Humor. Das Schicksal aber muß ihn wiedergefunden haben, denn es führte mich, den Flüchtling Stalins, an den kommunistischsten Ort der Welt — in den Kibbuz.

Für jene, die den Begriff zum ersten Mal hören: Die landwirtschaftliche Siedlung Kibbuz ist eine jüdische Kolchose. Der einzige Unterschied besteht darin, daß man im Kibbuz freiwillig lebt, was man von der Kolchose nicht unbedingt behaupten kann. So verbrachten wir also einige Jahre in dem besonders linksorientierten Kibbuz »Kfar Hachoresch« bei Nazareth und machten dort ehrliche Anstrengungen, den Marxismus zu verwirklichen: »Arbeit nach Fähigkeit, Lohn nach Bedarf.« Was aber, lautete meine erste Frage, was aber, wenn mein Bedarf nun ein sehr hoher Lohn ist? Man ermahnte mich streng, mit heiligen Begriffen wie absoluter Gleichheit keine Scherze zu treiben. Dennoch mußte ich mir eingestehen, daß wir uns in diesem freiwilligen Kommunismus gar nicht un-

wohl fühlten. Meine Frau arbeitete im Säuglingsheim, denn im Kibbuz leben die Kinder getrennt von den Eltern, damit die Kinder normal bleiben. Und die Eltern auch.

Ich arbeitete im Pferdestall, denn die Pferde waren außer mir die einzigen, die kein Hebräisch konnten. Meine gesamte Freizeit jedoch verbrachte ich mit dem Studium der Buchstaben, deren Schreibweise allen internationalen Verkehrsregeln entgegenläuft.

Schon nach einem halben Jahr intensiver Bemühungen war ich der Sprache meiner Vorväter soweit mächtig, daß ich dialektfrei jeden Vorbeigehenden fragen konnte:

»Sag mir bitte, wie spät es ist. Aber auf Englisch.«

Ich hatte auch gar kein Wörterbuch, denn im Kibbuz war es damals oberstes Gesetz, daß niemand etwas sein persönliches Eigentum nennen durfte, was nicht auch alle anderen besaßen. Das war nun der Inbegriff des Kommunismus, das Endziel der marxistischen Evolution. Entweder hatte jedes Kibbuzmitglied ein Kätzchen oder niemand. Entweder gab es für jeden ein Transistorradio oder eben für keinen. Mit anderen Worten, im Kibbuz gab es weder Transistorradios noch Katzen.

Meine Stunde hatte geschlagen, als ich bei der jährlichen Mitgliederversammlung ums Wort bat und mit heiserer Stimme erklärte:

»Liebe Genossen, ich habe eine Grippe bekommen. Nach unseren geheiligten Prinzipien absoluter Gleichheit fordere ich alle Mitglieder auf, sich unverzüglich anzustecken. Danke für eure Aufmerksamkeit, Genossen.«

Mit toderntem Gesicht setzte ich mich nieder, und die Rechnung ließ auch nicht lange auf sich warten. Am nächsten Morgen tat mir die Kibbuz-Sekretärin die allgemeine Einsicht kund, ich sei — wohl aufgrund meiner materialistischen Neigungen — nicht imstande, mich ins Kollektiv einzufügen. Wenn ich also das triste Leben »da draußen« vorzöge, gäbe es keinen Grund ...

Es gab keinen Grund. Ich verabschiedete mich von den Pferden und wir verließen den Kibbuz mit freundschaftlichen Gefühlen, die wir uns bis heute bewahrt haben. »Kfar Hachoresch« verdient sich heute seinen Lebensunterhalt mit rei-

chen, amerikanischen Touristen, die in seinem feudalen Hotel absteigen. Und jeder Kibbuznik hat eine eigene Stereoanlage.

Was nun das Leben »da draußen« betrifft — es war so trist, daß es sich kaum lohnt, darüber zu sprechen. Ich büffelte Hebräisch, tauschte die eine beste Ehefrau gegen die andere, produzierte drei hebräische Kinder und sieben Filme. An etwas anderes erinnere ich mich nicht.



Zurück zum Tagebuch.

Man schreibt das Jahr 1950. Die Beste und ich führen in unserer kleinen Wohnung außerhalb Tel Avivs einen aussichtslosen Kampf gegen Horden von Moskitos. Etwas weiter östlich, in Korea, kämpft General MacArthur verbissen gegen ebensoviele chinesische Soldaten, die bis an die Zähne bewaffnet mit erbeuteten Produkten der amerikanischen Rüstungsindustrie sind. Ehrlich gesagt verfolgte ich die Weltpolitik damals recht oberflächlich. Meine Aufmerksamkeit galt um so mehr unseren arabischen Nachbarn, denn die waren näher.

Der Koreakrieg war ohnehin einer der unsinnigsten überhaupt. Er forderte das Leben von fast einer Million Menschen und endete genau da, wo er einmal begonnen hatte, am 36. Breitengrad. Inzwischen hatten im Zuge der Kampfhandlungen da und dort Säuberungen stattgefunden. In den USA feuerte Präsident Truman General MacArthur, der so dämlich gewesen war, einen Krieg ohne die Unterstützung des Fernsehens gewinnen zu wollen. Im sowjetischen Imperium hingegen wurde die Regierung von den Juden gereinigt. Stalin wollte auch endlich einmal etwas Populäres für die breiten Massen tun.

Dieses Entwicklungsstadium des realen Sozialismus ging als »Die Prager Prozesse« in die Geschichte ein. Der erste jüdische Staatschef, der sich vor den Volksrichtern zu neo-titoistischen und zionistischen Spionagetätigkeiten für die Amerikaner bekannte, war Rudolf Slánsky, der allmächtige antizionisti-

sehe Tyrann der Tschechoslowakei. Nachdem dieser niederträchtige Verräter zusammen mit seinen zahlreichen Verbündeten aufgehängt worden war, standen Führer zionistischer Herkunft in allen sowjetischen Kolonien geduldig Schlange, um ein volles Geständnis ablegen zu dürfen.

Als ich in den israelischen Zeitungen die haarsträubenden Schlagzeilen über die stalinistischen Säuberungsprozesse der fünfziger Jahre sah, war ich richtig glücklich, noch nicht Hebräisch lesen zu können. Es schien damals, als ob im Osten plötzlich alle Innen- und Außenminister sowie Kardinale auf einen Schlag als Juden und zionistische Agenten enttarnt würden. Vor den Richtern bezichtigten sie sich wie willenlose Hampelmänner jedes noch so absurden wie lächerlichen Delikts. Um letzte Zweifel auszuräumen, belegte man die Angeklagten selbstverständlich noch mit jüdischen Namen. Es war unbegreiflich, daß so kurz nach dem Holocaust die alte Seuche neue Blüten trieb.

Sollte der geneigte Leser infolge seines zarten Alters diese letzte Epoche des praktisch angewandten Stalinismus mit ihren vielen Horrorbildern nicht miterlebt haben, so hat er die Chance, aus dem nun folgenden Gerichtsbericht etwas darüber zu erfahren. Ich schrieb ihn klopfenden Herzens anläßlich der berüchtigten absurden Prozesse, als der Antisemitismus für den Sozialisten nicht nur salonfähig, sondern fast zur inoffiziellen Ideologie wurde.

DER FALL LEFKOWITZ  
VERFASST VOM ZIONISTISCHEN  
VERBRECHER PERSÖNLICH

Die Tür des Gerichtssaals ging auf, und ich wurde von zwei strammen Polizisten zur Anklagebank geleitet. Der Zuschauerraum war bis zum letzten Platz besetzt. Jeder einzelne der Anwesenden begleitete meine verdächtig zögernden Schritte mit verachtungsvollen Blicken.

Ich senkte den Kopf. Wie hätte ich auch wagen können, den Vertretern des gesunden Volksempfindens in die klaren blauen Augen zu blicken? Sie alle waren gekommen, um zu

sehen, wie ich für meine abscheulichen Verbrechen zur Verantwortung gezogen würde.

Betreten setzte ich mich neben meinen Mitangeklagten, den Kofferhändler Schachor Itzig, und bangte meinem Schicksal entgegen.

Hinter mir hörte ich die Stimme des Rundfunkreporters: »... hier vor meinen Augen stinkt die wilde Bestie in Menschengestalt Kishon, alias Hoffmann Ephraim, vor sich hin, einer der abscheulichsten Mörder, den die verderbte zionistische Rasse jemals hervorgebracht hat. Es handelt sich um eine kleingewachsene Kreatur mit der haßverzerzten Fratze eines hinterlistigen Schakals. Sein furchteinflößender Riesenleib scheint nun endgültig gebrochen. Nur seine blutbefleckten Pranken zucken noch krampfhaft, so als wollten sie wieder morden, als wollten sie wieder etliche unschuldige Schädel einschlagen ...«

Doch bevor ich mein volles Geständnis ablegen konnte, hielten die Richter ihren Einzug. Ehrfurchtsvolle Stille entstand im Gerichtssaal. Der Gerichtspräsident, ein äußerst vornehm wirkender Mann in den besten Jahren, erhob sich feierlich und sprach:

»Hiermit eröffne ich den Prozeß gegen den zionistischen Tintenkleckser und Zeitungsschmierer Kishon-Hoffmann Ephraim als Hauptangeklagten und gegen den zionistischen Kaufmann Schachor-Schwarz Itzig als Mitangeklagten. Wie aus der Anklageschrift hervorgeht, wird Kishon-Hoffmann beschuldigt, den Tod der Witwe Lefkowitz seligen Angedenkens geplant und eigenhändig herbeigeführt zu haben, wonach er ihren Körper tranchierte, die Leichenteile in einen Koffer packte und die blutige Fracht ins Meer warf. Der Koffer mit seinem schrecklichen Inhalt wurde sogleich vom Meer verschlungen, so daß kein Menschenauge ihn je wieder erblicken konnte. Ungeachtet dieser Tatsache wird der lange Arm der proletarischen Gerechtigkeit den Schuldigen erfassen und, sobald seine Täterschaft unzweifelhaft nachgewiesen ist, seiner gerechten Strafe zuführen. Ich fordere alle Anwesenden auf, sich zur Urteilsverkündung zu erheben.«

Alle erhoben sich. Ich als allererster. Der Präsident nickte zufrieden und fuhr fort:

»Im Namen des Volksgerichtshofes werde ich Kishon-Hoff-

mann Ephraim in allen Punkten der Anklage für schuldig befinden. Als erschwerenden Umstand wird das Gericht die Tatsache bewerten, daß der zionistische Angeklagte sämtliche ihm zur Last gelegten Verbrechen im Verlauf des Prozesses aus freien Stücken gestehen wird, um Mitleid zu erwecken. Daher wird das hohe Gericht beschließen, den Hauptangeklagten Kishon-Hoffmann zum Tode durch den Strang zu verurteilen, während sein Komplize, der zionistische Kofferhändler Schachor-Schwarz mit fünfzehn Jahren schweren Kerkers davongekommen wird. Gleichzeitig werden den beiden Verbrechern für die Dauer von siebeneinhalb Jahren die bürgerlichen Wahlrechte aberkannt. Bitte Platz zu nehmen.« Und damit begann der Prozeß.



*Richter:* Ich frage Sie, Kishon-Hoffmann, sind Sie bereit, Ihre Schuld zu bekennen?

*Ich* (mit tiefer Verbeugung): Ich gestehe alles, Euer Ehren. Im Verlaufe der Ermittlungen wird es mir immer bewußter werden, daß ich der absolute Abschaum der Menschheit bin und daß der Henkerstrick eigentlich viel zu gut ist für mich. Manchmal kann ich nicht umhin, mich über die Tatsache zu wundern, daß ein Mensch, vom Weibe geboren, so durch und durch verderbt sein kann wie ich.

*Richter:* Jetzt, da Sie schuldbewußt und blutbefleckt vor mir stehen, suchen Sie Ihr Heil im feigen Gewinsel und rennen schreiend mit dem Kopf gegen die Wand, was?

*Ich:* Jawohl. Ich winsle blutbefleckt und schreie mit dem Kopf gegen die Wand.

*Richter:* Ihr Zynismus grenzt ans Ungeheuerliche, Kishon-Hoffmann. Sie werden jetzt aufgefordert, uns den Hergang der blutigen Tat zu schildern.

*Ich:* Euer Ehren, beim bloßen Gedanken an meine Untaten wird mir so übel, daß ich kein Wort hervorbringen kann. Ich gestehe also, daß ich den Mord mit diabolischer Kaltblütigkeit begangen habe. Mein unglückliches Opfer, die ehemalige

Witwe Lefkowitz seligen Angedenkens, wohnte seit Jahren Tür an Tür in meiner Nachbarwohnung. Sie ist immer besonders lieb zu mir gewesen, und das weckte in mir den unwiderstehlichen Wunsch, sie meuchlings zu ermorden. An jenem trüben Mittwoch, pünktlich um 7 Uhr 30 ...

*Richter:* Wieso wissen Sie, daß es 7 Uhr 30 war, Angeklagter?

*Ich:* Ich habe es, Euer Ehren, in meinem Geständnis gelesen.

*Richter:* Gut Fahren Sie fort, Angeklagter.

*Ich:* Ich nahm ein Taxi und fuhr von meiner Wohnung direkt zu meiner Nachbarin. Ich wußte, daß die Witwe Lefkowitz fast taub war, daher betrat ich ihre schmucke Wohnung auf Zehenspitzen, um keinen Lärm zu verursachen ...

*Richter:* Halt, Angeklagter Kishon-Hoffmann. Ich habe in Ihren Ausführungen einen Widerspruch entdeckt. War die Tür der Witwe Lefkowitz offen oder war sie verschlossen?

*Ich:* Euer Ehren, wenn Sie mir die Frage so stellen, daß ich zwei Möglichkeiten der Beantwortung habe, wie soll ich wissen, was ich sagen soll?

*Richter:* Dann will ich meine Frage anders formulieren. Geben Sie zu, daß die Tür weit offen stand?

*Ich:* Jawohl, die Tür stand sperrangelweit offen.

Danach war ich nicht mehr zu halten. Ich erläuterte in aller Ausführlichkeit, wie ich mit gefälschten Schlüsseln die Tür aufsperrte, vorsätzlich an die in ihrer Badewanne schlafende Witwe Lefkowitz seligen Angedenkens heranschlich, meinen Revolver zog und sie so lange erdrosselte, bis die unglückliche Witwe unter der stahlharten Umklammerung meiner Hände erstickte. Dann schwelgte ich in der makabren Beschreibung des Körperzerstückens und wie ich die blutverschmierten Gliedmaßen in den Koffer schichtete. Nach dieser Schmutzarbeit begab ich mich zu einer einsamen Brücke ins Stadtzentrum, um meine schreckliche Last in die finsternen Untiefen des Meeres zu stürzen ...

*Richter:* Sie haben uns bisher bewußt das scheußliche Motiv Ihrer Untat verschwiegen, Kishon-Hoffmann. Ich frage Sie daher in volksverbundener Offenheit: Warum haben Sie die Witwe Lefkowitz ermordet?

*Ich:* Die Antwort, Euer Ehren, liegt für jeden objektiv denkenden Mitbürger klar auf der Hand. Ich bin Trotzki und Rechtsabweichler der imperial-plutokratisch-kapitalistischen Weltverschwörung.

*Richter:* Na also. Sie geben also zu, daß es sich hier um einen politisch motivierten Mord handelt?

*AA:* Jawohl, Euer Ehren. Es handelt sich um einen sexual-zionistischen Lustmord.

*Richter:* Wollen Sie eventuell auch gestehen, Angeklagter Kishon-Hoffmann, von wem Sie die gefälschten Schlüssel zur offenen Tür des Mordopfers erhalten haben?

*Ich:* Angesichts der erdrückenden Beweislast sehe ich keine andere Möglichkeit. (Ich erhebe meine Stimme.) Die Schlüssel erhielt ich vom jüdischen Pförtner der amerikanischen Botschaft! (Erregte Pfuirufe im Zuschauerraum.) Wir sind seit Jahren unzertrennlich. (Während die Pfuirufe anschwellen, falle ich auf die Knie und wende mich flehend an das Publikum.) Erbarmen! Habt Mitleid, herzallerliebste Genossen ...

*Richter:* Angeklagter, Sie sind eine widerliche Wanze, eine ekel-erregende Filzlaus. (Lauter Beifall von den Rängen.) Ich eröffne hiermit die Zeugenvernehmung.

Der geheime Staatspolizist, der mich seinerzeit festgenommen hatte, kam gemessenen Schrittes an den Richtertisch, legte die Hand auf »Das Kapital« und schwor, die Wahrheit, die ganze Wahrheit sowie nichts als die Wahrheit zu sagen und auch das nur wahrheitsgetreu. Dann erst drangen die schaurigen Einzelheiten der behördlichen Ermittlungen an die wissensdurstige Öffentlichkeit:

»Ich ertappte den zionistischen Angeklagten auf frischer Tat. Er war gerade dabei, am hellichten Tag, mit auffallender Gleichgültigkeit durch das Stadtzentrum zu schlendern. Sofort fiel mir auf, daß Kishon-Hoffmann keinen Koffer in der Hand trug. Ich überlegte kurz: Warum bleibt so ein Mensch nicht daheim, warum schlendert er so provokativ durch öffentliche Verkehrswege? Werden die Wände seiner Wohnung vielleicht von Installateuren aufgestemmt oder von Malern angestrichen? Ist er etwa auf dem Weg zum Zahnarzt? Oder kann er

vielleicht nicht daheim bleiben, weil er seine Nachbarin ermordet die Leiche mit bestialischer Grausamkeit zerstückelt, in einen Koffer gepackt und ins Meer geworfen hat und nun sein schlechtes Gewissen im Verein mit dem Geist seines Opfers ihn aus seinen eigenen vier Wänden treibt? Ich leitete kurzerhand eine umfassende Ermittlung ein. Es erwies sich, daß die Wände seiner Wohnung weder aufgestemmt noch frisch gestrichen waren und daß der Beschuldigte auch keine Zahnschmerzen vorweisen konnte, die einen Gang zum Zahnarzt gerechtfertigt hätten. Also konnte nur noch die dritte Möglichkeit in Betracht gezogen werden. Der Angeklagte wurde von mir eigenhändig verhaftet, und schon nach einer vierjährigen sorgfältigen Befragung brach sein Widerstand zusammen, er gab das zwecklose Leugnen auf und gestand die Tat«



Der Mitangeklagte Schachor-Schwarz Itzig erhob sich und legte ein ausführliches. Geständnis ab.

*Richter:* Ich frage Sie, erinnern Sie sich an diese Bestie in Menschengestalt?

*Schachor-Schwarz:* Jawohl, Euer Ehren. Vor genau siebzehn Jahren hatte er die Unverfrorenheit, bei mir einen Koffer zu kaufen. Vorher fragte ich ihn, wie dieser Koffer beschaffen sein sollte, und er antwortete mir wie folgt: »Ich benötige einen Koffer mit größerem Fassungsvermögen, da ich vorhabe, die tranchierten Leichenteile einer ermordeten Witwe darin unterzubringen.« Ansonsten ist mir nichts Besonderes aufgefallen.

*Richter* (holt unter seinem Stuhl einen Koffer hervor und hält ihn in die Höhe): Ich frage Sie, Schachor-Schwarz, ist das der Koffer?

*Schachor-Schwarz* (untersucht den Koffer von allen Seiten): Das ist der Koffer, ohne Zweifel.

*Richter:* Warum haben Sie nicht schon damals vor siebzehn

Jahren sofort die Behörden von diesem niederträchtigen Kofferkauf unterrichtet?

*Schachor-Schwarz:* Ich stand im Sold der rabbinerklerikalen Volksschädlinge.

Nur mit größter Mühe konnten die zufällig anwesenden Polizisten den Unhold vor der gerechten Lynchjustiz der Zuschauer beschützen.

Dann betrat eine schwarzgekleidete, würdige Matrone den Gerichtssaal. Ich erkannte sie natürlich sogleich. Es war die von mir so bestialisch ermordete Nachbarin.

*Richter:* Gnädige Frau, ich frage Sie, erkennen Sie diesen Mann?

*Witwe Leßcowitz* (s. A.): Jawohl, Euer Ehren. Er brüllte: »Im Namen des internationalen Judentums ...«

*Richter* (nimmt die Schwerhörigkeit der Zeugin zur Kenntnis und erhebt hilfsbereit seine Stimme): Das wird meine zweite Frage sein, Madame. Ich habe lediglich gefragt, ob Ihnen dieser Mann bekannt ist?

*Witwe Leßcowitz* (s. A.): Jawohl, das ist mein Mörder! Er erwürgte mich, tranchierte meine Leiche und steckte sie in einen engen Koffer. Ich beantrage, ihn auf das strengste zu bestrafen.

*Richter:* Gnädige Frau seligen Angedenkens, sind Ihnen die Worte in Erinnerung geblieben, die der Angeklagte vor seiner ruchlosen Tat ausstieß?

*Witwe Leßcowitz* (s. A-): Jawohl, er sagte laut und vernehmlich: »Im Namen des internationalen Judentums sowie der vereinigten klassenausbeuterischen Kosmopoliten ...«

Pffft!

Ein Beil flog durch die Luft und blieb einige Haaresbreiten neben meinem Kopf in der Wand stecken. Der verdiente Werk tätige, der es geschleudert hatte, schrie vor Wut und Enttäuschung laut auf.

Die immer hilfsbereite Polizei mußte Tränengas einsetzen, um die zu Tranen erregte Zuhörerschaft einigermaßen zu beruhigen.

Nachdem die Ruhe notdürftig wiederhergestellt war, fragte mich der Präsident des Volksgerichtshofes teilnahmsvoll:

»Angeklagter Kishon-Hoffmann Ephraim, haben Sie noch einen letzten Wunsch?«

»Ja, Euer Ehren. Ich bitte um die Gnade, aufwachen zu dürfen.«

Mein letzter Wunsch wurde erfüllt. Ich wachte auf in meinem Bett im Nahen Osten. Und seither kann ich endlich schlafen.



In Wirklichkeit waren die Ereignisse nicht ganz so witzig wie in meinem Gerichtsbericht. Mir, wie allen Überlebenden des Naziregimes, war damals klar, daß sich im sowjetischen Imperium Schreckliches ereignen würde. Ebenso klar war mir, daß dies durch nichts aufgehalten werden könnte. Außer die Weltöffentlichkeit erwachte. Tat sie aber nicht. Keine Verurteilungen, keine Proteste, nichts. Der Westen war bis über beide Ohren mit stürmischen Demonstrationen gegen das Franco-Regime beschäftigt.

Der Erzkommunist aus unserer Nachbarschaft, Felix, von allen der Rote Hammer genannt, wick jedoch keinen Fingerbreit von seinem unerschütterlichen Vertrauen in den Sozialismus ab:

»Das kapitalistische Blabla interessiert mich wie der Schnee von vorgestern«, tat er uns kund. »Die gemeinen Verbrecher kriegen einen fairen Prozeß. Durch ihr Geständnis erleichtern sie nur ihr Gewissen. Das ist alles.«

Warum denn dann diese gemeinen Verbrecher fast alle Juden seien, so wie er selbst, fragte ich ihn. Mit Klassenstolz entgegnete Felix der Hammer, ein wahrer Kommunist gebe sich mit derart bourgeoisen Banalitäten einfach nicht ab. Unser linker Nachbar ist übrigens an einer florierenden Tankstelle betei-

ligt und betreibt nebenher erfolgreich Import- und Exportgeschäfte mit französischen Kosmetikartikeln. Das ist alles.

Einige Wochen später geschah es dann.

Eine anonyme russische Ärztin konnte in letzter Minute eine schändliche Verschwörung jüdischer Ärzte aufdecken. Diese blutrünstigen Hyänen trachteten mit einem teuflischen Sabotageakt nach dem Leben eines Mannes, dessen Name allein schon für alle Unterdrückten der Welt Labsal bedeutete. Diese verabscheuungswürdigen Medizinmänner, Agenten einer zionistisch-imperialistischen Organisation, in den USA »Joint« genannt, gestanden ihre verbrecherische Verschwörung gegen Stalin, und ihre jüdischen Namen wurden auch gleich darauf in der »Prawda« veröffentlicht. Die mutige Ärztin, die diese Schlangenbrut entlarvt hatte, erhielt die höchste Auszeichnung, die der Oberste Sowjet zu vergeben hat, den »Lenin-Orden«. Es lohnt sich also, gut zu sein.

»O ja«, sagte auch Felix, »man sollte dieser Frau die Füße küssen.«

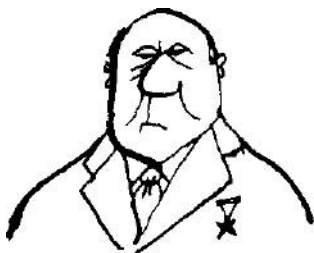
Für weniger progressive Leute war es sonnenklar, daß es sich um eine Fortsetzung der Prager Prozesse handelte und der Generalissimus sein erstes umfangreiches Pogrom gegen die dreieinhalb Millionen Juden seines Imperiums vorbereitete. Friedenswütige Studenten im Westen wurden rasch auf die Sache aufmerksam und verstärkten unverzüglich ihre Demonstrationen gegen Franco. Einige ganz mutige Zeitungen der Freien Welt gingen sogar so weit, den einen oder anderen Artikel über den »Jüdischen Ärzteprozeß« zu veröffentlichen. Eventuelle Schlußfolgerungen wurden jedoch peinlichst vermieden, denn einem Volk, das erst kürzlich einen armen Kerl namens Pontius Pilatus dazu überredet hatte, Jesus zu kreuzigen, konnte man schließlich alles zutrauen. Die Engländer würden in einer derart verworrenen Situation sagen: »Stalin has the benefit of doubt.« Das sagten sie übrigens auch.

Seltsamerweise unterhielt die Sowjetunion weiterhin sibirisch kühle diplomatische Beziehungen zum jüdischen Staat, Sowjetische Diplomaten trafen nicht nur mit Vertretern der israelischen Regierung zusammen, sondern gaben darüber hinaus menschliche Laute von sich. Berichte über diese distinguierten Gespräche lasen sich in den Pressemeldungen wie folgt:

»Beim Empfang anlässlich des Gedenkens an die Oktoberrevolution entwickelte sich zwischen den Anwesenden ein lebhaftes Gespräch. Herr Schwarzberger, der Leiter der Abteilung für russisches Judentum im Außenministerium, richtete an den sowjetischen Botschafter, seine Exzellenz, den ehrenwerten Herrn Abramow, die Frage, ob es denn im Winter auch in der Sowjetunion kalt wäre. Der zweite Sekretär bejahte die Frage Herrn Schwarzbergers. Darauf wandte sich Herr Schwarzberger erneut an seine ehrenwerte Exzellenz, Herrn Abramow, mit der Frage, ob er eine angenehme Fahrt gehabt habe, worauf der Botschafter entgegnete:

>Da<

Anschließend erkundigte sich der Handelsattache bei Herrn Abramow, ob er sich wohl fühle. Diese Frage ließ seine Exzellenz unbeantwortet. An seiner Stelle bemerkte der dritte Sekretär der Vertretung, Herr Pjotr Soltschkinow, ihr Ziel sei es, einen positiven Beitrag zur Entwicklung freundschaftlicher Beziehungen aller Nationen der Welt zu leisten. Herr Schwarzberger dankte für diese nicht unwichtige Bemerkung, worauf seine Exzellenz, der ehrenwerte Herr Abramow, nickte. Als der Empfang gegen 20 Uhr 15 zu Ende ging, wurde der Botschafter gefragt, ob er einen Dienstwagen wünsche. Der vierte Sekretär, Herr Wladimir Frosch tschenko, antwortete, man werde diesbezüglich eine schriftliche Note vorlegen.« (Reuter)



Ja, die sowjetische Regierung mischt sich nun mal ungern in interne Angelegenheiten fremder Staaten ein, und erwartet dies auch von der anderen Seite. Vor allem, wenn die sowjetische Regierung gerade ein landesweites Pogrom vorbereitet.

Allen Anzeichen nach sollte das russische Judentum, ähnlich wie seinerzeit die Wolga-Deutschen, in die abgelegene Mongolei verbannt werden. Diese Parasiten sollten dort wenigstens Straßen und Staudämme für das sowjetische Arbeitervolk bauen. Das Eigentum und die Wohnungen der Verbannten würden dann von den zuständigen Volksbehörden beschlagnahmt und unter den Volkstreuen je nach Dienstalter verteilt. Ein perfekter sozialistischer Plan, der nach Verwirklichung schreit.

Doch plötzlich geschah etwas, das in der Geschichte der Juden als einzigartig bezeichnet werden kann.

Der Widersacher Israels ging von hinnen, bevor er sein Programm durchführen konnte!

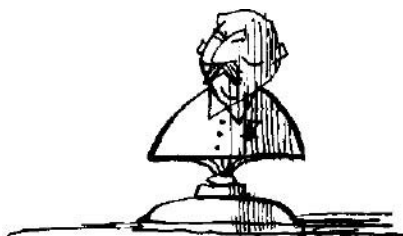
Nein, so etwas hatte es wirklich noch nicht gegeben. Israel ist ja, wie bekannt, das auserwählte Volk und hat einige Privilegien. Deshalb hatte es der Ewige stets sorgfältig vermieden, sich in jüdische Angelegenheiten einzumischen. Diesmal aber muß im Himmel etwas schiefgelaufen sein, denn Genosse Stalin wurde ein wenig zu früh abgerufen. Nur wenige Tage vor dem Unternehmen »Mongolei« ...

Irren ist menschlich.

Die sowjetische Führungsspitze hoffte noch einige Tage, der Generalissimus würde wieder ins Leben zurückkehren. In Tränen aufgelöst akzeptierte sie schließlich, daß der Heißgeliebte endgültig zu den Vätern gerufen worden war. Tiefe Trauer senkte sich über Rußland. Einfache Bürger in den Fabriken, in den Kolchosen und den Konzentrationslagern schluchzten herzerreißend, als sie vom schrecklichen Verlust hörten. Auch die Freie Welt hielt den Atem an, und selbst Stalins wenige Gegner innerhalb der europäischen Intelligenz anerkannten schließlich des Verstorbenen Bedeutung als sensibler Mensch und behutsamer Führer. Felix der Rote war am Boden zerstört, während ich selbst meine Trauer recht gut bewältigte.

Das Staatsbegräbnis in Moskau wurde zu einem unvergeßlichen Ereignis. Die Veteranen der Bewegung trugen den Sarg auf ihren Schultern: Woroschilow, Beria, Mikojan, Bulganin, Malenkow, Chruschtschow — alle waren sie da. In den Augen der alten Garde stand der Schmerz geschrieben über das Gewicht des Sarges. Beria hat sogar geweint. Übrigens wurde er

gleich nach dem Begräbnis umgebracht. Die Vertreter des Westens überbrachten der kollektiven Führung das aufrichtige Beileid und die tiefe Anteilnahme ihrer Regierungen. Auch ich verfaßte sogleich einen allegorisch-poetischen Nekrolog, wie er einem Staatsmann dieses Formats gebührt.



#### DER TOD DES KÖNIGSADLERS

Auf der großen weiten Welt gibt es viele Länder und in den Ländern viele Städte und in den Städten viele Gebäude und in den Gebäuden viele Läden. Und in einem Laden, einem kleinen Krämerladen, gab es jede Menge Fliegen. Sie summten, tanzten, frohlockten, doch der Krämer, der Gründer der Firma, beachtete sie gar nicht, weil es ganz normal ist, daß ein solcher Laden vor lauter Fliegen wimmelt.

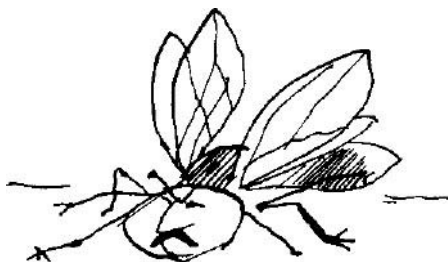
Doch unter den Fliegen gab es eine, die es zu etwas brachte. Sie war größer als die anderen Fliegen, vielleicht die größte unter ihnen. Während alle anderen im Spinnengewebe hängenblieben, blieb sie, die größte unter ihnen, nicht hängen. Blieb sie dennoch einmal hängen, befreite sie sich aus der Verstrickung. Sie war die stärkste aller Fliegen. Kein Wunder also, daß man sie verehrte. »Du bist wunderbar, du bist ein Gigant«, sagten ihr die anderen Fliegen im Krämerladen, »du bist keine Fliege, du bist ein regelrechter Königsadler.«

Die große Fliege hörte sich die Schmeicheleien an und genoß es, weil Fliegen es mögen, wenn man ihnen sagt, daß sie mehr als nur Fliegen sind. Zumal sie nach einigen Wochen schon selbst daran glaubte, daß sie nicht einfach eine Fliege sei, und versuchte, die Fliegen im Krämerladen zu organisieren. Sie stellte alle möglichen Pläne auf, beseitigte ihre internen

Gegner und führte einen erfolgreichen Krieg gegen das Königreich der Mücken. Sie erklärte, sie sei die Sonne und fürchte sich auch vor ihrem großen Rivalen, dem Krämer in Person, nicht. Und dem Krämer gelang es auch in der Tat nicht, sie zu erwischen, als er sie einmal vertreiben wollte. Daher meinte die Fliege, stärker als der Krämer zu sein, und stellte darüber hinaus einmal fest, daß es einen Krämer überhaupt nicht gebe.

Und da kam eines Tages der Winter, und die große Fliege erfror und fiel auf den Fußboden. Nicht der Krämer hatte die Fliege getötet, sondern es ist eben so, daß Fliegen im Winter herunterfallen. Und was noch trauriger war, der Krämer wußte nicht einmal, daß die größte aller Fliegen heruntergefallen war, da sie für ihn lediglich eine Fliege wie alle anderen war.

Und das war das Ende der größten Fliege in dem kleinen Laden in einem Haus in einer Stadt in einem Land auf der großen weiten Welt.



Doch hatte das Abkratzen des Ungeheuers auch positive Folgen. Die neue Führung, an ihrer Spitze der feiste Genosse Malenkow, sprach eine Generalamnestie aus, initiierte Friedensverhandlungen in Korea und legte das geplante Pogrom vorläufig auf Eis. Im Zuge der Nationaltrauer wurden auch die jüdischen Ärzte freigelassen. Dies führte andererseits wieder dazu, daß jene hinterhältige russische Ärztin mit dem Leninorden entlarvt werden konnte, die im Dienst des amerikanischen Imperialismus nicht davor zurückgeschreckt war, die Elite der sowjetischen Medizin zu verleumden.

Felix, der Rote Hammer, war mit diesen Entwicklungen sehr zufrieden:

»Jetzt sagst du nichts mehr, was, du Spießer?« rief er mir sie-

eestrunken von der anderen Straßenseite her zu. »Habe ich dir nicht gleich gesagt, daß sich ein sozialistisches Gericht niemals jnt? Und wenn schon mal ausnahmsweise ein Fehler passiert, mbt man ihn zu und korrigiert ihn sofort.«

Was bleibt da zu sagen? Das Friedenslager ist eben allmächtig. Was ich mir aber nach wie vor nicht erklären konnte, war, wie die Jungs es geschafft hatten, Lawrentij Beria, den Chef der geheimen Staatspolizei, abzusägen.

Ich kann es höchstens raten.

## WER LÄUTET SO SPÄT BEI NACHT UND WIND ...

**I**n jener sternenlosen Nacht, Punkt 3 Uhr, fuhr Frau Beria aus dem Schlaf und rüttelte ihren schlafenden Mann.

»Lawrentij«, flüsterte sie aufgeregt, »es klingelt.«

Lawrentij zog sich die Decke über den Kopf.

»Jetzt«, brummte er, »mitten in der Nacht, du spinnst wohl?«

Wieder klingelte es, diesmal Sturm.

»Mach auf«, sagte Beria zu seiner Frau. »Sicherlich wollen sich die Nachbarn nur das Fieberthermometer ausborgen oder sonstwas.«

»Lawrentij«, schluchzte Frau Beria auf, »ich hab' das ungute Gefühl, daß es ... daß es die Geheimpolizei ist...«

»Unsinn«, flüsterte Beria, setzte sich jedoch im Bett auf, »was soll denn die Polizei von mir wollen? Ich hab' doch nichts getan.«

»Bei euch Bullen kann man das nie wissen«, jammerte die Frau. »Man hat dir den Ärzte-Prozeß noch nicht verziehen. Ich hab's dir ja gleich gesagt, als dein Name beim Bericht über die Opemgala nicht genannt wurde. Sicherlich hast du im Büro wieder irgendeinen Blödsinn geredet...«

Wieder klingelte es.

»Beruhige dich und öffne endlich!«

»Mach du auf, Lawrentij, ich hab' Angst...«

Beria zog seinen Schlafrock an und tappte durch den finsternen Korridor. Seine Frau schlich leise weinend hinterher. »Hör doch zu weinen auf«, raunte Beria ihr zu und öffnete die Tür

einen Spalt breit. Draußen standen zwei Männer in grauen Regemänteln. Der eine stellte sofort seinen Fuß in die Tür, der zweite fuhr mit der Hand in die Tasche.

»Lawrentij Beria?«

»Der bin ich.«

»Sie sind verhaftet. Kommen Sie mit.«

Beria lehnte sich an die Wand.

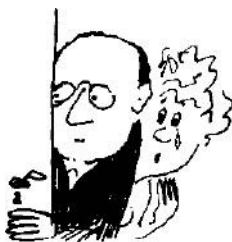
»Gütiger Himmel«, keuchte er, »die Geheimpolizei...«

Seine zitternde Frau fiel auf die Knie und jammerte.

»Ich wußte, daß es so kommen wird, ich hab' dir gleich gesagt, du sollst den feisten Kerl rechtzeitig umbringen, aber du hörst ja nie auf mich ...«

Beria richtete sich auf und verlangte den Haftbefehl. Einer der Beamten reichte ihm das Papier. Beria warf einen kurzen Blick darauf und erbleichte:

»In Ordnung«, flüsterte er. »Es ist meine Unterschrift. Gehen wir, meine Herren.«



Im Hinblick auf diese dramatischen Ereignisse stellte ich mir die Frage, was in der Welt wohl die schwierigste Aufgabe wäre. Holzhacken in der Wüste Sahara? Die Besteigung des Mount Everest? Die Niagarafälle hochkralen, oder die Staatsschulden Mexikos zu begleichen? Nein, Ephraim, sagte ich mir, die schwierigste Aufgabe ist die Herausgabe einer sowjetischen Enzyklopädie.

Mit den armen Kerlen, die diese Aufgabe übernommen haben, fühle ich tiefstes Mitleid. Meiner Meinung nach gibt es einfach keine aussichtslosere Arbeit als das Verfassen eines fortschrittlichen Lexikons. Seit Jahrzehnten haben sie es nicht weiter als bis zum »B« gebracht. Und weshalb? Wegen

der Verräter. Immer dann, wenn gerade ein neuer Band in Druck geht, haben sich bedauerliche politische Mißverständnisse eingeschlichen. Wie zum Beispiel im Falle der vorbildlichen sowjetischen Ärztin, die im ersten Band der Enzyklopädie als »Glücksfee der Revolution« gefeiert und gleich nach Erscheinen als »geschlechtskranker Raubvogel« entlarvt wurde.

Was nun? Wie ist die Situation noch zu retten?

Ganz einfach. Man beschlagnahmt die ganze Auflage und bestraft diejenigen, die schon einen Band besitzen. Die vom Weg abgeirrten Bände werden verbrannt, ihre Asche in alle Winde zerstreut und ein neuer Band gedruckt.

That's all folks!

Was aber tut Genosse Beria?

Er läßt sich ausgerechnet dann liquidieren, wenn der neue Band erschienen ist, in dem er als die »Verkörperung der menschlichen Güte und uneinnehmbare Festung des Sozialismus« aufgeführt wird.

Glücklicherweise hat die liberale kollektive Führung kürzlich eine neue, ihr würdigere Lösung gefunden. Man verbrennt das kostbare Papier nicht mehr, sondern legt nach westlichem Muster einen Korrekturzettel bei. Und so erscheint zum Begriff »Beria« folgende Richtigstellung:

Zeile 3: Anstelle »... der große Sohn der Arbeiterklasse ...« muß es heißen: »... der feiste Bastard eines faschistischen Pferdehändlers...«

Zeile 5: Anstelle »... der Held der inneren Sicherheit...« muß es heißen: »... einer der niederträchtigsten Spitzel...«

Zeile 7: Anstelle »Sein Name wird für alle Ewigkeit in unseren Herzen versiegelt bleiben« muß es heißen: »Er möge verrecken und für alle Zeiten verdammt sein. Pfui!«



Berias Henker, Genosse Malenkov, der in seiner Freizeit als Sekretär Stalins fungiert hatte, blieb länger als erwartet an der Führungsspitze. Einige lange Monate hielt er sich oben und kämpfte wie ein Löwe gegen das Wiederaufleben des Personenkults. Bis dann eines schönen Tages sein Kollege, Genosse Nikita Sergejewitsch Chruschtschow, vor dem versammelten Obersten Sowjet das Wort ergriff und die ruhmreichen Erfolge der kollektiven Führung zusammenfaßte.

Hier mein geheimes Protokoll über diese denkwürdige Veranstaltung:

## ENDE DES PERSONENKULTS

**G**enossen! Arbeiter! Bauern! Fortschrittliche Intelligenz! Geneigte und potentielle Kameraden! Volksmassen! Wir sind hier und heute zusammengetroffen, um öffentlich die Situation zu analysieren, die nach dem unerwarteten Ableben

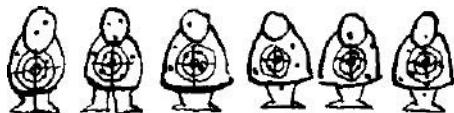
des Genossen Stalin (alles erhebt sich in bewegter Trauer), der zweifellos das größte Scheusal auf Gottes Erdboden war (alles setzt sich in tiefster Verachtung), entstanden ist. Schon Genosse Lenin hatte seinerzeit über ihn gesagt: »Dieser Stalin gleicht einer Schwiegermutter. Es lebt sich besser ohne sie.« Und Genosse Lenin hatte recht, Genossen. Heute dürfen wir es endlich enthüllen: Genosse Stalin hat hin und wieder ohne jeden Grund gemordet (allgemeines Erstaunen), er hat alle seine Kollegen aus dem Weg geräumt, er hat gestohlen, gelogen, betrogen, geraubt, gefälscht, unterschlagen, Ehebruch begangen und falsch geparkt. Er verlangte göttliche Bewunderung, und wir, Genossen, wir bewunderten (Applaus) auch noch dieses Arschloch (»Schande! Schande!«). Stalin ließ die Minister vortanzen, und wir, Genossen, wir haben den »Kasatschok« lustvoll nach seiner Pfeife getanzt (rauschender Beifall). Nicht jetzt, Genossen! (Beifall bricht ab.)

Genosse Lenin sagte: »Die kollektive Führung ist das einzig wahre Pfand gegen den Mißbrauch des Menschen durch den Menschen und andersrum.« Die Genossen fragen sich jetzt sicherlich, warum? (»Warum, warum?«) Nun, Genossen, wenn ihr schon fragt, dann bin ich stolz, euch mitteilen zu dürfen,

daß die kollektive Führung, bestehend aus solch untadeligen Friedenskämpfern wie den Genossen Beria, Malenkow, Molotow, Kaganowitsch, Spilow, Bulganin (die Anwesenden brechen bei der Nennung dieser edlen Liste in anhaltenden Beifall aus), diese kollektive Führung hat also beschlossen, eine totale Liberalisierung durchzuführen, wie sie die Welt in diesem Ausmaß noch nicht erlebt hat und vielleicht auch nicht mehr erleben wird. Ich glaube nicht, daß ich die Mitglieder der kollektiven Führung im einzelnen vorstellen muß. Jeder von ihnen ist ein vorzüglicher Kommunist, allzeit bereit, jegliches Anzeichen interner Sabotage rücksichtslos auszumerzen. Wie auch jetzt, im Falle des internationalen Agenten Beria, der sein Schicksal vor kurzem in die Hände des Volkes gelegt hat (flüsternde Buhrufe gemischt mit angenehmer Überraschung). Danke. Aus dem Beweismaterial ging eindeutig hervor, daß eben jener professionelle Killer Beria im Alter von zwölf Jahren dem Spionagenetz der NATO beigetreten war und plante, Moskau in Brand zu stecken und sich selbst zum Kaiser zu krönen. Außerdem war er ein Lügner. Sollte sich unter uns ein Genosse befinden, der einen Einwand vorzubringen hat, der möge bitte die Hand heben (bleibt aus). Danke, Genossen.

Ich beabsichtige nicht, mich allein der Entlarvung dieses plutokratischen Spions zu brüsten. Nein, Genossen. Ich sehe es als angenehme Pflicht an, auch die proletarische Wachsamkeit des Genossen Malenkow (tobender Beifall) lobend zu erwähnen, unter dessen bewährter Führung wir derzeit entschlossen einen feierlichen Freiheitsruf (»Freiheit! Freiheit!«) der verbrüdeten Volksdemokratien verlautbaren. Sicherlich gibt es aber einige Genossen, die befürchten, zuviel Freiheit in unseren Kolonien könnte eine Abwertung des Rubels zur Folge haben. Für diese Ungläubigen haben wir nur die eine Antwort parat: Bitte, Genossen, habt doch ein wenig Vertrauen in die kollektive Führung. Gebt uns ein wenig Zeit, und wir werden euch zeigen, wie wir diesen aufgeblasenen Fettwanst Malenkow ausradieren (anhaltender Jubel). Ich danke euch, Genossen. Eure Beifallsbekundungen sollten jedoch nicht nur mir gelten, sondern in erster Linie den altgedienten Genossen Molotow, Spilow und Kaganowitsch (allgemeine Begeisterung, vereinzelte anerkennende Zwischenrufe). Ohne sie wäre es nie

und nimmer gelungen, die konsequente Friedenspolitik unserer Partei zu verwirklichen, die auf der sofortigen Entfernung der Sau Lasar Moissejewitsch Kaganowitsch aus ihren Reihen basiert (donnernder Applaus, vereinzelte rassistische Buhrufe). Ich danke euch.



Ihr könnt euch ja gar nicht vorstellen, liebe Genossen, wie wohl mir bei dem Gedanken ist, die Verantwortung der Regierung nicht ausschließlich auf meinen gebeugten Schultern zu wissen. Dies ist jedoch noch lange kein Grund, auf eine selbstkritische Betrachtung der Partei zu verzichten. Ganz im Gegenteil, Genossen. Wenn Genosse Spilow beispielsweise glaubt, Genosse Molotow sei der sozialistischen Disziplin abträglich, so muß er von seinem kameradschaftlichen Recht Gebrauch machen, und den Genossen Molotow selbstkritisch unter die Lupe nehmen dürfen. Ist es nicht so, Genossen? (»Ja. Ja.«) Genosse Spilow darf durchaus seine eigene Meinung äußern, die von der kollektiven Führung respektiert werden kann, oder auch nicht. In diesem spezifischen Fall respektieren wir sie unbedingt, da die verschwörerischen Umtriebe des Molotow-Ringes seit langem untragbar geworden sind (lautstarke Beschimpfungen). Die Schlägerbande Molotows bezog Zahlungen vom amerikanischen Außenministerium unter dem Kennwort »Ungarischer Aufstand« und verfolgte eine Annexion der Ukraine durch die zionistische Gemeinde in Miami Beach (Erstaunen). Ja, Genossen, in allerletzter Minute entging die kollektive Führung der abscheulichen Verschwörung all dieser Straßenräuber, vom tollwütigen Hund Spilow bis hin zum ekelhaften Mikojan (heftige Wutausbrüche), ehm ... Moment... Mikojan noch nicht (»Mi-ko-jan! Mi-ko-jan!«).

Ja, liebe Genossen, als wir uns an die große Aufgabe machten, den Personenkult abzuschaffen, glaubte niemand an unseren Erfolg. Nur ich und mein alter Freund, der edelmütige Marschall Bulganin (geräuschvolle Bewunderung), hatten den

unerschütterlichen Glauben an die Zukunft. Und nun, Genossen, geht der Traum der Menschheit in unserer Generation in Erfüllung. Ich bin stolz, hier und heute verkünden zu können, daß wir diesen klapprigen Greis Bulganin ein für allemal loswerden können. Ja, da staunt ihr, Genossen. Genossen, habe ich nicht eben gesagt, daß ihr staunt? (Allgemeines Saunen.) Ihr sollt jedoch wissen, daß dieser senile Kriminelle die kollektive Führung ausschalten wollte, um zuletzt an die alleinige Macht zu gelangen (ohrenbetäubender Lärm). Darüber hinaus hörte er Rockmusik (rhythmisches Klatschen). Aufhören! Und er bohrte auch in der Nase. (»Nicht möglich!«) O ja, liebe Genossen, so unproletarisch dies auch klingen mag, Marschall Bulganin war ein Nasenbohrer (Pfiffe). Danke, Genossen.

Wie ihr also seht, Genossen, kann die kollektive Führung nur mit einer einzigen, starken Persönlichkeit bestehen, die ihre Kraft ungestört der Förderung der kollektiven Idee widmen kann. Ja, Genossen, was wir heute brauchen ist ein starker, kollektiver Leiter, ein vorbildlicher Führer der Arbeiterschaft, eine leuchtende Plejade auf der Milchstraße des Sozialismus, um nur einige seiner untergeordneten Eigenschaften zu nennen. (»Chru-schtschow! Chru-schtschow!«) Danke, Genossen! Ich werde mir in naher Zukunft schwarze Haare und einen kleinen Schnurrbart wachsen lassen, wenn ihr nichts dagegen habt. (»Nein! Nein! Ganz im Gegenteil!«) Ich danke euch, Genossen. Irgendwelche Fragen? Aber bitte, Genossen, niemand hat eine Frage? Ausgezeichnet. Die vorderste Reihe soll dann bitte aufstehen, und mir einen kleinen lustvollen Kasatschok vortanzen. (Die erste Reihe steht auf und tanzt lustvoll einen kleinen Kasatschok.)



Die Enthüllungen über die Verbrechen Stalins in der weltbekannt geheimen Rede des Genossen Chruschtschow versetzten die Zuhörer auf beiden Seiten der Welt in fassungsloses Staunen. Im Westen staunte man über die Verbrechen, im Osten über die Enthüllungen.

In den diversen kommunistischen Parteien der Freien Welt häuften sich die Ohnmachtsanfälle. Die westlichen Genossen gerieten in Panik und suchten hektisch nach einer plausiblen Erklärung für die »blasphemische Rede«, die Stalin so mir nichts, dir nichts aus den Reihen der Heiligen exkommunizierte.

Die Kommunisten im Westen waren in die Zwickmühle geraten. Einerseits bewunderten sie aus purer Gewohnheit immer noch uneingeschränkt den verblichenen Generalissimus, andererseits durften sie keinesfalls daran zweifeln, daß der Führer der Sowjetunion, Nikita Sergejewitsch Chruschtschow, hundertprozentig recht hatte.

Der Ausweg aus dem Dilemma wurde denn doch gefunden:

»Genossen! Genosse Chruschtschow sagte mit proletarischer Offenheit, Genosse Stalin habe Schreckliches verbrochen, Millionen unschuldiger Menschen ermordet und das Land zu einem überfüllten Gefängnis gemacht. Ja, Genossen, niemand will diese Behauptungen bestreiten. Dem Genossen Stalin sind sicherlich Fehler unterlaufen. Er war nicht perfekt. Sagen wir nicht ganz perfekt. Oder vielleicht war er ganz perfekt, aber das ist ja noch lange kein Grund, sich so aufzuführen. Die Frage, die uns in diesem Stadium dialektischer Entwicklung beschäftigt, ist, ob der Genosse Stalin den Personenkult aus persönlichen Motiven betrieb.

Nein, Genossen, Generalissimus Stalin war zeit seines Lebens einsam und allein, man kann ihm nicht verübeln, daß er sich nach ein wenig Liebe sehnte. Wer nach Fehlern sucht, Genossen, der findet sie auch bei anderen Menschen. Auch Genosse Stalin war nur ein Mensch aus Fleisch und Blut, und wir, Genossen, wir müssen ihn nehmen, wie ein Sohn seinen Vater hinnimmt. Denn er war uns ein wahrer Vater, ein gütiger Wohltäter, liebevoll und human, einzigartig in seiner Generation, ein strahlendes Gestirn, kurz — erhebt euch bitte, Genossen — Stalin ist tot, es lebe Stalin!«

Im Friedenslager ging inzwischen die forcierte »Entstalinisie-

rung« in eine gemäßigte »Liberalisierung« über, die durch die Säuberung der noch verfügbaren Verschwörerbanden immer mehr in Schwung kam. Dieser ermutigende Prozeß wurde Tag und Nacht unermüdlich fortgesetzt. Der kollektive Führer der bolschewistischen Partei, Genosse Chruschtschow, erwies dem Westen eine Höflichkeit nach der anderen. Das zeigte sich auch darin, daß westliche Diplomaten sich statt 2.0 jetzt 35 km von Moskau entfernen durften. Es kursierten sogar Gerüchte, daß die Partei im Rahmen der neuen Friedenskampagne bereit war, offiziell anzuerkennen, daß die Makkaroni nicht von sowjetischen Wissenschaftlern erfunden waren.

O ja, ein frischer liberaler Wind wehte damals im Osten Chruschtschows. Der sowjetische Bürger, der in den finsternen Stalinzeiten schon beim geringsten Vergehen ohne jeden Prozeß an die Wand gestellt worden war, konnte jetzt mit einer fairen Verhandlung rechnen, bevor er an die Wand gestellt wurde. Ein unbekannter Schriftsteller namens Solschenizyn oder so ähnlich veröffentlichte gar ein Buch über Konzentrationslager mit dem Titel »Ein Tag im Leben des Iwan Denisowitsch«. Was gar die gefürchtete geheime Staatspolizei betrifft: sie wurde gänzlich abgeschafft. An ihrer Stelle wurde eine »staatliche Ordnungsbehörde« ins Leben gerufen.

In dieser kurzen, aber glücklichen Epoche mußte der Sowjetbürger nicht mehr zusammenschrecken, wenn es nachts an die Türe klopfte. Er wußte, daß sich die Zeiten geändert haben. Jetzt wurde man erst am Morgen abgeholt.



Die galoppierende Entstalinisierung hatte auch Auswirkungen auf die Politfamilie. Eines schönen Tages beschloß Chruschtschow, höchstpersönlich mit seinem Gefolge mal bei Marschall Tito vorbeizuschauen. Das Versöhnungstreffen in Belgrad zwischen der sowjetischen Spitze und dem jugoslawischen Führer verlief reichlich angespannt, eigentlich ohne jede Herzlichkeit.

*Chruschtschow:* Also ...

*Bulgarin:* Hm ...

*Tito:* Habt ihr etwas gesagt?

*Chruschtschow:* Wir wollten wissen, ob du noch sauer bist.

*Tito:* Ja, sehr, manches kann man nicht so leicht vergessen. Schließlich stand in der »Iswestija«, ich sei »eine ekelhafte Mischung aus Abschaum der Menschheit und vertrockneter Scheiße«.

*Die Delegation* (kichernd): Ach, Quatsch ...

*Gromyko:* Beria war immer so schrecklich ordinär.

*Tito:* Und auf wessen Mist ist die Karikatur im »Krokodil« gewachsen, auf der ich als Laus mit großen Kulleraugen auf der Leiche des Sozialismus herumkrabbele und brülle »Ich sauge das Blut der Arbeiter, bis ich platze, ha-ha-ha«?

*Bulgarin:* Keine Ahnung. Ich lese prinzipiell keine Zeitungen.

*Tito:* Wer war's also?

*Chruschtschow* (erinnert sich plötzlich): Ach ja, stimmt, einmal war ich bei Beria, da sah ich, wie er diese Karikatur hinkritzelte. Ich sagte noch zu ihm: »Hör mal, Beria, das ist einfach geschmacklos. Tito ist doch ein toller Kerl.« Da wurde Beria wütend und rannte zu ... na, wie hieß er denn noch ... verdammt, es liegt mir auf der Zunge ...

*Mikojan:* Stalin?

*Chruschtschow:* Ja, genau! Beria rannte zu Stalin und beschwerte sich bei ihm, ich wäre auf Titos Seite.

*Tito* (leicht mißtrauisch): Also hört mal, die berühmten Kominform-Pamphlete über mich waren aber nicht von Beria unterschrieben.



*Bulgarin* (schmunzelnd): Ach ja, die köstlichen Pamphletchen ...

*Chruschtschow*: Hauptsache, Berias Zeiten sind vorbei. Als wir gemerkt hatten, daß er dich nicht mag, haben wir ihn unverzüglich erschossen.

*Tito*: Ich weiß, ich hab's in der Zeitung gelesen. Aber meinetwegen wäre das wirklich nicht nötig gewesen ...

*Chruschtschow*: Ach, ist ja nicht der Rede wert. Was tut man nicht alles für Freunde.

*Frau Tito* (nach Abgang der Delegation): Tito! Wer hat denn das Loch in die neue Tischdecke gebrannt?

*Tito*: Na wer wohl?

*Frau Tito*: Beria?

*Tito*: Wer denn sonst?

Erlauben Sie mir, noch ein paar andere wichtige Informationen zu Präsident Titos Charakter vorzulegen.

Vor einigen Jahren erteilten mir die jugoslawischen Behörden die Sondergenehmigung, einer Einladung der dortigen Schriftstellervereinigung zu folgen, ungeachtet meiner Nebenbeschäftigung als zionistischer Agent. Meine jugoslawischen Kollegen holten mich gegen Abend am Flughafen ab, und in ihrem genossenschaftseigenen Wagen fuhren wir in die Stadt. Diese Geste war deshalb so bemerkenswert, da in jener Blütezeit der sozialistischen Wirtschaft der monatliche Benzinkonsum auf vierzig Liter pro Mann und Nase limitiert war. Außerdem gab es in den Städten keinen Funken Elektrizität. Mit Ausnahme der Hotels und der Parteizentralen natürlich. Ich erwähne dies nur, da gerade zu jener Zeit Titos Todestags gedacht wurde und das Porträt des geliebten Marschalls tausendfach von den Häuserwänden grüßte. Leider konnten wir die Plakate nicht erkennen, da, wie gesagt, keine einzige Straßenlampe brannte. Jugoslawien konnte nämlich seine Ölrechnungen nicht mehr bezahlen, und »Ohne Strom kein Licht«, wie Genosse Lenin so treffend formulierte.

Während unserer Fahrt rief plötzlich einer der kroatischen Schriftsteller erregt aus:

»Da! Schauen Sie, dort drüben links, dort fängt es an!«

»Was«, fragte ich, »was fängt an?«

»Warten Sie's nur ab.«

Es verging eine Viertelstunde mysteriösen Schweigens. Wir fuhren an Hügeln vorbei, an Mauern, an Parkanlagen und schönen Landhäusern, bis mein kroatischer Kollege wieder laut rufend nach links deutete:

»Hier, hier hört es auf!«

»Was hört auf?«

»Das Anwesen der Familie Tito natürlich.«

So erfuhr ich also, daß dieser so volksnahe Führer die Prinzipien des ausgleichenden Sozialismus mit seiner persönlichen Neigung zum Sammeln von Latifundien und Palästen genial verbunden hatte. Ganz zu schweigen von seinen über Jugoslawien strategisch verstreuten Jagdrevieren, die seit der Oktoberrevolution als traditionelles Markenzeichen des durchschnittlichen, kommunistischen Führers eingeführt sind.

Die ideologische Schönheit, die diesem Phänomen innewohnt, entdeckte außer mir auch noch der jugoslawische Schriftsteller Milovan Djilas. Er war nicht nur ein berühmter Ideologe, sondern auch Stellvertreter und enger Freund Titos. Eines Tages ging die Fülle der Paläste jedoch sogar ihm auf den Geist, und er verfaßte sein bekanntes Buch »Die neue Klasse«. Darin behauptet Djilas, in den kommunistischen Regimen sei im Laufe der Jahre eine neue Parteiaristokratie entstanden, die der Originalvorlage in nichts nachstünde. Für diese Impertinenz wurde er von seinem Freund, dem Jäger, für mehrere Jahre ins Gefängnis geworfen, in der Hoffnung, er werde diesen Wink richtig verstehen. Milovan Djilas verstand jedoch gar nichts und blieb bei seiner Meinung und in seiner Zelle, bis der Marschall in die ewigen Jagdgründe einging. Die Thronfolger ließen ihn dann vorübergehend frei. Genosse Djilas steht auch heute noch voll hinter seiner Theorie, und ich muß ihn deshalb eines großen Irrtums zeihen.

Worin liegt also der Irrtum des Genossen Djilas?

Genosse Djilas unterlief der Irrtum, an den Ausspruch des Genossen Lenin »Wachsame Kritik ist die effektivste Waffe des Parteiapparats« zu glauben. Soweit ich mich auskenne, hat Genosse Lenin das nicht ganz so ernst gemeint. Einen zweiten großen Irrtum beging Genosse Djilas in der Annahme, das Jugoslawien Titos sei so etwas wie eine bürgerliche Demokratie. Dabei ließ er ganz außer acht, daß der Marschall das bißchen

Freiheit und die paar Menschenrechte nur eingeführt hatte, um Stalin zu ärgern.

Womit hatte Genosse Djilas hingegen völlig recht?

Damit, daß eine neue Parteiaristokratie entstanden war. Schließlich ist es ja wirklich nicht möglich, daß jeder in einer Villa wohnt und eine schwarze Limousine mit Chauffeur sein eigen nennt, nicht wahr?

Natürlich gibt es verschiedene Arten von Aristokratie. Die altmodische Art ist von irgendeinem volksfremden Feldherrn, einem König oder jemand ähnlichem erfunden worden, den man ehrerbietig »Ihre Majestät« ansprechen muß. Diese gekrönten Taugenichtse kann man übrigens auch heute noch sehen. Manchmal beim Fußballspiel, auf dem Fahrrad oder in einer Disco.

Dann gibt es aber auch noch eine andere Aristokratie, von einem volksnahen Volksführer ins Leben gerufen, einem aus den eigenen Reihen, aus dem gleichen Holz geschnitzt wie wir alle. Man nennt ihn »Genosse«. Ja, ganz einfach, Genosse. Aus der Nähe kennt das Volk diesen volksnahen Führer allerdings nicht. Zumindest bis zu seinem frühzeitigen Ableben. Dann nämlich wird seine ausgestopfte Leiche in einem Glassarg im Heiligtum des Sozialismus für die breiten Volksmassen aufgebahrt.

Und dann ist er unsterblich.



Ja, nur in ganz seltenen Ausnahmefällen hat sich Kritik am Kommunismus bezahlt gemacht. Natürlich auch nur dann, wenn es sich um die sogenannte konstruktive Kritik handelte.

Nehmen wir als Beispiel dafür den Fall Wurga. Im Jahre

1950 hat Generalissimus Stalin seinen bewährten Wirtschaftsberater, Herrn Professor Warga, befragt, ob die amerikanische Krisenwirtschaft im nächsten Jahr endlich ihren widerwärtigen Geist aufgeben würde. Der Professor antwortete, dies sei leider unwahrscheinlich. Darauf wurde der schäbige Dilettant umgehend ins nächste Kerkerloch geworfen, wo er verrecken sollte. Zehn Jahre später, 1961, wurde er im Rahmen einer Generalamnestie für Wirtschaftskriminelle freigelassen, übte unverzüglich Selbstkritik und gestand seinen Irrtum ein.

Dies sind aber nur lächerliche kleine Pannen, wie sie leicht einmal vorkommen können, Bagatellen in Anbetracht der gewaltigen internationalen Erfolge des kollektiven Chruschtschow. In seiner zwölfjährigen Amtszeit sah es tatsächlich so aus, als würde er sein Versprechen halten können, »das kapitalistische Regime endgültig zu begraben«.

Besondere Beachtung verdient der Beitritt Fidel Castros ins allmächtige Friedenslager. Um so mehr, als ihm ausgerechnet die Amerikaner beim Stürzen des früheren korrupten Regimes in Kuba tatkräftig beigestanden waren. Aber die Liebe ist ja bekanntlich eine Himmelsmacht. Ja, der junge, vollbärtige Revolutionär hatte sich Knall auf Fall in die Tugenden des Marxismus verschaut, und ließ kurzerhand Amerika sitzen. Seither befinden sich die beiden benachbarten Staaten permanent auf der Schwelle eines Krieges, manchmal sogar ein klein wenig darüber. Es ist ganz so wie zwischen Hund und Katze. Oder eher wie zwischen Maus und Elefant.

Aber Ehre, wem Ehre gebührt. Castro ist vielleicht nicht der größte Kommunist aller Zeiten, bestimmt aber der größte Fernsehfan. Besonders liebt er Fidel auf dem Bildschirm. Vielleicht hatte er ja vor, ins Guinness-Buch der Rekorde einzugehen. Ich habe jedenfalls einen vergilbten Artikel aufgestöbert, in dem ich seinerzeit eine Woche im Leben des kubanischen Führers festgehalten hatte. Als Titel wählte ich einen Begriff aus der Welt der fortschrittlichen Psychiatrie.

*Sonntag:* Dr. Fidel Castro hielt eine Rede im Fernsehen, in der er Stellung nahm zur merklichen Abkühlung in den Beziehungen zu den USA als Folge seiner gestrigen Rede im Fernseh-

hen. Der Staatsmann warnte die Amerikaner, die Kubaner seien zwar kein Volk der großen Worte, deswegen ziehe man vor den Imperialisten aber noch lange nicht den Schwanz ein. Die Sendung lief knappe sechs Stunden, und Fernsehapparate älteren Jahrgangs kündigten massenweise den Dienst auf. Nach der Sendung fanden vor dem Studio nächtliche anti-amerikanische Demonstrationen statt. Dr. Castro ergriff das Wort und hielt bei Mondschein eine umfassende Rede, in welcher er den finsternen amerikanischen Regierungsapparat als den alleinigen Verantwortlichen für die lokale Bargeldknappheit entlarvte. Bei dieser Gelegenheit erinnerte Dr. Castro die Demonstranten daran, am nächsten Morgen in aller Früh seiner Rede im Radio zuzuhören, die diesmal statt der Aerobic-Sendung »Fit durch den Tag« gesendet würde.

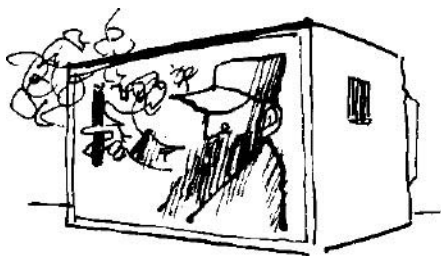
*Montag:* Die Rede, die mit anti-amerikanischen Seitenhieben gespickt war, brach völlig unerwartet um 16 Uhr 30 ab. Die Rundfunkanstalten gerieten in eine höchst peinliche Situation, da für diesen Tag keine weiteren Sendungen eingeplant waren.

*Dienstag:* Der amerikanische Botschafter wurde zu Dr. Castro beordert und verwarnt, die USA würden eins draufkriegen, wenn sie sich weiterhin so unmöglich aufführten. Während der Debatte, die übrigens live im Fernsehen ausgestrahlt wurde, wollte der Botschafter wissen, worum es denn eigentlich ginge. Dr. Castro erläuterte ihm die Gründe in einem umfassenden historischen Abriß, der wenig Sympathie für die USA und ihren verkalkten Präsidenten vermuten ließ. Nach dem Referat wurde der Botschafter mit einer Ambulanz in seine Residenz gebracht, von wo aus er telegraphisch seine, sofortige Versetzung aus gesundheitlichen Gründen beantragte. Wegen des starken Föhns im Süden des Landes wurden die anti-amerikanischen Demonstrationen wieder aufgenommen.

*Mittwoch:* Das Fernsehen teilte mit, Dr. Castro werde heute keine Rede halten, es bestünde jedoch absolut kein Grund zur Besorgnis. Dr. Castro bestätigte diese Mitteilung persönlich in einem aufmunternden Fernsehauftritt (10.15—21.00), in welchem er die USA unter anderem einer nie endenden Hetzkampagne gegen Kuba beschuldigte.

*Donnerstag:* Wie aus staatlichen Quellen verlautete, werde Dr. Fidel Castro seinen Wohnsitz in das Gebäude der Fernsehanstalten verlegen, um den lebendigen Kontakt zu seinem Volk ohne jede Unterbrechung aufrechtzuerhalten. Der Staatsmann nützte die Gelegenheit, sich in einer »Rede für Frühaufsteher« an die Nation zu wenden, und die USA wegen ihrer Einmischung in die souveräne sowjetische Raketenpolitik in Kuba scharf anzugreifen. Nach dieser Rede zog die begeisterte Menge in einem Fackelzug zur amerikanischen Botschaft, warf dort alle Fenster ein, und skandierte lautstark »Nieder mit den Amis, die das Fernsehen erfunden haben!«

*Freitag:* Die amerikanische Regierung kürzt die Wirtschaftsbeihilfe für Kuba. Die Fernsehdirektoren fordern die Bevölkerung auf, einen Popcorn-Vorrat für lange Fernsehabeude anzulegen.



Nichts wirft ein helleres Licht auf die Dialektik des Materialismus als die stürmische Liebesaffäre, die sich in den fünfziger Jahren zwischen Nikita Chruschtschow und dem ägyptischen Präsidenten Gamal Abd el Nasser abspielte. Auch hier zeigte sich wieder: Liebe kennt keine Grenzen. Nikita las Nasser einfach jeden Wunsch von den Augen ab und überhäufte ihn mit

kostbaren Geschenken wie Raketen, Staudämmen, Schiffen, Bargeld — für Gamal alles nur vom Feinsten. Es muß schon ein tolles Gefühl sein, sich so völlig auf eine befreundete Großmacht verlassen zu können.

Kennzeichnend für dieses überaus herzliche, auf gegenseitiges Vertrauen gründende Verhältnis war zum Beispiel das Schreiben, das Nasser dem Genossen Chruschtschow in jenem heißen Sommer zukommen ließ:

»Du hast sicher erkannt, liebster Niki«, so Gamal, »daß unsere junge Republik in der letzten Zeit auf eine harte Probe gestellt wurde. Diverse revolutionäre Umstürze im einzelnen sowie das Blutbad im allgemeinen, das wir bei dieser Gelegenheit unter den Kommunisten und anderen verräterischen Elementen anrichten mußten, führten zu einer entscheidenden Einbuße des uns zur Verfügung stehenden Menschenmaterials und gefährden außerdem unsere wirtschaftliche Stabilität. Ich bin der tiefsten Überzeugung, daß die UdSSR, die Festung aller befreiten Nationen, wie in der Vergangenheit auch jetzt nicht zögern wird, den arabischen Völkern zur Verwirklichung ihrer nationalen Ziele und zur endgültigen Ausrottung des bolschewistischen Ungeziefers in ihren Reihen eine hilfreiche Hand zu leihen. Stelle uns deshalb so bald als möglich sowjetische Ausbilder zur Verfügung, die in der Ausrottung kommunistischer Untergrundkämpfer erfahren sind. Im voraus vielen Dank und im Sinne des Grußes ›Einheit — Freiheit — Sozialismus für immer

Dein Gamal«

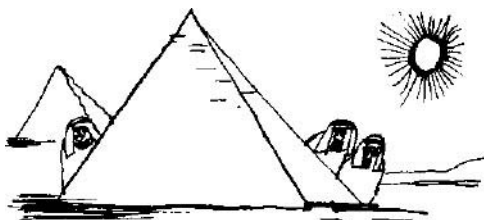
Im Kreml war man von diesem Schreiben peinlich berührt. Einerseits hatte Genosse Chruschtschow vollstes Verständnis für den Befreiungskampf der arabischen Völker gegen die imperio-zionistische Bedrohung und war durchaus bereit, Friedenswaffen zu schicken und Entwicklungshilfe zu leisten. Andererseits fragte man sich angesichts der Forderung nach Kommunistenjägern vorsichtig, ob hier nicht vielleicht kleine ideologische Mißverständnisse herrschten. Gerüchten zufolge soll eine ausführliche Debatte im Kreml stattgefunden haben.

»Genossen«, erklärte Genosse Chruschtschow, »besser wir

bilden die Araber in der Vertilgung von Kommunisten aus als die Amerikaner.«

»Ohne Zweifel«, stimmten ihm seine Nahost-Experten zu. »Aber vielleicht schicken wir nur ostdeutsche Experten?«

»Ausgeschlossen. Das würde Gamals Stolz verletzen.«



Man beendete die heftige Diskussion mit dem Beschluß, den Kampf gegen die zionistische Aggression voranzutreiben und ein Spitzenteam russischer Ausbilder zu entsenden. Ausgewählt wurden nur solche, die über umfangreiche Erfahrung in der Säuberung kommunistischer Elemente noch aus der Stalinzeit verfügten. Das Team wurde nach Ägypten geflogen und dort begeistert empfangen. Bereits am darauffolgenden Tag wurde mit dem Intensivkurs an der Militärakademie bei Kairo begonnen. In den Studiengängen über Kommunistenjagd bewiesen die gelehrigen ägyptischen Kadetten bemerkenswerten Eifer. In der anschließenden praktischen Übung gelang es ihnen sogar, das gesamte sowjetische Expertenteam zu schnappen, das nach langwierigen Verhören zugab, der kommunistischen Partei anzugehören und Befehle aus Moskau zu erhalten. Die Experten kamen vor ein Militärgericht und wurden zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Wie eine ägyptische Presseagentur verlauten ließ, forderte Präsident Nasser in seinem nächsten Schreiben an den Genossen Chruschtschow neue sowjetische Ausbilder an.



Es ist natürlich kein Kinderspiel, die Welt zu erobern. Hin und wieder kann da schon einmal etwas danebengehen. Mal geht irgendein Terrorist durch die Lappen, ein angesetzter Geheimagent wird geschnappt oder der nächste kontrarevolutionäre Aufstand der reaktionären Völker gefährdet die erfolversprechende Entwicklung. Das beste Beispiel dafür ist wohl der ungarische Aufstand im Jahre 1956, der ja bekanntlich mit dem Sieg des Sozialismus-auf-Panzerketten zu Ende ging.

Trotz der räumlichen Entfernung verfolgte ich die Ereignisse in meiner alten Heimat mit größtem Interesse. Die Berichte waren jedoch derart kontrovers, daß ich mich allein auf jenes Presseorgan verließ, dem seit jeher mein ganzes Vertrauen gilt, auf die »Prawda«.

Nach Berichten der sowjetischen Nachrichtenagentur »TASS« verlief der ungarische Aufstand folgendermaßen:

»Es handelte sich um einen unbedeutenden Polizeieinsatz, bedingt durch einige kriminelle Übergriffe weniger kontrarevolutionärer Elemente. Das ungarische Volk unterstützte die sowjetische Armee nach allen Kräften bei ihren Bemühungen, den Aufstand des ungarischen Volkes niederzuschlagen.

Die in Schutzhaft befindlichen kontrarevolutionären ungarischen Elemente wurden bereits nach Hause gebracht und haben ihre gewohnte Tätigkeit in Sibirien wieder aufgenommen. Der ehemalige ungarische Ministerpräsident Imre Nagy mußte, um dem Zorn der ungarischen Arbeiterschaft zu entgehen, die sowjetischen Militärbehörden anflehen, ihn ins Ausland zu schmuggeln. Die Forderung der UNO, zwei ihrer Beobachter nach Ungarn zu entsenden, stellt eine vulgäre Einmischung in die interne, souveräne Staatsführung der Roten Armee dar.« (TASS)

Soweit also die Lage in Ungarn im Originalton der »Prawda«, was ja schließlich »Wahrheit« heißt. Die humanitäre Militäraktion »Budapest-Kaputt« wurde ganz im Zeichen der marxistisch-leninistisch-chruschtschowischen Doktrin durchgeführt: »In einem Zeitalter, in dem die versklavten Völker nach der Befreiung von ihren Fesseln streben, muß mit stählerner Faust jeder Versuch zunichte gemacht werden, sich von den Fesseln zu befreien.«



Nach diesem Prinzip wurde der ungarische Aufstand in kürzester Frist gnadenlos von den Panzern aus der Mongolei niedergerollt. Ganze Viertel Budapests, einer der schönsten und ältesten Städte Europas, wurden dabei dem Erdboden gleichgemacht. Der Westen rührte keinen Finger, zeigte auch keinerlei schlechtes Gewissen, denn schließlich hatte er ja die Ungarn nicht darum gebeten, willkürlich Aufstände zu arrangieren. Auch den mongolischen Panzerführern war das Ganze ziemlich egal, denn die hatten sowieso keinen blassen Schimmer, wo sie waren. Zu Hause hatte man ihnen erklärt, sie hätten einen Aufstand Nazideutschlands gegen die Mongolei niederschlagen, und damit war ihre Neugier auch schon befriedigt.

Hauptsache, der Sozialismus hatte wieder einmal gesiegt. Einige rechtsradikale Zeitungen in Europa verurteilten zwar die Brutalität, mit der die Tumulte in Ungarn niedergeschlagen worden waren und die Studenten demonstrierten weiterhin gegen Franco, aber die internationalen Medien tangierte die Freiheit des kleinen tschechischen Volkes nur marginal. Sie hatten alle Hände voll zu tun mit der umwälzenden technologischen Errungenschaft des Jahrhunderts — dem sowjetischen Sputnik.



Ja, klassenfremde Elemente wie ich hatten es diesmal wirklich nicht leicht. Der sowjetische Erfolg war tatsächlich überwältigend, und stellte die technische und elektronische Überlegenheit der Freien Welt völlig in Zweifel.

Man hegte zwar den leisen Verdacht, daß der Sputnik nicht allein auf dem Mist der sowjetischen Wissenschaft gewachsen war. Vor allem lieferte er den Beweis dafür, welche der beiden Großmächte das effizientere technologische Potential hatte,

Ex-Nazi-Raketenexperten in gewünschter Anzahl anzuwerben. Das Auftauchen des Sputnik lieferte außerdem für alle Erzkomunisten den nötigen Anlaß, völlig aus dem Häuschen zu geraten.

»Er dreht sich«, brüllte auch Felix, der Rote Hammer, während er mit funkelnden Augen einen Finger euphorisch ins Weltall streckte, »er dreht sich, der kleine Teufel, er dreht sich!«

Felix selbst drehte durch. In letzter Zeit war er vom Kommunismus à la UdSSR etwas enttäuscht worden. Angefangen hatte es mit dem jähen Ende des Generalissimus, dann folgte der großzügige Verkauf sowjetischer Friedenswaffen an den Nahen Osten und dazu kam noch die drastische Beruhigung der aufmüpfigen Ungarn. Für eine Sekunde hatte es tatsächlich so ausgesehen, als würde Felix, der Rote Hammer, in mein imperialistisches Lager überlaufen. Und dann plötzlich erstrahlte dieser künstliche Mond am Himmelszelt als Fingerzeig des Schicksals, daß die Gerechtigkeit doch auf der Seite des allmächtigen Friedenslagers war.

Auch ich konnte mich wieder davon überzeugen, daß historische Gerechtigkeit nichts anderes ist als die Demonstration von Macht.

Das erinnert mich an jenen Kinobesucher, der mir während einer Filmvorstellung vorwarf, ich würde auf meinem Sitz herumrutschen wie ein Hampelmann, der Flöhe im Hintern hat. Ich fühlte mich in meiner menschlichen Ehre getroffen. In der Pause erhob ich mich also, trat auf ihn zu und holte aus, um ihm eine runterzuhauen. Da stand auch er auf. Bis zum heutigen Tag ist mir unverständlich, wie es möglich war, daß dieser Riese im Sitzen so klein aussah. Ich sagte ihm: »Na gut, dann werde ich eben nie wieder wie ein Hampelmann auf meinem Sitz herumrutschen. Bitte tausendmal um Entschuldigung.« Plötzlich war ich davon überzeugt, daß er recht hatte. Männer ab zwei Meter haben eigentlich immer recht.

So standen wir also beide, der Westen und ich, staunend und verschreckt vor der überraschenden Größe der Sowjetunion. Damit aber nicht genug. Während das allmächtige Friedenslager bereits Laboratorien und Werkstätten ins Weltall sandte, wurden die flügelahmen amerikanischen Sputniks als

»Kaputtniks« in den Westmedien verspottet. Kein Tag verging ohne die offizielle Bekanntgabe aus dem Pentagon: »Start einer neuen Versuchsrakete. Stop. Unterwegs explodiert. Roger.« So was Blödes. Wer zwang sie denn dazu, ihre Fehlschläge an die große Glocke zu hängen? Konnten sie denn nicht einfach den Mund halten? Aber nein, sie müssen mit der rührenden Naivität der demokratischen Systeme immer wieder lauthals verkünden: »Schon wieder eine hopsgegangen.« Mir aber gefällt diese überflüssige Geradlinigkeit sehr. Ich wage sogar zu behaupten, daß diese Naivität Stärke ist.

Aber was hilft mir diese schöne Theorie, wenn in der Praxis der 50,83 kg schwere Sputnik die Entfernung vom friedlichen Damaskus ins militante Sündenbabel Tel Aviv in der Rekordgeschwindigkeit von nur sieben Sekunden zurücklegte. Für uns waren diese Fakten wie Salz in eine Wunde, besonders weil der Rote Felix uns über diese Errungenschaften dreimal täglich siegestrunken auf dem laufenden hielt. Gestandene Kerle aus der Nachbarschaft weinten wie kleine Kinder, als der Mond des allmächtigen Friedenslagers fröhliche Piepstöne vom Himmel sandte, während die US-Kaputtniks wie lahme Schildkröten im Sand der Miami Beach herumkrochen.

Uns Reaktionären blieb nichts anderes übrig, als die Zähne zusammenzubeißen und auf ein Wunder zu hoffen. Und dann, ja dann, an jenem glorreichen Nachmittag, meldete das Radio, daß wir es diesmal geschafft hatten, daß der amerikanische Sputnik endlich oben geblieben war.

Ich rannte los und stürzte mich auf Felix:

»Er dreht sich, der kleine Teufel, er dreht sich«, jauchzte ich. »Es lebe der erste freie Sputnik, Chruschtschow ist und bleibt ein Glatzkopf.«

»Verdammt«, knurrte der Rote Hammer, »15 kg, einen Mond nennt ihr das?«

Aber wir waren nicht aufzuhalten:

»Das Gewicht ist völlig egal« riefen wir im Chor, »die Höhe macht es. Unser Mond dreht sich in der fabelhaften Entfernung von 2 700 km, und der armselige russische Kreisel quält sich auf der lächerlichen Höhe von müden 1700 km ab ...«

Felix schrumpfte vor unseren Augen und rannte gen Osten. Aus seinem Hintern schossen wilde Flammen, die den fernen Horizont erleuchteten.



Unsere Freude war jedoch nicht von Dauer. Kurz nachdem es den Amerikanern gelungen war, ihre Apfelsine ins All zu schießen, flog auch schon der nächste russische Sputnik ab — mit einem echten Hund an Bord. »Laika« hieß dieser erste vierbeinige Kosmonaut. Wir, die schwarzen Legionäre, mußten mit dem Bewußtsein leben, daß irgendwo dort draußen, im unergründlichen All, ein kleiner kommunistischer Hund umherschwirrte.

Gleichzeitig mit dieser Sensation geriet die westliche Welt auch durch politische Neuigkeiten in Erstaunen. Der Held des Zweiten Weltkriegs, der Mann, der Chruschtschow zur Macht verholfen hatte, der allseits verehrte Feldmarschall Schukow, war wie vom Erdboden verschwunden. Im Osten regte man sich darüber nicht sonderlich auf, wußte man doch aus Erfahrung, daß im politischen Roulette des allmächtigen Friedenslagers jeder nach Belieben und ohne weitere Erklärungen auf- oder untertauchen konnte. Im Westen blieb der Fall Schukow auch den qualifiziertesten Sowjetologen ein Rätsel mit sieben Siegeln.

Heute kann ich nun endlich verraten, was wirklich geschehen war.

#### LAIKA FLOG NICHT ALLEIN

In der Redaktion der »Prawda« saß man zu jener Sputnik-Zeit Igemütlich beisammen und verfaßte die spontane Reaktion der Massen auf die Erfolge der Regierung. Plötzlich durchschnitt der schrille Ton des Top-secret-Telefons die friedliche Sitzung. Es war der kollektivste aller Führer, Genosse Nikita Chruschtschow höchstpersönlich:

»Genossen«, verkündete er in höchster Erregung, »bald fliegt der Hund!«

Damit legte er auf. Die Nachricht verbreitete sich in der Redaktion wie ein Lauffeuer. Der Chefredakteur berief umgehend eine Notsitzung ein und gab bekannt, er wisse von höchster Stelle, daß eines der hohen Tiere bald fliegen werde.

»Wer«, fragte ein ganz Mutiger, »wer wird fliegen?«

Die intensiven Beratungen waren um Mitternacht zu Ende. Dann wurde beschlossen, daß niemand anderer der hochkarätige Verräter sein könne als Feldmarschall Schukow. Er war nämlich der Einzige, der noch nicht aus dem Weg geräumt worden war.

Die publizistische Attacke wurde im Nu verfaßt. Am nächsten Morgen erschien in der »Prawda« ein Leitartikel mit der Schlagzeile: »Schukow, Bluthund der Wallstreet.« Der Artikel zeichnete sich durch einen besonders scharfen Ton aus, aber ein Verräter der Arbeiterklasse verdient keine Samthandschuhe.

Chruschtschow las am Morgen die »Prawda« und war beeindruckt. Der Rest ist bekannt. Schukow flog. So ist das Leben.



Nachdem der Hund geflogen war, erreichte auch das erste menschliche Wesen den Weltraum, und zwar der sowjetische Kosmonaut Juri Alexejewitsch Gagarin. Ich kann mir den Namen deshalb so gut merken, da Felix der Hammer seine kleine Tochter auf den Namen Gagarin getauft hatte. Aber das war nur der Anfang. Nachdem Gagarin seinen Satelliten verlassen hatte und vor den Augen der ganzen Welt seine Morgengymnastik im All vorgeführt hatte, überraschte uns die UdSSR im Sinne des Schlagers »Everything you can do, I can do better« auch noch mit

dem ersten atomaren Eisbrecher der Welt. Das neue Wunder bahnte sich seinen Weg zum Herzen des Nordpols und pflanzte dort die Fahne mit Hammer und Sichel ins Eis.

»Gott im Himmel«, stöhnte Europa mit angehaltenem Atem, »wer stoppt den russischen Bären?«

Der liebe Gott erhörte das Gebet, und da er es ja von Anfang an abgelehnt hatte, diplomatische Beziehungen zu den Kommunisten aufzunehmen, traf er die nötigen Maßnahmen.



»Undank ist der Welten Lohn«, heißt es schon in den Schriften. Und wirklich, manchmal dauert es ziemlich lange, bis die Menschheit ihre wahren Wohltäter erkennt. Nehmen wir doch einen der ersten Wissenschaftler, Galileo Galilei, der zufällig entdeckt hatte, daß wir uns um die Sonne drehen und nicht umgekehrt. Zeit seines Lebens wollte man ihm an den Kragen, und erst nachdem er seinen ketzerischen Irrtum vor den Richtern der heiligen Inquisition zugegeben hatte, wurde seine Theorie anerkannt.

Auch Marx ist tot. Es war ihm nicht mehr vergönnt gewesen zu sehen, wie seine Anhänger den Menschen von seinen Fesseln befreiten. Ganz zu schweigen von Moses, der ja bekanntlich vierzig Jahre vergeblich auf ein Visum gewartet hatte...

Der einzige Glückspilz unter diesen Propheten war Mao Tse-tung. Der Große Vorsitzende wurde noch zu Lebzeiten zum Idol der chinesischen Jugend, und sein Ruf im Westen blieb bis zu seinem Tode unangefochten. In den fünfziger und sechziger Jahren erzielte er sogar atemberaubende Erfolge im literarischen Bereich.

Damals wurde nämlich sein kleines rotes Buch, eine Sammlung seiner Sprüche und Weisheiten, als unfehlbarer Ratgeber für fast alle Lebenslagen bekannt.

Aus den unzähligen Beweisen für die Magie des roten Büchleins, die die Neue Linke damals bereithielt, greifen wir nur die Geschichte eines jungen chinesischen Piloten heraus.

Dieser junge chinesische Pilot stellte während eines Fluges mit Schrecken fest, daß sein Flugzeug plötzlich an Höhe verlor. Er Heß sich jedoch nicht aus der Ruhe bringen, sondern zog behende das kleine rote Buch aus der linken Brusttasche, schlug Seite 101 auf und las: »Ein hungriger Mensch ißt, ein durstiger Mensch trinkt, aber ein Kommunist bleibt immer ein Kommunist!« Und siehe da, das Flugzeug gewann wieder an Höhe, die Motoren funktionierten einwandfrei, und der Flug wurde planmäßig fortgesetzt. Ein Wunder? Zauberei? Eine Legende? Nein. Eine Lüge.

Ja, und da war auch noch die alte Chinesin, die nicht einschlafen konnte. Die Ärzte waren mit ihrem Latein am Ende, bis die Greisin eines Tages begann, in den Weisheiten des großen Vorsitzenden Mao zu lesen. Und seither ist sie kaum noch wach zu kriegen ...

Das alles wäre natürlich noch viel amüsanter, wenn der Große Vorsitzende nicht Herrscher über fast eine Milliarde vollautomatisierter Menschen gewesen wäre. Bei den unvergeßlichen Erste-Mai-Feiern bildeten die Massen seiner marschierenden Fans, alle mit dem kleinen roten Buch unterm Arm, eine nicht enden wollende Parade. Der letzte Teilnehmer erreichte die Ehrentribüne meist erst am Ersten Mai des darauffolgenden Jahres. Bis eines Tages Mao der Sache müde wurde und nach Hause ging, um sich in das kleine rote Buch zu vertiefen: »Der Aufzug fährt hinauf und der Aufzug fährt hinunter. Lasset ihn uns gemeinsam anhalten, Genossen!«

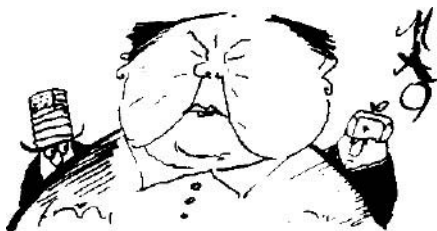
Nicht zu vergessen, daß der Große Vorsitzende von den chinesischen Verlegern ein recht gutes Autorenhonorar bezog. Die erste Auflage des kleinen roten Buches betrug 300 Millionen, beim zweiten hatte er ja schon den fertigen Bleisatz. Sollte das Werk jemals als Buchgemeinschaftsausgabe herauskommen, dann wird es gewiß weggehen wie warme Semmeln, die es in den sozialistischen Ländern nicht gibt.



Wer jedoch glaubt, daß ich mich über den Großen Vorsitzenden Mao lustig machen will, verfügt einfach nicht über das notwendige dialektische Denkvermögen, Genossen. Dieser Mann des Krieges bewahrte die Menschheit meiner Meinung nach all die Jahre vor der schrecklichsten kriegesischen Auseinandersetzung.

Wir sind sicher, nein, wir könnten sogar darauf wetten, daß ohne Mao das allmächtige Friedenslager schon längst eine nukleare Konfrontation herbeigeführt hätte. Mao gelang es auf mysteriöse Weise, die Kremelleite in den Zustand der Weisheit zu versetzen, die sie immer von neuem Dialoge mit den Amerikanern eröffnen ließ. Der Große Vorsitzende war die Rechtfertigung einer Koexistenz zwischen den USA und der Sowjetunion, er war das einzige Pfand für einen anhaltenden Weltfrieden.

Ich finde, jede westliche Stadt, die etwas auf sich hält, hätte schon längst mindestens einen Boulevard nach Mao Tse-tung benennen müssen.



Die Kontroverse zwischen den beiden Größen des Marxismus begann unmittelbar nachdem Stalin zu seinem Schöpfer hinabgerufen wurde, und Mao Tse-tung ganz allein als diensthabender Revolutionär zurückblieb. Als Nikita Chruschtschow von »friedlicher Koexistenz« und ähnlichen Kleinbürgerlichkeiten zu faseln begann, gab die Volksrepublik China bekannt, sie habe von diesem Dilettanten die Nase voll.

Die Diskussionen zwischen den beiden Großmächten verschärften sich von Jahr zu Jahr, vor allem nachdem Chruschtschow im letzten Moment dem Ultimatum Präsident Kennedys nachgegeben hatte und seine Raketen aus Kuba abzog. Mao verachtete ihn ob dieser Feigheit, und zitierte den

Lenin-Spruch: »Der bewaffnete Kampf gegen den Kapitalismus ist und bleibt die einzige Lösung für die Probleme der beschissenen Volkswirtschaft«, oder so ähnlich.

»Ihr Chinesen habt leicht reden«, beklagte sich Nikita bei seinem großen Rivalen. »Ihr habt eine Milliarde Eingeborener und nach einem Atomkrieg bleiben euch noch immer mindestens achttausend übrig. Uns hingegen allerhöchstens sechzig.«

»Das macht zusammen immerhin achttausendsechzig«, antwortete Mao, »Marx würde sagen, in dieser traurigen Welt sei das immer noch ein ausreichendes Potential zur unproblematischen Verwirklichung des Sozialismus.«

Nikita wollte aber nicht. Damals gab es in Rußland bereits Armbanduhren und Plätzchen mit Schokoladefüllung, und so hatte er überhaupt keine Lust, eine Wolke zu werden. Er ging also nach Hause, und war von nun an für die Maoisten in Ost und West nichts weiter als ein durch und durch korrupter Revisionist.

Was Chruschtschow von Mao hielt, kann ich nur ahnen, denn Nikita unterhielt als getreuer Ukrainer keinerlei Beziehungen zu zionistischen Agenten wie beispielsweise ich es bin. Immerhin war er aber dazu bereit, eine Delegation progressiver israelischer Elemente einzuladen, um den Amerikanern zu zeigen, daß sich sein Antisemitismus in erträglichen Grenzen hielt. Gleichzeitig gelang es ihm mit proletarischer List, jeglichen Kontakt zwischen den zionistischen Aggressoren und dem russischen Judentum zu verhindern.

Bei einer dieser Gelegenheiten wurde der Sohn von Felix, ein ebenso eingefleischter Kommunist wie sein Alter Herr, mit einer Gruppe linker israelischer Volkstänzer nach Moskau eingeladen. Nach seiner Rückkehr erzählte mir der fortschrittliche junge begeistert von seinen unvergeßlichen Erlebnissen im Land des verwirklichten Sozialismus.

»Schade, daß ich kein Schriftsteller bin«, schloß der junge Hammer seinen Bericht. »Ich hätte große Lust, meine Eindrücke in einem Buch für kommende Generationen festzuhalten.«

»Mach dir nichts draus«, tröstete ich den sympathischen jungen. »Ich schreibe es für dich nieder.«

## WILLKOMMEN IM FRIEDENSLAGER!

**Sonntag:** Endlich in Moskau! Die Stadt feiert das internationale Jugendfestival. Ein toller Empfang. Unsere Delegation wurde vom Leiter der sowjetischen Jugendorganisation »Komsomol« höchstpersönlich mit folgender herzlicher Ansprache begrüßt: »Der Friede ist unteilbar. Die jungen Vorkämpfer des Sozialismus sind das Pfand der Verwirklichung der klassenlosen Gesellschaft. Proletarier aller Länder, vereinigt euch. Vielen Dank.« Nach dem offiziellen Teil drückte er uns fest die Hand und fügte in persönlicherem Ton hinzu: »Tod den Imperialisten!« Wir bedankten uns: »Schluß mit dem volksfeindlichen kolonialistischen Regime!« Er erwiderte: »Schulter an Schulter bauen wir die siegreiche marxistische Volkswirtschaft.« Wir: »Amen.«

Ein bleibendes Erlebnis.

Heute abend haben wir unseren ersten Auftritt. Wir haben unsere Namen auf den Plakaten gesucht, aber dort, wo die israelische Tanzgruppe angekündigt werden sollte, stand aus Versehen die Wettervorhersage. Wir werden also schönes Wetter haben. Toll. Wir haben uns sofort mit dem Leiter des Komsomol in Verbindung gesetzt, und er hat uns versprochen, sich persönlich einzuschalten und unseren Auftritt im Radio anzukündigen. Ein toller Mann. Wir haben den ganzen Tag lang Radio gehört. Echt klasse Musik. Am Abend sind wir dann rumgelaufen und haben Flugblätter verteilt, auf denen stand, wo wir auftreten werden. Die Wachsamkeit der Volkspolizei hat sich bewährt: Die Flugblätter wurden sofort beschlagnahmt. Es hieß, während eines Festivals dürfe kein Propagandamaterial verteilt werden. Sofort setzten wir uns mit dem Leiter des Komsomol in Verbindung, der uns versicherte, beim Verlassen der Sowjetunion würden uns alle Flugblätter selbstverständlich zurückgegeben. Zu unserem Auftritt kamen 9000 Juden. Die meisten bekamen keine Karten, mußten draußen bleiben und behinderten den Verkehr in den anliegenden Straßen. Schade.

**Montag:** Wir besuchten die Kunstaussstellung des Festivals. Neben realistischer russischer Kunst wurden auch Werke aus

dem Einflußbereich des Warschauer Pakts gezeigt. Die syrische Delegation verteilte eine Broschüre, in welcher die Angriffe israelischer Terrorbomber auf syrische Kulturzentren beschrieben wurden. Wir haben uns sofort mit dem Leiter des Komsomol in Verbindung gesetzt, der uns beruhigte, die Broschüre befasse sich ausschließlich mit syrealistischer Kunst und trage keinerlei politischen Charakter, denn es lebe die Unabhängigkeit der kleinen Völker. Der Sieg des dialektischen Denkens ist sicher. Bewahret den Frieden.

Am Abend erlebten wir eine freudige Überraschung. Radio Moskau brachte jede Viertelstunde die Meldung, die israelische Tanzgruppe werde im »Theater des Kollektiven Roten Stern« auftreten. Erst in allerletzter Minute stellte sich heraus, daß es sich um ein kleines Mißverständnis handelte, da in diesem Theater die revolutionären Gitarristen aus Oman auftreten sollten. Unverzüglich setzten wir uns mit dem Leiter des Komsomol in Verbindung, der sein Bedauern über dieses Mißgeschick nicht verhehlte. Gleich ließ er für uns die große Turnhalle des Gymnasiums »Nieder mit den Kulaken« räumen. Unglücklicherweise gab es in der Schule gerade einen Kurzschluß, und so tanzten wir bei Kerzenlicht für die 20000 Juden, die das gesamte Stadtviertel Überfüllten und den Verkehr lahmlegten. Die Vorstellung dauerte bis zum Morgengrauen und war ein toller Erfolg.

*Dienstag:* Wir haben einen Fehler gemacht. Einer unserer Tänzer bekam Zahnschmerzen und so baten wir den Hotelportier um eine Aspirintablette. Schon zehn Minuten später gab der staatliche Rundfunk bekannt, die israelische Vorstellung müsse wegen eines bedauerlichen Krankheitsfalles abgesagt werden. Wir setzten uns mit dem Leiter des Komsomol in Verbindung, der seiner Erbitterung kaum Herr werden konnte und uns versprach, sich um einen Zahnarzt zu kümmern.

Anstatt aufzutreten nahmen wir an dem geselligen Freundschaftsabend mit der irakischen Delegation teil. »Gepriesene Helden Bagdads«, nahmen wir den Kontakt auf, »lasset uns unsere antiimperialistische Verbundenheit verkünden, als Demonstration des aufrichtigen Friedenswunsches der internationalen Jugend, des progressiven Gedankens!«

Der Leiter der irakischen Delegation, ein intelligenter und angenehmer junger Mann, gab in seiner kurzen Antwort der tiefen Hoffnung Ausdruck, es möge gelingen, in kürzester Zeit auch dem letzten Zionisten den Garaus zu machen. Danach spuckten sie aus und gingen fort. Wir setzten uns mit dem Leiter des Komsomol in Verbindung, der sehr wütend wurde und uns versprach, die nötigen Schritte einzuleiten. »Die Führungsrolle des industriellen Proletariats«, erklärte er, »steht völlig außer Zweifel. Unterschreibt den Abrüstungsvertrag.« Später kam es uns zu Ohren, daß er den Leiter der irakischen Delegation zu sich gebeten hatte, und sich fünfeinhalb Stunden mit ihm unterhielt. Bestimmt hat er ihm deutlich seine Meinung gesagt.

*Mittwoch:* Wieder wurde unsere Vorstellung nicht angekündigt. Wir setzten uns mit dem Leiter des Komsomol in Verbindung. Er sagte, er sei über die verbrecherische Schlamperei bereits in Kenntnis gesetzt und habe den Schuldigen umgehend nach Irkutsk verbannt, wo er inzwischen an Typhus erkrankt sei und im Sterben liege. Der Leiter des Komsomol ist schon ein toller Mann. Stets hält er uns uneigennützig die Stange. Vormittags hielten wir dann im »Theater des Krieges gegen das Westliche Ungeziefer« die Generalprobe ab. Wir wurden ein wenig gestört, weil riesige Bagger tiefe Gräben um das Theater zogen, und auch ein Stacheldrahtzaun vor dem Eingang gespannt wurde. Der Leiter des Komsomol sagte, dies sei wieder mal typisch für die sowjetische Städteplanung — immer an der Arbeit, immer bemüht, das Antlitz der geliebten Hauptstadt zu verschönern. Die stählerne Faust der befreiten Völker würde die Verschwörung der Imperialisten zerschmettern.

Als wir am Abend ins Theater kamen, waren die Gräben mit Wasser gefüllt. Auf dem Turm des Theaters drehte sich ein Scheinwerfer, der die ganze Umgebung grell beleuchtete. Etwa 70000 Zuschauer jüdischer Abstammung überquerten schwimmend die Wassergräben, durchschnitten den Stacheldraht und strömten ins Theater, in dem dann die Wände wegen Überlastung einstürzten. Die Volkspolizei setzte Helikopter ein, so daß drei Zuschauer die Flucht ergriffen. Die Vorstellung an den Ufern der Wassergräben dauerte bis zum

darauffolgenden Nachmittag. Die tiefbewegten Zuschauer stimmten mit unbeschreiblicher Begeisterung in unsere jiddischen Lieder ein.

*Donnerstag:* Heute morgen traf ein bewaffneter Bote ein und überbrachte uns die Mitteilung, daß unser Auftritt am Abend leider nicht stattfinden könne, da der Schlüssel zum »Theater des Matrosenaufstandes auf dem Panzerkreuzer Potjemkin« nicht aufzufinden sei. Der Leiter des Komsomol: »Der Verlierer des Schlüssels wird sich vor einem Militärgericht verantworten müssen. Darauf könnt ihr euch verlassen.«

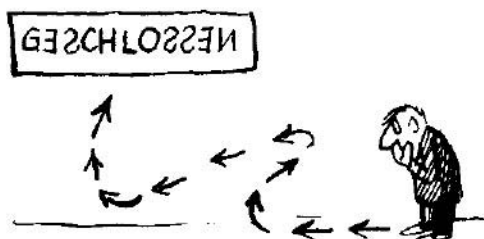
Zu seinem tiefsten Bedauern habe er leider keinen anderen Saal zur Verfügung, damit aber, Gott behüte, keine Vorstellung entfalle, habe er für uns eine geräumige Scheune auf der Kolchose »Zum Roten Schwein« in der Nähe von Omsk beschlagnahmt. Man brachte uns in Lastwagen hin, und hinter uns wurden sogleich Minenfelder gelegt. Ungefähr 135000 jüdische Zuschauer, ausgerüstet mit Minendetektoren, strömten zu Fuß aus allen Teilen Rußlands herbei. Einen vergleichbaren Erfolg hatte das Jugendfestival noch nicht gesehen. Wir tanzten und sangen mit dem Publikum bis zum übernächsten Tag.

*Samstag:* Der Leiter des Komsomol, mit dem wir in Verbindung stehen, verriet uns, daß die bisherigen Störungen durch die Überreste der Beria-Bande verursacht worden waren, jetzt aber werde alles in schönste Ordnung kommen. Und tatsächlich, schon bei Tagesanbruch wurden in ganz Moskau Schilder aufgestellt, auf denen zu lesen war: »Genosse! Hier geht's zur Vorstellung der Israelis! Kommt in Scharen!« Wir dankten dem Leiter des Komsomol für die edle Geste, er wehrte jedoch bescheiden ab: »Die Sowjetunion schreitet an der Spitze der befreiten Völker. Die Rote Armee wird jede Aggression zurückweisen.«

Vor der Aufführung folgte ich auf einem Spaziergang den Schildern und Pfeilen, die zu unserer Vorstellung führten. Ich gelangte zu einem großen Haus in einem Vorort und einem weiteren Schild: »Genosse! Geh in den zweiten Stock! Viel Erfolg!« Schon im ersten Stock las ich: »Halte deine Papiere bereit, Ge-

nosse!« und über einer Türe auf Hebräisch: »Herzlich willkommen!« Ich trat also ein und hinter dem Schreibtisch fand ich eine Friedenstruppe der Geheimpolizei vor. Ich übergab ihr meine Papiere, und nach einem kurzen, informativen Verhör wurde ich verhaftet. Der Leiter des Komsomol schaltete sich jedoch persönlich ein, und schon am nächsten Morgen wurde ich freigelassen. Das Radio meldete versehentlich, daß wegen meines Verschwindens die Vorstellung der Israelis abgesagt werden müsse. Daher kamen schätzungsweise nur 250000 Juden zu unserem Auftritt. Viele sprachen ein Gebet, und die »Jiddische Mamma« war fünfzehnmal zu hören. Die tiefbewegten Zuschauer gingen nach einer Woche schluchzend auseinander.

*Samstag:* Unsere letzte Vorstellung wurde wegen »mangelnden Publikumsinteresses« abgesagt. Wir setzten uns sofort mit dem Leiter des Komsomol in Verbindung. Dieser kam unserer Beschwerde mit größtem Verständnis entgegen und gab uns sein Wort, jetzt werde er wirklich drastische Schritte unternehmen. Und tatsächlich, eine Stunde später wurden wir in Eisenbahnwaggons verladen und nach Hause geschickt. Das Friedenslager ist allmächtig.



Die Geschichte hat ihre eigenen Gesetze, vor allem dann, Genossen, wenn man dialektisch denkt. So folgt also auf eine Ent-Stalinisierung zwangsläufig eine »Entliberalisierung«. Und genau das hat sich dann auch im Zeitalter des kollektiven Nikita im allmächtigen Friedenslager abgespielt.

Als sich der Vorhang über der neuen Szene hob, konnte man auch neue Stimmen vernehmen. Nach den Enthüllungen Solschenizyns wurden in den Literaturzeitschriften sogar ein

paar so brillante Satiren gegen die Zensoren veröffentlicht, daß ihnen nichts anderes übrigblieb, als die Satiren samt den Satirikern unverzüglich zu verbieten.

Die Situation wurde besonders heikel, als der verbotene Roman Boris Pasternaks überraschend mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet wurde. Diese allzu durchsichtige kapitalistische Provokation schrie geradezu nach sofortiger Reaktion der sowjetischen Arbeiter. In diesem Sinne wurden einige kurze Telefongespräche geführt, einige Wohnungen sorgfältig durchwühlt, bis Boris Pasternak schließlich zu der Überzeugung gelangte, aus eigenem Antrieb und ohne staatspolizeiliches Verhör auf den Preis gerne zu verzichten.

Das Absurde daran ist, daß der russische Zensor die Verleihung des Preises und das Erscheinen des Buches ruhig hätte zulassen können. Er wäre damit absolut kein Risiko eingegangen.

#### DIE TRAGÖDIE DES DR. ANDREJEWTTSCH JEJRI JURISCHKA SCHIWAGO

U nser intellektueller Zirkel traf sich am Samstag bei der Bildhauerin. Als die Dame des Hauses echten russischen Tee aus einem alten Samowar reichte, kam das Gespräch natürlicherweise auf Dr. Schiwago.

»Welch ein Buch«, hauchte der junge Architekt, »welch eine unermeßliche Fülle einzigartiger Formulierungen.«

»Hervorragende Charakterschilderungen, einmalig in der Literatur unserer Zeit«, stellte Professor Billitzer fest. »So russisch und dennoch universal.«

»Geläuterte Literatur«, warf die Gastgeberin ein, »vor allem das pseudo-historische Kapitel.«

»Welche Ausdruckskraft«, bemerkte Ben-Zion Ziegler. »Man kann das Buch einfach nicht mehr aus der Hand legen.«

»Ich warte auf die Originalausgabe in Englisch«, gab Ingenieur Glück errötend zu. »Nur deshalb habe ich das Buch noch nicht gelesen. Wovon handelt es denn eigentlich?«

»Von Dr. Schiwago«, erklärte der junge Architekt.

»Erinnern Sie sich an das Anfangskapitel, wo er so gerne möchte und alles stellt sich gegen ihn?« fragte Ben-Zion Ziegler. Wir versicherten ihm, daß wir uns selbstverständlich erinnerten, wie könnte man je ein solches Kapitel vergessen.

»Welches Kapitel?« fragte Glück.

»Ein großartiges Kapitel«, bestätigte ich, »ein ganz außergewöhnlich gutes Kapitel.«

»Genau«, stimmte der Professor zu, »ich denke oft an die tragische Reise von, na, wie hieß er doch noch, Larissa.«

»Verzeihung«, schaltete sich Bar-Honig ein. »Ist Larissa nicht ein Frauenname?«

»Eben«, sagte nun die Gastgeberin, »sie ist doch die Schwester von Voidniapin Nikolejewitsch Kujia.«

»Also wirklich«, entrüstete sich Ben-Zion Ziegler, »Voidniapin Nikolejewitsch Kujia ist der Onkel von Anna Iwanowa Alexandrowna Tschuptschik.«

»Langsam«, stöhnte Glück, »langsam.«

»Mit allem Respekt«, empörte sich nun der junge Architekt, »aber Sie haben wirklich keine Ahnung. Anna Karenina Nata-scha Tschuptschik ist die Mutter von Pawel Pawlowitsch Jussif Komsomolskaja Prawda.«

»Hören Sie mal«, unterbrach ich ihn, »haben Sie das Buch denn überhaupt gelesen?«

»Ha! Mindestens dreimal, mein Freund!«

»Wovon handelt also das Buch?« erkundigte sich Glück.  
»Erzählen Sie doch endlich.«

»Von Schiwago.«

»Na gut, aber was passiert diesem Schiwago?« fragte Glück.

»Fragen Sie lieber, was nicht passiert.«

»Also. Was passiert nicht?«

»Das kann man nicht so einfach erklären«, erklärte ich ihm.

»Aber was ist die Substanz?« (GlückJ)

»Alles mögliche.«

»Dr. Schiwago ist sozusagen ein Symbol.«

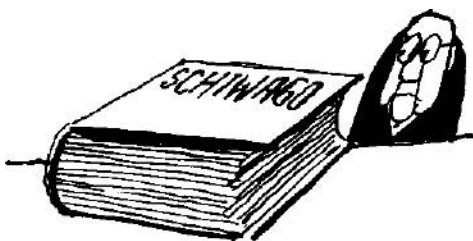
»Was für ein Symbol?« (G.)

»Ein rein symbolisches ...«

Plötzlich wurde mir schwindlig, meine Hände begannen zu zittern, mein Gesicht wurde weiß wie die Wand.

»Freunde«, brachte ich mit heiserer Stimme hervor, »ich kann nicht mehr. Ich habe Dr. Schiwago zu lesen begonnen und mittendrin aufgehört. Ich konnte die Namen einfach nicht behalten. So, jetzt ist es heraus. Machen Sie, was Sie wollen. Es ist mir egal. Dr. Schiwago ist Schwerarbeit.«

Drückende Stille legte sich über unseren intellektuellen Zirkel.



Glück brach als erster zusammen.

»Auch ich warte nicht auf die englische Ausgabe«, wimmerte er. »Ich kann ja gar kein Englisch. Ich habe das Buch angefangen ... bin bis zu Seite 14 gekommen ... bis Iwan Iwanowitsch Dschugaschwili, wenn ich mich nicht irre... und dann ... dann bin ich eingeschlafen ...«

»Gar nicht schlecht«, flüsterte Professor Billitzer mit gesenktem Blick. »Ich bin mit übermenschlicher Anstrengung bis Igor Sergejewitsch Kasparow gekommen.«

»Und ich«, so der Architekt, »bis Pjotr auf Seite 3.«

»Bis zur Titelseite.«

Und dann nahmen wir unsere literarische Diskussion entspannt wieder auf. Diesmal machte es richtig Spaß. Man sollte bei Gelegenheit wirklich mal ein Wort mit den Nobelpreisrichtern wechseln. Ich wüßte zu gern, bis zu welcher Seite sie gekommen sind.



Die Veränderungen, die sich in jenen Jahren in der europäischen Öffentlichkeit vollzogen, bewirkten eine bestimmte gesellschaftliche Entwicklung, die, aus rein soziologischer Sicht, höchst originell ist. Am besten wird diese Entwicklung durch den urbanen Prototyp des linken Intellektuellen charakterisiert, auf den ich im folgenden näher eingehen möchte. Denn ich kann ihn nicht ausstehen.

#### DER LINKE INTELLEKTUELLE

Der linke Intellektuelle ist meist Jurist, Regisseur, manchmal Maler oder ein Schreiberling, vielleicht sogar Schauspieler, Professor oder Amateurgynäkologe. Seitdem er das spießige Kleinbürgertum hinter sich gelassen hat, fühlt er sich im gesellschaftlichen Leben der Schönen und Reichen wie ein Fisch im Wasser. Aufgrund seiner künstlerischen Veranlagung ist er auch in Kreisen der Boheme ein gerngesehener Gast. Gesellschaftlich hat er auf das gepriesene einfache Leben zwar verzichtet, von seiner Ideologie ist er jedoch keinen Fingerbreit abgewichen. Er blieb der, der er schon immer war, ein Linker. Ein linker Intellektueller.

Er ist kein Kommunist. Früher vielleicht einmal, aber nicht bedingungslos. Jedenfalls spricht er schon seit einigen Jahren nicht mehr davon. In persönlichen Gesprächen läßt er sich aber nicht dazu hinreißen, Stalin einseitig zu verurteilen, und er bleibt auch weiterhin ein treuer Anhänger der dritten Internationalen, auch wenn diese vor bald fünfzig Jahren aufgelöst wurde. Wenn seine hochrangigen Gäste im Salon seiner Villa zusammenkommen und ein Plauderstündchen über die schreckliche Armut in der Sowjetunion halten, dann übt er sich in nachdenklichem Schweigen, oder wirft eine spitze Bemerkung über das erbärmliche Leben der Neger in Harlem ein. Gleichzeitig lehnt er Atomkraftwerke in seiner Wohngegend kompromißlos ab, und hat diesbezüglich sogar schon zwei Petitionen unterschrieben.

Er verabscheut den Chauvinismus und verurteilt den Krieg als völlig überflüssig. Verheiratet, gerrennt lebend. Zwei Töchter, Heidelinde und Ko, die in New Orleans zur Schule gehen.

In einer Sache kennt er aber keinerlei Kompromisse, und zwar hinsichtlich der jährlichen Parade zum unvergeßlichen Ersten Mai. Selbst bei den Cocktailpartys seines millionenschweren Schwiegervaters macht er kein Geheimnis daraus, daß für ihn die internationale Solidarität der Arbeiter das vorrangigste Anliegen ist. Er hat bisher auch niemals verabsäumt, am Tag der Arbeit ein rotes Fähnlein am Kotflügel seines Mercedes anzubringen.

Vor seiner allmonatlichen Reise nach New York, die von der Rockefeller-Stiftung finanziert wird, kann er gerade noch einige Petitionen unterschreiben, welche die unverzügliche Freilassung aller im Westen inhaftierten Terroristen fordern. Einschließlich des Mörders von Robert Kennedy, für dessen Motive er eigentlich Verständnis hat.

Ein Linker bleibt eben ein Linker. Bis heute trägt seine Kleidung eindeutig proletarische Spuren, und die Putzfrau und der Chauffeur dürfen ihn zu Hause Mike nennen. Den Imperialismus lehnt er mit aller Entschlossenheit seines Intellekts ab. Bei der Eröffnung eines neuen Nachtclubs, bei dem er stiller Partner ist, erklärte er vor Journalisten ganz ungeschminkt, er sei ein eingeschworener Marxist, und nach wie vor sei sein Lebensziel die Beseitigung aller Klassenunterschiede. »Hier stehe ich, und rühre mich nicht von der Stelle«, verkündete der linke Intellektuelle allen Beteiligten. Als er wegen Steuerhinterziehung vor Gericht stand, schickte er seinen Butler am Ersten Mai zum Fahنشwenken. Zuvor hatte er allerdings noch seinen Chauffeur entlassen müssen, da die Probezeit abgelaufen war. Statt der Abfindung konnte er dann neue Petitionen finanzieren.



Nikita Chruschtschow konnte ohne Zweifel beachtliche Erfolge in der Entwicklung nuklearer Raketen und in der Blitzunterdrückung nationaler Aufstände für sich verbuchen. Aber das sowjetische Volk stand nach wie vor Schlange vor leeren Geschäften und auch der Kapitalismus auf der anderen Seite des Eisernen Vorhangs wurde noch immer nicht begraben.

So weit, so gut, aber dann beging Nikita den schwersten Fehler, der einem wahren Kommunisten unterlaufen kann: er unterschätzte seine Kollegen.

Nach seiner etwa zehnjährigen kollektiven Willkürherrschaft stellte sich also die drängende Frage: wann, wo, wie und mit welchem Vorwand wäre Nikita am geschicktesten zu beseitigen? Und wer würde seinen Posten als Ein-Mann-Kollektiv übernehmen?

Kein Zweifel, die amerikanischen Sowjetexperten waren wieder einmal nicht zu beneiden. Aber auch über diese geheime Sitzung im Weißen Haus habe ich ein Protokoll geführt.

## WIE MAN DEN CODE KNACKT ODER DAS ZIEGENBOCKSYSTEM

In dem abhörsicheren Raum saßen drei Männer: der Chef der amerikanischen Spionageabwehr, Bernie Schwarz, weiter ein bewährter Experte für interne russische Angelegenheiten und Autor des Bestsellers »Beria, der Mann der Zukunft« sowie der persönliche Beauftragte des Präsidenten. Sie saßen stumm und regungslos, von dichtem Zigarettenrauch eingehüllt, während sich in ihren Gesichtern deutliche Ratlosigkeit spiegelte.

»Ein System«, stöhnte schließlich der Spionagechef. »Sie müssen doch irgendein System haben.«

Neuerliche Stille. Natürlich müssen sie ein System haben, wer behauptet, daß sie keines hätten, aber welches, welches nur?

»Was weiß ich?« murmelte Bernie Schwarz. »Nach letzten

Meldungen hat Chruschtschow seine Position in der Armee noch mehr festigen können.«

»Aha«, erwiderte der Chef der Spionageabwehr. »Seine Beseitigung durch die Armee steht also kurz bevor.«

»So sicher ist das nicht«, erklärte Bernie Schwarz. »Manchmal tritt auch das Gegenteil nicht ein.«

»Das System«, seufzte der Mann des Präsidenten. »Was ist bloß ihr verfluchtes System?«

Schwarz schluckte eine Beruhigungstablette:

»Eine Million Dollar für den, der mir ihr Säuberungssystem verrät. Nehmt nur die plötzliche Entlassung von Marschall Schukow. Mein Gedankengang war logisch und simpel: Zweimal hat Schukow Chruschtschow vor einer Entlassung bewahrt, folglich muß ihn Chruschtschow früher oder später entlassen. Müßte er das aber tun, dann wird er es gerade nicht tun. Tut er es aber nicht, dann wird er es erst recht tun...«

»Das System!«

Man trank noch einen Whisky.

»Nehmen wir doch einfach die nüchternen Fakten«, schlug der Spionagechef vor und begann, in den Karteikarten zu wühlen. »Marschall Bulganin saß bei der gestrigen Bolschoi-Aufführung in der zweiten Reihe.«

»Was Sie nicht sagen«, Schwarz sprang erregt auf. »Hochinteressant.«

»Auch ich finde das bemerkenswert«, meinte der Abwehrchef und zog die Akte des Marschalls heraus. »Am 7.9.1955 saß er in der dritten Reihe auf Platz 15, während er am 3.4.56 in der zweiten Reihe saß.«

»So. Auch damals schon in der zweiten Reihe«, sagte der Beauftragte enttäuscht. »Was hat sich dann geändert?«

»Gestern saß er in der Mitte.«

»In der Mitte?«

»Wenn ich es Ihnen sage. Zum ersten Mal seit der Oktoberrevolution. Das gibt zweifelsohne Aufschluß über seine gestärkte Position in der Führungsspitze.«

»Man wird ihn aufhängen«, sagte nachdenklich der Beauftragte. »Auch Beria saß immer in der Mitte.«

»Aber in der dritten Reihe!«

»Ich hab's, ich hab's!« Bernie Schwarz brach in Jubel aus. »Das ist es! Gütiger Gott im Himmel, wie blind waren wir doch. Ich hab' das System geknackt! Es werden diejenigen abgesetzt, die im Theater in den ungeraden Reihen sitzen!«

»Idiot«, sagte der Spionagechef. »Lasar Kaganowitsch selig saß immer in der vierten Reihe.«

Schwarz schluckte eine weitere Beruhigungstablette.

»Wir müssen uns langsam vortasten«, erklärte er lässig. »Hier ist doch die Sache mit dem Witz. Chruschtschow gab vorgestern beim Empfang des afghanischen Botschafters einen kleinen Schwank zum besten, die Pointe überließ er dann jedoch ganz plötzlich Mikojan, wo doch auch Breschnew dabei stand.«

»Klar«, sagte der Spionagechef. »Breschnew ist so gut wie tot«

»So hätte auch meine Vermutung gelaute, hätte nicht Breschnew an diesem Abend nur zwölf Zigaretten geraucht. Sein Durchschnitt im November war aber achtzehn. Also ist er nicht nervös.«

Peinliches Schweigen.

»Hat Kossygin gegähnt?«

»Ja, sogar zweimal, um 18 Uhr 30 und um 21 Uhr 10. Auch er ist also entspannt und seiner Sache sicher.«

»Sein Gähnen könnte natürlich auch ein verzweifelter Trick sein. Auch Molotow hatte ja seinen linken Schuh eine Woche vor seiner Entlassung unter dem Tisch abgestreift. Er wollte damit seine innere Ruhe demonstrieren«, meinte Bernie. »Wenn ich mich recht erinnere, habe ich dem Präsidenten damals mitgeteilt, daß damit das Schicksal Podgornys besiegelt wäre.«

»Mein Gott«, stöhnte der Beauftragte gequält auf. »Was sollen wir ihm diesmal mitteilen?«

Der Chef der Gegenspionage griff zum Telefon und ließ sich mit der Abteilung für Schwarze Magie verbinden.

»Die Wahrsager haben erst heute morgen die frischen Eingeweide eines jungen Ziegenbocks analysiert«, teilte er seinen Kollegen nach dem Gespräch gutgelaunt mit. »Alle Anzeichen deuten auf einen baldigen Sturz Chruschtschows hin.«

»Ja, wenn das so ist, dann wird er entlassen. Jetzt fragt sich nur, ob er zum Präsidenten des Obersten Sowjet ernannt oder gleich erschossen wird. Ich werde mich sofort mit den Computern des CIA in Verbindung setzen ...«

Der mit sowjetologischem Geheimmaterial gefütterte Computer begann, alle errechenbaren dialektischen Möglichkeiten auszuspucken:

»*Kossygin* — *Podgorny* — *Breschnew* verseuchte imperialistische Agenten. Die Genossen *Suslow* — *Poliansky* an der Spitze der Arbeitermassen.

*Poliansky* — *Breschnew* gemeine zionistisch-amerikanische Verräter. Die Genossen *Podgorny* — *Suslow* — *Kossygin* werden die eiserne Rute schwingen.

Die erbärmlichen Sklaven des Imperialismus *Suslow* — *Poliansky* — *Breschnew* — *Podgorny* haben ihr wahres Gesicht gezeigt. Der Genosse *Kossygin* ist Erbe Lenins.

*Podgorny* und *Suslow* stecken unter einer Decke mit dem Schwein *Kossygin*. Die Genossen *Breschnew* und *Poliansky* legen vorbildliche proletarische Wachsamkeit an den Tag.

Die Fahnenträger des Sozialismus, die Genossen *Kossygin* und *Podgorny* werden die kontrarevolutionären Demagogen *Breschnew* — *Poliansky* entlarven. Genosse *Suslow* wird die ruchlose Verschwörerbande ausschalten.

Die stinkenden Verfechter des Personenkults *Kossygin* — *Podgorny* — *Suslow* schrecken nicht davor zurück, ihre behaarte Pranke gegen den legitimen Führer des Weltproletariats Genosse *Breschnew* zu erheben.

Der zionistisch-trotzkistische Agent *Breschnew*...«



O nein, so einfach ist es nicht, sich in der Vielfalt des Sozialismus zurechtzufinden. Außerdem gibt es noch immer keinen Computer, der dialektisch denken kann. Auch keinen Menschen. Aber das macht nichts. Zu guter Letzt fiel das Los dann doch auf Leonid Iljitsch Breschnew, der es achtzehn Jahre nicht mehr aus den Händen ließ.

Formell hatte er noch zwei weitere kollektive Führer zur Seite, nämlich den Vorsitzenden Podgorny und den Premier Kossygin, aber die nahm niemand ernst. Überhaupt war dies eine der heuchlerischsten Epochen der modernen Geschichte, ein düsteres und deprimierendes Zeitalter, das einmal mehr zeigte, daß die Bürokratie nicht die schwache Seite des sozialistischen Regimes ist. Nein, sie ist das Regime selbst.

Breschnew hatte ja auch ein Mordsschwein.

Dieser fette Glückspilz erbte nämlich gleich mit seinem Einzug in den Kreml diesen wunderbaren Krieg in Vietnam, wo sich der fortschrittliche Norden und der imperialistische Süden bekämpften. Letzterer rief dann den verwirrten Riesen auf der anderen Seite des Pazifik zu Hilfe, der jedesmal die freie Menschheit rettet und dafür nichts als Hohn und Spott erntet.

Ja, ja, Undank ist der Welt Lohn. Ein hämisches Lächeln machte sich in jenen Jahren auf dem Gesicht der Freien Welt breit, als Amerika vergeblich den Kommunismus in Südost-Asien zu stoppen suchte. Viele atmeten sogar erleichtert auf, denn das Blühen des Kapitalismus hatte all jene geärgert, die blühende Kapitalisten nicht leiden können. Der Zorn der öffentlichen Meinung im Westen entlud sich mit Recht auf dem Haupt von Präsident Johnson, der seine »Marines« losgeschickt hatte, um dort drüben mal kurz Ordnung zu schaffen. Am Ende verrottete eine halbe Million größtenteils schwarzer amerikanischer Soldaten in den endlosen Regenwäldern Südost-Asiens.

Für den Westen war nur einer der Gegner hundertprozentig akzeptabel — Nordvietnam.

Die Tyrannen jener bemitleidenswerten Region ernteten die Sympathie, die einer kleinen Nation entgegengebracht wird, wenn sie gegen eine Großmacht kämpft. Auch wenn diese Großmacht sich noch so ungeschickt anstellt. Es fällt einem

nämlich kein anderes Adjektiv für den Koloß jenseits des Ozeans ein, der mit der festen Entschlossenheit in die Schlacht gezogen war, sie auf keinen Fall zu gewinnen. Warum? Um sich eine gute Kritik in der freien Presse zu sichern. Weswegen sonst verliert man Kriege, nicht wahr?

Und um auch den letzten Zweifel zu beseitigen, erklärte Präsident Johnson gerade zur rechten Zeit, seine Kampfverbände würden die Grenze zu Nordvietnam niemals überschreiten.

»Warum sagst du das denn nicht gleich«, fragten die Führer des Nordens, und überschritten die Grenze nach Süden.

Der Rest ist Schweigen.

Die Streitkräfte General Giobs machten in Kwang-Tri erstaunlich gute Fortschritte, bessere jedoch noch auf den Straßen von New York und Los Angeles. Die Vereinigten Staaten von Amerika können mit Stolz von sich behaupten, den absolut blödsinnigsten Krieg geführt zu haben, der jemals zwischen einem Nilpferd und einer Stechmücke ausgetragen wurde. Sie hätten diesen Krieg in zehn Tagen gewinnen können, haben ihn jedoch in zehn Jahren verloren. Wo doch jede minderjährige Großmacht bereits weiß, daß ein Krieg, den sie länger als eine Woche führt, zur Schmach wird ...

Aber am verabscheuungswürdigsten ist Nordvietnam.

Die Nordvietnamesen sind seinerzeit nicht ausgezogen, um ein vereintes, sondern um ein kommunistisches Vietnam zu schaffen. Sie verbrannten, folterten und mordeten ihre Brüder im Süden mit der gleichen Grausamkeit, mit der sie ihr eigenes Land zerstörten. Eineinhalb Millionen Nordvietnamesen kamen bei diesem sinnlosen, ideologischen Krieg ums Leben, ganz Vietnam wurde ein einziger Trümmerhaufen — und all das kümmerte die kommunistischen Despoten des Landes wie der gestrige Schnee auf dem nahegelegenen Kilimandscharo. Selbst das Schicksal ihrer Hunderttausenden von Kriegsgefangenen im Süden ließ sie völlig kalt, denn sie waren nur an der Handvoll amerikanischer Piloten interessiert, die sie wie Tiere in Käfigen zur Schau stellten ...

Die Medien der Freien Welt aber sendeten aus jener subtropischen Hölle nur Bilder von drogenberauschten US-Soldaten

und Berichte über Studenten in den USA, die grinsend ihre Einberufungsbefehle verbrennen. Ehre und Ruhm in Hülle und Fülle blieben den Schlächtern des Nordens vorbehalten, die durch ihren grausamen und überflüssigen Krieg der Menschheit nur eine einzige Lehre gebracht haben: Heutzutage werden Kriege von derjenigen Seite gewonnen, die keine Fernsehberichterstattung zuläßt.



Kurz nachdem der kollektive Leonid in aller Stille den Personenkult neu eingeführt hatte, trat auch gleich die Breschnew-Doktrin in Kraft. Ihre alleinige ideologische Bedeutung war die Festschreibung des moralischen Rechts und der heiligen Pflicht des sozialistischen Lagers, jeglichen Aufstandsversuch in den Kolonien mit brutaler militärischer Kraft niederzuschmettern. Mit anderen Worten, die sowjetischen Eroberungen bis zum Ende aller Zeiten zu verewigen.



Mit dem Aufstand in der Tschechoslowakei im Jahre 1968 bot sich eine vorzügliche Gelegenheit, die Doktrin in die Tat umzusetzen und der »Prager Frühling« wurde kurzerhand ein »Moskauer Winter«.

Zum tiefen Bedauern der hilflosen Zuschauer in der ganzen Welt hatten die Tschechen das Pech, bei ihrem mutigen Aufstand einen mutlosen Alexander Dubcek am Ruder zu haben.



Im Verlauf des düsteren tschechischen Kapitels sagten die Russen ausnahmsweise die Wahrheit, als sie behaupteten, daß der »liberale Frühling« nur eine Ausrede war. Das kultivierte tschechische Volk wollte keinen »Kommunismus mit menschlichem Gesicht«, unter anderem, weil es ihn gar nicht gibt. Sie hatten die ganze Verlogenheit satt und wollten vor ihr in den Westen fliehen, wo sie immer zu Hause waren. Die Russen wußten das, die Tschechen wußten es, auch Alexander Dubcek wußte es. Als jedoch die Friedenspanzer des Warschauer Pakts von allen Seiten anrückten, fragte Genosse Dubcek erstaunt:

»Warum haben uns unsere kommunistischen Brüder das angetan?«

Als hätte er vergessen, was in Ungarn geschehen war. Als gäbe es Gefängnisse ohne Gitter, als gäbe es eine Hölle ohne Flammen. Anstatt sein Volk noch rechtzeitig zu mobilisieren, versuchte der arme Dubcek die Meister des Betrugs zu überlisten. Als die Freiheit in Prag zu Grabe getragen wurde, marschierte er am Ende des Trauerzugs und schüttelte wehmütig seinen Henkern die Hände. Danach begab er sich in sein neues Amt als Forstwart und wartete auf Gorbatschow ...

Nein, Alexander Dubcek war leider kein slawischer Christus, der an den Zacken des Roten Sterns gekreuzigt wurde. Er war nur der unrichtige Mann am richtigen Ort.



An dieser Stelle möchte ich einen Blick auf die Kehrseite der Medaille werfen.

Es mag Gotteslästerung sein, aber ich persönlich kann mich für das Andenken des legendären Che Guevara nicht besonders erwärmen.

Einst bewunderten wir dieses Volksidol einhellig. Damals

als er noch gegen die Tyrannei antrat und nicht dafür. Als er in den Bergen Kubas noch gegen die Armut kämpfte und nicht gegen seine politischen Gegner. Danach aber hat sich der legendäre Che Guevara entschlossen, Menschen für nichts anderes als eine Viehherde zu halten, gerade gut genug für die Gulags. Als Weltrevolutionär wollte er die ganze Menschheit in den Bann des Roten Sterns zwingen. Im Rahmen seiner Exportbemühungen wurde er denn mehr oder weniger zufällig umgebracht.

In der westlichen Welt gilt er immer noch als Freiheitsheld. Noch heute werden Üppige Kränze auf seinem unbekannten Grab niedergelegt. Von Generation zu Generation wird die Legende dieses roten Robin Hood weitererzählt, der bis zum letzten Atemzug für das Regime der Folterkammer eingestanden ist...

Schnitt!

Kameraschwenk nach Moskau. Als die Tschechoslowakei überrannt wurde, wagten nicht einmal die Großen dieser Welt, ihre Stimme zu erheben. Die ganze Menschheit fiel in hilfloses Schweigen. Lediglich auf dem Roten Platz in Moskau stand ein Häuflein Menschen mit einem Spruchband: »Freiheit für das tschechische Volk!«

Die rührende Szene dauerte genau drei Minuten. Der Mann, der im Alleingang das Gewissen der Menschheit verkörperte, Pawel Litwinow, wurde natürlich unmittelbar darauf festgenommen und mitsamt seinen Komplizen vor einen sozialistischen Gerichtshof gestellt.

Pawel Litwinow stand aufrecht vor seinen Richtern. »Ich weiß, was mir bevorsteht«, sagte er, »aber ich konnte nicht schweigen.« Und in einem der unzähligen Gulags gab es einen Namenlosen mehr.

Dieser Litwinow ist ein unsterblicher Held. Er verkörpert das Gute, das Schöne und das Edle im Menschen. Für ihn demonstrierte keiner. Aber für Che.



Der Verfasser dieser Zeilen hat sich während der letzten vierzig Jahre unzählige Male gefragt: »Warum, um Gottes willen, warum demonstrieren sie denn nicht auch mal gegen die Verfolger Solschenizyns und Sacharows? Gegen die Henker der Tschechen und der Ungarn. Gegen die Antisemiten. Gegen die Lügner. Gegen die Mörder der menschlichen Seele, warum nicht?«

Es scheint, als gäbe es ein streng gehütetes Geheimnis, eine Verschwörung des intellektuellen Establishments, dessen Grundregeln sich meinem Verständnis entziehen. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß die öffentliche Meinung in der freien Welt dieses Jahrhunderts auf dem linken Auge blind war.



Ein neues ideologisches Erwachen erfaßte in jenen Jahren die Maoisten in der Welt, als die gelangweilte Gattin Maos, die Genossin Tschiang-Tsching, beschloß, sich ein riesiges Volkshappening zu leisten. Sie rief im Namen ihres senilen Ehemanns dazu auf, jedem Chinesen über 16 Jahren eine unvergeßliche Lehre fürs Leben zu erteilen.

In den ersten Tagen der Kulturrevolution führte ich ein Tagebuch, das ich hier zum ersten Mal veröffentliche. Obwohl der Stoff eigentlich eher für ein Kinderbuch geeignet wäre...

*Sonntag:* Schlag 10 Uhr bricht in der gesamten Volksrepublik China die Kultur aus. Die blutjungen Angehörigen der Roten Garde stellen den Passanten auf der Straße Fangfragen wie: »Was schrieb Mao Tse-tung über die Fäulnis westlicher Nahrungsmittel?« Wer keine Antwort weiß, dem wird flugs ein Schild mit der Aufschrift umgehängt: »Ich bin ein kontra-revo-

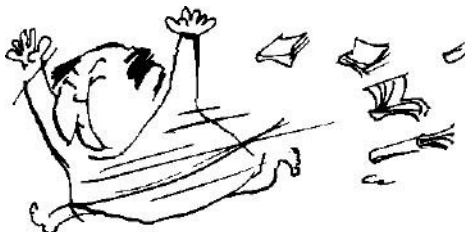
lutionares Schwein! Tretet mich ruhig in den Arsch!« Wer sich zu treten weigert, gilt als Trittsverweigerer und darf von den Passanten verhaufen werden. Wer die Trittsverweigerer nicht verhaufen, wird auf der Stelle erschossen. Bilanz: 400000 Verletzte. Mao sendet ein Grußwort: »Mögen tausend Blumen erblühen und tausend Verräter gehängt werden.«

*Montag:* Auf den Straßen darf man sich nur unter ständigem Lesen von Maos Büchern vorwärts bewegen. Bilanz: ^00000 Verkehrsunfälle. Die Rote Garde: »Mao schrieb: Die Revolution fordert Opferbereitschaft.« Die Jugend überprüft die proletarische Sittsamkeit in den Wohnungen. Wer Schuhlöffel besitzt, wird unverzüglich erschossen. In den Randbezirken patrouilliert die blutjunge Garde von Haus zu Haus und wirft die Bewohner der höchsten Stockwerke aus dem Fenster. »Mao schrieb«, so sagen sie, »wer sich hoch über die Massen stellt, der spuckt der Revolution mitten ins Gesicht!« Mao berichtigt: »Von Stockwerken war nie die Rede.« Die Garde: »Mischen Sie sich nicht ein!«

*Dienstag:* Wer ißt, wird verhaftet. Die Garde verkündet, daß Mao schrieb: »Essen ist die schändliche Angewohnheit des klerikal-bolschewistischen Kleinbürgertums.« Mao: »Hab' ich das geschrieben? Ich erinnere mich nicht.« Die Garde: »Dann lies deine Bücher, du alter Knacker!« In den Restaurants werden die Bücher Maos serviert, gebraten oder in Tomatensauce. Bilanz: 200000 Tote. Die Garde: »Wenn Mao auf Diät ist, hört auf zu essen!«

*Mittwoch:* Am frühen Morgen ist Mao zu sehen, wie er im Nachthemd die Hauptstraße entlangjoggt. Eine halbe Million kleiner Proletarier rennt hinter ihm her und bewirft ihn mit Büchern. Die Garde: »Es gibt keine Kulturrevolution ohne exzessive Ausschreitungen.« Die Polizeiverbände werden von den Demonstranten zerstreut. Das Ultimatum der Roten Garde: A. Absolutes Atmungsverbot B. Allgemeine Hinrichtungen C. Verbrennung der Bücher Mao Tse-tungs.

*Donnerstag:* Die Garde veranstaltet heute eine Treibjagd auf ihre Mitglieder. »Die Kulturrevolution muß ihre Reihen von uns reinigen!« Man zitiert Tschiang-Tsching: »Massenmord ist in!« Die Sonne der sozialen Gerechtigkeit, des Friedens und des Fortschritts geht im Osten auf.



Im Hinblick auf die enormen Erfolge dieser chinesischen Minderjährigen, welche die Reihen der älteren Generation beachtlich lichteten, wollte ich nun aber endlich Maos Originalwerk selbst kennenlernen.

#### MAOS HEILIGE SCHRIFT

Es ist ein kleines, handliches Büchlein in rotem Umschlag und heißt: »Aussprüche des Vorsitzenden Mao.«

Wie die Originalausgabe der Volks-Druckerei in Volks-Peking in meinen Volksbesitz gelangt ist, will ich nicht verraten. Jedenfalls prangt auf dem roten Plastikeinband ein fünfzackiger Stern und auf Seite 2 ein Porträt des Großen Vorsitzenden, hintergründig lächelnd. Mit diesem Lächeln beantwortete er eine spontane Ovation des VIII. Parteikongresses der Kommunistischen Partei Chinas. Die Ovation dauerte vierzig Minuten und beantwortete ihrerseits die Sentenz, die er auf diesem Parteitag bekanntgab:

»Mit Beharrlichkeit kommt man voran.« (S. 237 der Mao-Bibel.)

Und das ist nur einer der vielen weisen Aussprüche, die ich nachfolgend wörtlich zitieren werde.

Wenn mein Gedächtnis mich nicht täuscht, fiel seinerzeit dem Vize-Vorsitzenden Lin Piao die ehrenvolle Aufgabe zu,

das Buch der Weltgeschichte, mit dem am häufigsten gewinkt worden ist, mit einem Vorwort zu versehen. »Wenn wir die Werke unseres Großen Vorsitzenden Mao studieren«, schrieb Genosse Lin Piao, bevor er den Vorsitzenden Mao zu ermorden versuchte und daraufhin liquidiert wurde, »sollten wir immer ein Problem im Auge haben, auf das sich die Aussprüche des Vorsitzenden Mao schöpferisch anwenden lassen. Wir sollten also das Studium mit der Anwendung verbinden, das heißt zuerst studieren, was angewendet werden soll, und so dann anwenden, was studiert worden ist. Auf diesem Weg werden wir in kurzer Zeit die besten Resultate erzielen.« Wenn ich nicht irre, wurde Genosse Lin Piao nach seiner gescheiterten Flucht im Flugzeug feierlich aufgehängt.



Ich für meine Person bin heute bestrebt, den Instruktionen des seligen Lin Piao zu folgen und die Aussprüche des Vorsitzenden Mao sowohl zu studieren als auch anzuwenden. Und ich kann nicht leugnen, daß sich mein Leben seither fröhlicher und glücklicher gestaltet.

Wenn bei uns zu Hause ein Problem auftaucht, das wir nicht sofort lösen können, nehmen wir das rote Büchlein zur Hand, blättern darin wie der bereits erwähnte baumelnde Ex-Vize-Vorsitzende, bis wir auf einen einschlägigen Ausspruch des Vorsitzenden Mao stoßen, studieren ihn und wenden ihn an.

Wir waren von dem vorübergehenden Popularitätsverlust des großen marxistischen Lehrmeisters keineswegs beeindruckt. Wenn die jetzige chinesische Führung ihn als blutrünstigen alten Trottel bezeichnet, ist das ihre Sache. Ich meinerseits bin und bleibe ein treuer Anhänger seiner praktischen Weisheit.

Um ein Beispiel zu geben: Als die beste Ehefrau von allen einmal zu lange vor dem Fernsehschirm sitzen blieb, brannte in der Küche das Nachtmahl an und verkohlte zu einer ungenießbaren Masse. Meine Frau geriet außer sich, ich begleitete

sie, der Hunger nagte an unseren Eingeweiden, und unsere Kinder schrien. In dieser verzweifelten Situation griffen wir nach dem kleinen roten Büchlein und fanden auf Seite 267 ein Zitat aus der Rede des Vorsitzenden Mao über »Die Wege zur Volksdemokratischen Diktatur«, gehalten am 30. Juni 1949 vor dem IV. Parteikongreß:

»Es ist schwer, Fehler zu vermeiden, aber wir sollten möglichst wenige Fehler begehen«, hieß es da. Und weiter: »Haben wir einmal einen Fehler gemacht, dann sollten wir ihn korrigieren, je schneller und gründlicher, desto besser.«

Diese profunde philosophische Einsicht des Großen Vorsitzenden erfüllte uns mit neuem Lebensmut. Wir studierten sie, wandten sie an und rollten den Fernsehapparat in die Küche. Dort steht er heute noch. Es gibt bei uns kein angebranntes Nachtmahl mehr und keinen Hunger. Nur noch Mao.

Auch werde ich nie jene schicksalsschwere Nacht vergessen, als ich an einer Pokerpartie bei den Seligs teilnahm und bereits ein Vermögen verloren hatte. Buchstäblich am Rande des Bankrotts kam mir der rettende Gedanke. Ich schlug das kleine rote Büchlein unter dem Tisch auf und hatte schon nach kurzem Blättern den Ausspruch gefunden, der wie angegossen auf meine Situation paßte:

»Sei entschlossen, fürchte keine Opfer und überwinde alle Schwierigkeiten, dann wirst du Erfolg haben.« (Entnommen den »Ausgewählten Philosophischen Schriften«, Band III, S. 182.)

Ich setzte sofort 15 Pfund auf ein Paar Könige, bluffte damit den Inhaber eines Drillings und hatte am Ende der Partie nicht nur meine Verluste wettgemacht, sondern noch vier Pfund dazugewonnen.

Es ist wichtig, die rote Bibel jederzeit in Reichweite zu haben. Auch heute mache ich keinen Schritt ohne sie, ich nehme sie mit ins Bett, ich lege sie ins Handschuhfach meines Wagens. Auch meine Frau hat immer ein Exemplar bei sich, wenn sie aufs Steueramt geht oder Klavier spielt. »Beim Klavierspielen sind alle zehn Finger in Bewegung. Es genügt nicht, einige Finger zu bewegen und andere nicht. Doch ist auch die gleichzeitige Verwendung aller zehn Finger nicht

sinnvoll. Um eine gute Melodie hervorzubringen, müssen die Finger im Einklang mit den vorgeschriebenen Noten rhythmisch bewegt und koordiniert werden.« (Aus der Rede »Über die methodologische Arbeit des Zentralkomitees«, gehalten am 13. März 1959-)



Was Wunder, daß wir uns keine Minute lang mehr von dem rotgoldenen Born der Weisheit trennen können. Manchmal ist es geradezu erstaunlich, wie leicht sich die Anweisungen des Großen Vorsitzenden nach entsprechendem Studium in die Praxis umsetzen lassen. Nicht einmal das Kleinkind kann sich ihrer Wirkung entziehen. So hatte beispielsweise unser Töchterchen Renana die Gewohnheit, alles, was sie in die Hand nahm, auf den Boden fallen zu lassen und nachher zu weinen, weil es auf den Boden gefallen war. An einem besonders bodenfallreichen Tag ergriff meine Frau das rote Büchlein und setzte sich zu Renana, um ihr das folgende Zitat aus Maos Gesammelten Werken, Band IV, S. 110, vorzulesen:

»Man muß fest zugreifen. Das heißt, daß es nicht genügt, wenn das Zentralkomitee bloß >zugreift<, ohne >fest< zuzugreifen. Nur durch festes Zugreifen bekommt man das, wonach man greift, fest in den Griff. Nicht fest zuzugreifen ist gleichbedeutend mit überhaupt nicht zugreifen. Eine offene Hand greift nicht zu. Erst wenn die Hand sich schließt, als ob sie nach etwas greifen wollte, hat sie nach etwas gegriffen. Aber sie muß sich fest schließen, weil sie sonst nicht fest zugreifen kann. Der feste Griff ist alles.«

Und was geschah? Unser Töchterchen Renana lauschte den Worten des Vorsitzenden Mao, schief ein und ließ nichts mehr fallen, bis zu dem Augenblick, als sie aufwachte.

Mao liebte die Jugend. »Junge Menschen müssen studieren und arbeiten. Daher muß man ihr Studium und ihre Arbeit mit großer Aufmerksamkeit verfolgen.« (Aus der Rede beim Empfang des Arbeits- und Studienkomitees auf dem II. Volksdemokratischen Jugendkongreß am 30. Juni 1953.)

Überflüssig zu sagen, daß der große Alte auch über den Krieg Bescheid wußte und daß man da eine Menge von ihm lernen kann. Wenn die Generalstäbler der NATO gut beraten sind, werden sie sich die folgende Stelle aus dem »Manifest an die Befreiungsarmee des chinesischen Volkes« vom Oktober 1947 gründlich zu Herzen nehmen. »Alle Offiziere und Soldaten müssen sich immer weiter ausbilden, damit sie sich mutig in den Kampf stürzen, um den Sieg zu erringen.«

Ich kann meinen Lesern nur wärmstens empfehlen, sich in einem Antiquariat eine Mao-Bibel anzuschaffen und in Augenblicken der Ratlosigkeit, der Verzweiflung oder auch nur der Übellaune nach dem heilkräftigen roten Büchlein zu greifen. Aber fest.



Für die Chinesen war Leonid Breschnew ein gemeiner Verräter der heiligen marxistischen Lehre. Traf er doch mit Vertretern des bourgeoisen Kapitalismus zusammen, umarmte alle möglichen amerikanischen Präsidenten und sprach häufig, ähnlich wie auch der Verräter Chruschtschow, von einer »Detente«, also von bedingter Koexistenz.

Ja, Breschnew schreckte nicht einmal davor zurück, mit den USA, Kanada und 35 europäischen Staaten das »Helsinki-Abkommen« zu unterzeichnen, das den Kalten Krieg zwischen den Beteiligten ein für allemal auf Eis legte.

Genosse Breschnew verpflichtete sich in diesem wichtigen internationalen Dokument sogar, die Menschenrechte der Bürger der UdSSR und der Eingeborenen ihrer Kolonien bis an die Grenzen des Machbaren zu verteidigen. Das »Helsinki-Abkommen« sicherte allen Bürgern des Ostblocks darüber hinaus das Recht zu, auszuwandern wohin auch immer in der Welt sie wollen. Vorausgesetzt, sie bleiben dabei diesseits des »Eisernen Vorhangs«.

Im Zuge dieser galoppierenden Liberalisierung wurden auch die Handelsbeziehungen zwischen dem allmächtigen Friedenslager und der Freien Welt intensiver. Der Westen belieferte die

Sowjets mit High-Tech, während die UdSSR als Gegenleistung mit jüdischem Rohmaterial zu Sonderpreisen handelte. Diese nette Angewohnheit, für Juden Geld zu kassieren, damit sie die Schauplätze potentieller Pogrome verlassen dürfen, diese humane Regelung ist in der sozialistischen Denkweise inzwischen tief verwurzelt. Die Höhe des Lösegeldes variierte dann auch nach der jeweiligen Qualität des jüdischen Rohmaterials sowie nach der Haltung des amerikanischen Kongresses. Der dahingegangene rumänische Führer Ceaucescu zum Beispiel, nahm einen einheitlichen Pro-Kopf-Preis, zu überweisen auf eines seiner Schweizer Bankkonten. Genosse Breschnew hingegen zog es vor, die Summe nach der Anzahl geleisteter Schuljahre festzusetzen. Für einen Verräter mit Volksschulabschluß wurde also weniger erzielt als für einen jüdischen Akademiker. Daraus lernen wir, daß der sozialistischen Evolution die Ideen nicht ausgehen und sie stets neue Wege und innovative Lösungen anstrebt.



Der Verkauf von Juden vollzog sich zu Breschnews Zeiten langsam, aber sicher. Das totale Embargo gegen die »rassistischen« Zionisten ging jedoch so weit, daß die Aussichten eines Briefes aus Israel, seinen Adressaten in der Sowjetunion zu erreichen, weniger als Null waren. Als gefährlicher zionistischer Agent war ich natürlich für das Imperium eine Unperson. Nur in Rumänien erschien hin und wieder ein Buch von mir. Die erste Auflage war in der Regel innerhalb einer Stunde ausverkauft. Eine zweite wurde nie gemacht, denn in sozialistischen Ländern ist man nicht so spießig. Eine Druckgenehmigung nimmt nämlich im Durchschnitt fünf bis sechs Jahre in Anspruch, vorausgesetzt, der Verleger hat ausgezeichnete Beziehungen zur Partei.

An dieser Stelle möchte ich gerne anmerken, daß die Unzulänglichkeiten im sozialistischen Buchhandel auch in anderen Bereichen des täglichen Lebens zu finden sind. Die sozialistische Post stellt Briefe in ein bis zwei Monaten zu, wenn über-

haupt, und sozialistische Aufzüge bleiben in der Regel bereits im Erdgeschoß stecken, falls nicht zufällig ein Mitglied des Zentralkomitees im Haus wohnt...

Überhaupt bringt die Zugehörigkeit zum Zentralkomitee gewisse Vorteile mit sich. Wie schon erwähnt, war während meines ersten Besuchs in Zagreb ganz Jugoslawien ohne Devisen und ohne elektrisches Licht. Da unser Hotel jedoch über einen eigenen Generator verfügte, gingen wir abends ins Restaurant hinunter.

Wir saßen fast allein im hell erleuchteten Saal. Außer uns war nur eine lustige Schar von Frauen und Männern anwesend, deren unbeschwerter Gesang zu kroatischen Volkstänzen von einer rassigen Zigeunerkapelle begleitet wurde. Mir kam es etwas eigenartig vor, daß hier eine Gruppe von Einheimischen derart guter Laune war, während draußen in der ganzen Stadt ägyptische Finsternis herrschte. So erkundigte ich mich beim Kellner, wer diese Leute denn eigentlich seien.

»Wer schon?« zischte mir der Kellner zu. »Das Zentralkomitee.«

Derlei überrascht aber nur jemanden, der noch nie ein sozialistisches Land besucht hat. Es gibt da unzählige Variationen. Während unserer ersten Reise nach Budapest zum Beispiel beschwerte sich die beste Ehefrau von allen lautstark über den »beschissenen Service« in unserem Hotel.

»Die Lampen brennen nicht, das warme Wasser ist eiskalt und die Jalousien bewegen sich keinen Millimeter. Was ist das für ein Regime, das solche Schlampereien zuläßt?«

Ich drückte ihr stumm einen Zettel in die Hand:

»Du hast ja vollkommen recht, Liebling, aber sie erzeugen einwandfreie Wanzen.«

Die beste Ehefrau von allen erfaßte die Situation blitzartig:

»Aber, ich muß schon sagen«, rief sie zum Kronleuchter hinauf, »sonst klappt hier alles ganz wunderbar. Ja wirklich, sie sind ganz außerordentlich großartig, diese Kommunisten. Bravo!«

Jetzt ist es aber höchste Zeit, dem geneigten Leser auch das sozialistische Klo vorzustellen.

## SOZIALHYGIENE

Ich bitte um Verzeihung dafür, daß ich meine Ansichten über ein so heikles Thema wie das sozialistische Klo in einem so seriösen Buch zu Papier bringe. Doch erklärt sich meine Offenheit aus meinen beruflichen Anfängen in der goldenen Pionierzeit. So unwahrscheinlich es auch klingen mag, Anfang der fünfziger Jahre wurde ich in einer kurzen, aber feierlichen Zeremonie zum »Latrinenkönig Galiläas« gekrönt.

Ich hatte nämlich bereits als frischgebackener Kibbuzangehöriger entdeckt, daß der Posten des Latrinenwärters eigentlich ein herrlicher Job war. Die Sauberkeit jenes Örtchens ist nämlich morgens in einer knappen halben Stunde herzuzaubern und dem Kloputzer vom Dienst bleibt dazu der ganze liebe Tag, um hebräische Grammatik zu pauken. So meldete meine Wenigkeit im Kibbuzsekretariat gehorsamst den Wunsch an, Lokuswärter des Kibbuz auf Lebenszeit zu bleiben. Diesen unpopulären Job übte ich dann viele Monate lang freiwillig aus. Meines Wissens ist das ein beispielloser Fall in der Geschichte der kollektiven landwirtschaftlichen Siedlungen.

Ich habe mir also eine gewisse Sympathie für dieses heikle Thema bewahrt. Bekanntlich verlieren altgediente Profis jedes Augenmaß, wenn es um ihr Fachgebiet geht, und ich stelle da keine Ausnahme dar.



Soviel zur Einführung. Das große gesellschaftssoziologische Erlebnis, von dem ich erzählen will, habe ich vor meiner Flucht als Gast der Redaktion einer großen ungarischen Tageszeitung erlebt.

Der Grund für meine Einladung war rein gewerkschaftlicher Natur. Eine hochvornehme Delegation der schwedischen Drucker-Gewerkschaft hatte in jenem Winter den ungarischen Genossen einen freiwilligen Pflichtbesuch abgestattet. Alles war fortschrittlichst organisiert. Mit scharfem Prole-

tarierinstinkt hatten die Gastgeber jedoch gespürt, daß bei solch feierlichem Ereignis ein Humorist nicht fehl am Platz wäre.

Der Anfang gestaltete sich eindrucksvoll. Die skandinavischen Gäste zeigten sich begeistert von den sozialen Errungenschaften in der Druckerei und in der Redaktion, von den Korbball-Spielplätzen, der Arbeiterkantine, der marxistisch-leninistischen Bibliothek und anderem mehr. Bis zu dem Moment, als einige der schwedischen Genossen ein äußerst menschliches Rühren verspürten. Der Redaktionssekretär der großen Tageszeitung lächelte etwas verwirrt, holte einen rostigen Schlüssel aus einer Schublade und murmelte in gebrochenem Englisch:

»Es ist ein littel umständlich, Genossen. Folgen Sie mir, plies ...«

Die kleine Gruppe machte sich in geschlossener Formation auf den Weg. Sie ließ freundliche Korridore, makellos saubere Treppenabsätze und baulich vollendete Durchgänge hinter sich, ehe sie durch das Hinterpförtchen den Hof betrat, auf dessen biotopem Boden eine eindrucksvolle Ausstellung erlesenen Schrotts ausgebreitet war. Hier der halbversunkene Kadaver einer alten Druckmaschine, dort modernde Kartonkisten nebst ausgedienten Reifen, dazu leere Flaschen, eine vergilbte Zeitungspyramide, und mittendrin eine schräg in den Schlamm gerammte verblichene Hinweistafel: »Genossen! Haltet den Hof sauber!« Der Schlamm war eine natürliche Folge des unaufhörlich dahinplätschernden Regens, und tausend kleine schillernde Pfützen verwandelten den Hof in eine skandinavische Seenplatte.

Das begehrte Objekt befand sich auf der gegenüberliegenden Hofseite, jenseits von Papierbergen, in einer übertünchten Ruine. Man erreichte sie über einen Pfad, der im Zickzack über Ziegelsteine durch das Biotop führte. Der Redaktionssekretär hob mit spitzen Fingern die Hose an der Bügelfalte hoch, und — hopp, hopp, hopp — zeigte er der nordischen Gewerkschaftsdelegation mit eleganten Sprüngen die einzuschlagende Route über die Ziegelsteine als ...

... als von der anderen Seite der Gegenverkehr einsetzte.

Plötzlich gab es im Hof mehr Beine als Steine. Es regnete stark. Die wohlerzogenen Gäste standen mit leicht angehobe-

nen Hosenbeinen auf ihrer jeweiligen Privatinsel, und die Schicksalsfrage hing unausgesprochen in der Luft: »Wer steigt in den Schlamm hinab?« Der Sekretär, allem Anschein nach ein geübter Schachspieler, verlor aber keineswegs die Fassung und übernahm die Regie:

»Plies, ju Genosse Vorsitzender auf jenen Ziegelstein zu wechseln ... und ju, Genosse, kommst auf meinen Ziegel... der Kamerad Vorsitzende möchte doch plies auf den freien Ziegelstein dahinter hüpfen ... wen gud, Sör...«

Nach einer knappen Viertelstunde war alles vorbei. Die ausländischen Kameraden hatten ein beeindruckendes Ballett geboten. Platsch, platsch, platsch — hüpfen die fortschrittlichen schwedischen Genossen zum Örtchen und kamen nach einer Weile moosbefleckt, aber ansonsten fröhlich wieder heraus. Der Genosse Vorsitzende hatte zwar den verwaisten Griff einer unbekannten Tür in der Hand, aber so etwas passiert eben manchmal in der Volkswirtschaft.

Der Redaktionssekretär erklärte die provisorische Bedürfnisanstalt mit einer vordringlichen Reorganisation des Arbeiterchors und versprach den Brüdern Genossen, im Rahmen des Fünfjahresplans bis zu ihrem nächsten Besuch neue Ziegelsteine zu besorgen.



Man muß es einmal so betrachten, Genossen: Das sozialistische Klo, die Dusche, der Aufzug, sie alle sind eigentlich ein Störfaktor im reibungslosen Ablauf der heimischen Volkswirtschaft und gehen deshalb nur den dort eingesperrten Bürgern auf den Wecker. Es handelt sich also um eine rein interne Angelegenheit.

Denn was das Ausland betrifft, da sind die Genossen einfach unschlagbar. Wenn der Moskauer Staatszirkus, ein russi-

sches Puppentheater oder das Kirow-Ballett in den Westen kommen, dann stecken sie die ansässigen Konkurrenten leichterhand in die linke Westentasche. Und am hohen Niveau der kommunistischen Sportler, die noch nicht geflohen sind, zweifeln höchstens die Sachverständigen, die nach so vielen Olympischen Spielen die Hymne der DDR immer noch nicht auswendig können...

Die Errungenschaften des sowjetischen Sports sind aber auch wirklich beeindruckend. Jeder Besuch eines russischen Teams im Ausland bringt dem Regime eine Menge Ehre und einen Haufen Preise ein. Peinlich wird es erst, wenn ein westliches Team zu einem Gegenbesuch in der Sowjetunion antritt. Die ausländischen Sportler könnten nämlich die endlosen Menschenschlangen entdecken, die überall dort anstehen, wo sich ein Geschäft vermuten läßt...

Besonders prekär wird es aber, wenn es sich um israelische Sportler handelt. Sollten sie versehentlich gewinnen, könnten die russischen Juden daraus falsche Schlußfolgerungen ziehen.

Aber keine Sorge, die dialektische Denkweise hat für derlei Eventualitäten vorgesorgt und zieht alle möglichen Schicksalschläge in Betracht. Vor einigen Jahren, kurz vor dem Besuch des damaligen europäischen Basketballmeisters »Maccabi Tel-Aviv«, veröffentlichte die sowjetische Presse entsprechende Vorwarnungen, gerichtet vor allem an die sowjetischen Bürger mosaischen Glaubens. Sie sollten ausschließen, daß irgendwelche jüdischen Daumen für das zionistische Team gedrückt würden. Etwa so:

### UNVERSCHÄMTE SPORTPROVOKATION!

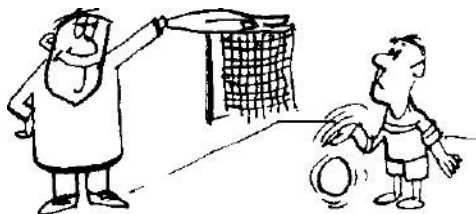
Eben erst konnten aufhetzerische Aktivitäten israelischer Agenten unter den jüdischen Bürgern der Sowjetunion aufgedeckt werden, schon werden die Einwohner Moskaus erneut Zeugen einer zionistischen Provokation. Getarnt als sportlicher Wettkampf stellt sie einen weiteren eindeutigen Versuch dar, chauvinistische und nationalistische Gefühle unter vaterlandstreuen Bürgern zu entfachen.

Die faschistische israelische Regierung, welcher seit jeher jedes Mittel recht ist, die mosaischen Bürger sowjetischen Glau-

bens irrezuführen, entsandte ihre 2,03 Meter hohen Agenten mit der leicht zu durchschauenden Absicht, die Juden Moskaus erneut über das wahre Gesicht ihres von Hunger und Armut zerrütteten Staates hinwegzutäuschen und die Bürger bereits erwähnten Glaubens dazu zu verleiten, ihr Vaterland zu verraten und zu verlassen.

Die lügnerische Fassade eines vermeintlichen Sportfestes soll den verräterischen Plan verbergen, auf raffinierteste Weise zionistische Greuelpropaganda zu verbreiten. Dies stellt eine gröbliche Einmischung in die internen Angelegenheiten der UdSSR dar. (TASS)

So weit also die Warnung der sowjetischen Presse. Für die Basketballfans unter den Lesern sei hier hinzugefügt, daß »Maccabi Tel-Aviv« gegen das Team der Roten Armee in einer besonders kleinen Turnhalle antrat und gewann. Die sowjetische Presse gab am nächsten Morgen bekannt, daß das israelische Team gegen die Italiener verloren hatte.



Die lange Amtszeit Leonid Breschnews war — zumindest für Außenstehende — ein Bombenerfolg. Besser gesagt ein Erfolg der Bomben.

Es gelang Leonid ohne sichtbare Anstrengungen, auch die allerletzten Spuren der unwesentlichen Vorfälle in Ungarn und in der Tschechoslowakei im Bewußtsein des freien Westens zu tilgen.

Die Freie Welt mußte nun wohl oder übel die ideologische Durchschlagskraft der Detente anerkennen: »Die UdSSR duldet keinerlei Einmischung innerhalb des sozialistischen Lagers. Außerhalb auch nicht.«

Unwillkürlich drängte sich in jenen Tagen jedem denkenden

Menschen die Frage auf, ob der Generalissimus Stalin seinerzeit mit seiner spöttischen Frage »Wie viele Divisionen hat der Papst?« nicht vielleicht doch recht gehabt hatte. Der Lebensstandard des kommunistischen Imperiums entsprach jahrzehntelang demjenigen des Kongo, sein militärisches Potential hingegen demjenigen der NATO zum Quadrat. Anstelle von Gurken produzierte man Panzer in der UdSSR. Den Genossen wurde im Laufe der Jahre immer klarer, daß der Westen vor Panzern in die Knie geht, aber nie vor Gemüse.

Auf der anderen Seite des Vorhangs hingegen hatte man jede Menge Grünzeug, jedoch nur herzlich wenig Lust, mit eben jenen Panzern in Berührung zu kommen. Breschnew gegenüber stand ein Mann von enormer Begabung, der sich nur in den wesentlichen Dingen irrte. Dr. Henry Kissinger fungierte ja bekanntlich als rechte Hand von Präsident Nixon und wurde in Anerkennung seines bedeutenden Beitrags zur blutigen Eroberung Südvietnams durch den Vietkong mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet.



Außenminister Kissinger gehörte ebenfalls zu den Gründungsvätern der Detente. Er war überzeugt, eine Entspannung zwischen den beiden Großmächten sei ohne weiteres durchführbar, da die UdSSR auch ohne Krieg die Welt erobern könne. Dennoch schreckte er nicht davor zurück, Breschnew zweimal die Woche darauf aufmerksam zu machen, daß auch die Geduld der USA ihre Grenzen habe:

»Es wäre ein ganz entscheidender Fehler«, warnte also Dr. Kissinger, »unserem Schweigen zu den Ereignissen in Budapest und Prag zu entnehmen, daß Amerika auch künftig tatenlos zusehen wird!«

Das allmächtige Friedenslager zeigte sich beeindruckt, und

enthielt sich weiterer Aggressionen, außer bei der Eroberung Kambodschas, Laos' und Vietnams. Und dann wurden noch schnell Truppen der kubanischen Armee nach Afrika entsandt, um der Invasion einer fremden Armee in Angola und Umgebung vorzugreifen.

Dr. Kissinger aber blieb die Antwort keinem schuldig:

»Wer sich der Illusion hingibt, wir würden auch nach dem kommunistischen Anschluß von Angola, Rhodesien, Somaliland und Mosambik der globalen Strategie der Sowjetunion keinen Widerstand entgegensetzen«, verkündete Dr. Kissinger, »der begeht einen schweren Fehler.«

Das Friedenslager schreckte zurück und bereitete unverzüglich den Einfall in den Persischen Golf vor. Dabei stieß es aber auf einen Führer, der zwar nur ein schlauer Politiker, jedoch ein großer Staatsmann war. Auf Anwar Sadat.

Präsident Sadat hatte von seinem Vorgänger Nasser 20000 russische »Experten« geerbt, die sich mit ihren Familien in Ägypten niedergelassen hatten. Sie bereiteten die ägyptische Armee auf regionale Konflikte vor, die ein Bündnis mit der Sowjetunion unvermeidlich mit sich bringen würde.

Präsident Sadat wußte jedoch, der wichtigste Schritt zum Frieden sei, das allmächtige Friedenslager so schnell wie möglich loszuwerden. Sadat war ein Mann der Tat, wie man es auch meinem Leitartikel entnehmen kann, den ich seinerzeit für das ägyptische Regierungsblatt »El-Aharam« verfaßt, aber nie übergeben habe. Ich schrieb mein Pamphlet im pathetischen Stil und im Namen des weltbekannten Chefredakteurs Chassnin Heikai. Ich bitte den geneigten Leser um Verständnis für die orientalische Färbung der etwas langatmigen Sätze, aber so schreibt man nun mal Arabisch, vor allem, wenn man besonders höflich sein möchte.

## ÄGYPTISCH-SOWJETISCHE FREUNDSCHAFT ERREICHT NEUEN HÖHEPUNKT

Ich muß eingestehen, daß mir jene Tage noch allzugut in Erinnerung sind, als ich mit einigen meiner sowjetischen Freunde gewisse Aspekte besprochen habe, deren Darstellungsform jene Offenheit fehlte, mit welcher ich hier und heute unsere Beziehungen zu unserer lieben Freundin, der sowjetischen Großmacht, zur Sprache bringen möchte, und dies im Rahmen eines Dialogs, der, wie mir erscheint, in einer solchen Klarheit nicht mehr geführt worden ist, seitdem unsere lieben Freunde Ägypten zwangsläufig verlassen haben, sowie im Hinblick auf das ideologische Vakuum, auf das ich mich zu Beginn dieses Satzes bezog, obwohl dieser Satz wegen seines bedeutenden Umfangs schon nicht mehr ganz verständlich ist, was jedoch in der Natur eines Leitartikels liegt, der bedauerlicherweise allwöchentlich eine ganze Seite zu füllen hat, und noch dazu in rein literarischem Arabisch.

Uff!

Es gibt also eine Spannung. O ja, ich wage sogar zu behaupten, daß heutzutage eine gewisse Spannung in den Beziehungen zu unserer geliebten Freundin bereits deutlich erkennbar ist. Dies mag vielleicht eine vorübergehende Spannung sein, jedoch ist es immerhin eine Spannung. Ja, eindeutig eine Spannung, genaugenommen eine gespannte Spannung.

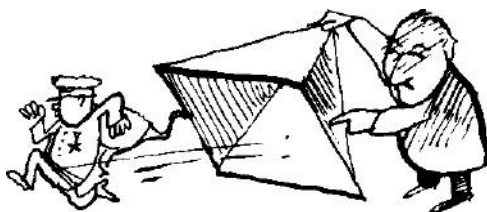
Die ägyptisch-sowjetische Freundschaft gründet jedoch viel zu tief für eine Spannung. Diese tiefverwurzelte Freundschaft geht bis auf die Zeiten der Pharaonen zurück, und zieht sich wie ein roter Faden durch die Geschichte der beiden miteinander verwandten Völker. Darüber hinaus möchte ich all denen, an die ich meine Worte auch sonst zu richten pflege, mit allem Nachdruck sagen, daß wir hoffen, eines Tages gemeinsam mit unseren sowjetischen Waffenbrüdern Seite an Seite Heilige Kriege zu führen, wobei unsere sowjetischen Freunde die Ausrüstung sowie das nötige Menschenmaterial zur Verfügung stellen, und wir das Know-how.

Darf ich an dieser Stelle jedoch in meiner Kompetenz als Chefredakteur bezeugen, daß das ägyptische Volk für diese

strategische Kollaboration bereits bemerkenswerte politische Opfer gebracht hat. Meine weiten sowjetischen Freunde mögen es mir verzeihen, wenn ich ihnen in einigen wenigen, ausgewählten und einfachen Worten ins Gedächtnis zurückrufe, daß das ägyptische Volk für diese traditionelle Freundschaft die Bürde des sozialistischen Systems auf sich zu nehmen stillschweigend bereit war, obwohl dieses Regime bei aller tiefempfundenen Hochachtung für unsere geschätzten sowjetischen Freunde, als das allerbeschissenste in der internationalen Szene gilt. Außerdem sei mir erlaubt hinzuzufügen, daß die Unmengen von Schweinen, Wodka und Eau de Cologne, die ihren Weg in die unersättlichen Bäuche unserer sowjetischen Herzensfreunde voll strotzender Gesundheit während ihres Aufenthalts in Ägypten gefunden haben, doch ganz deutlich das Bild einer tiefen Freundschaft zeichnen, die sich auf einen gegenseitigen Respekt der beiden Völker keinesfalls stützen kann.

Ich möchte mich an dieser tiefgreifenden Freundschaft in kleinster Weise versündigen, doch erlaube ich mir, die wenigen sowjetischen Freunde, die leider noch immer in unserer Mitte verweilen, darauf aufmerksam zu machen, daß die überaus zahlreichen Fußtritte, mit denen sich unsere wertvollen Freunde, die sowjetischen Ausbilder, an ägyptischen Soldaten vergingen, nicht selten blaue Flecke an empfindlichen Stellen der ägyptischen Nationalseele hinterließen. Vor allem hinsichtlich der Tatsache, daß unsere sowjetischen Freunde für ihre wertvollen Dienste ja großzügig und mit harten Dollars entlohnt wurden, und sie hingegen anläßlich des geringsten Zahlungsrückstands, soweit mich mein gutes Gedächtnis nicht täuscht, alle betriebsfähigen Klosettschüsseln in den Kasernen beschlagnahmt haben.

Ich bin jedoch der Ansicht, all diese Nebensächlichkeiten können die tiefe Freundschaft zwischen den beiden etc., etc., und darüber hinaus sollte den Äußerungen einiger ägyptischer Mitbürger keine weitere Bedeutung beigemessen werden, die behaupten, es bestünde die dringende Notwendigkeit, alle kommunistischen Ausbilder kurzerhand aufzuhängen, denn unsere Regierung ist gesetzlich nicht befugt, diesem allgemeinen Wunsch nachzukommen.



Die vorübergehende Spannung, die sich also zwischen etc., etc. einstellte, und zu der ich, sofern ich mich recht erinnere, schon zu Beginn dieses hintergründigen Artikels Stellung genommen habe, ist meines Wissens der geopolitische Anlaß dafür, daß die zwischen beiden Völkern angebahnten freundschaftlichen Verhältnisse sich nicht als dauerhaft erwiesen haben. Eingedenk dieser Erkenntnisse werden all meine sowjetischen Freunde sicherlich verstehen, daß Präsident Sadat sich dazu veranlaßt sah, in der unter alten Kameraden üblichen, höflichen Form »RAUS!« zu sagen und damit den zwanzigtausend roten Wildschweinen einen sanften Wink zu geben, aus Ägypten gefälligst zu verduften.



Der plötzliche Absprung Ägyptens schwächte das allmächtige Friedenslager ein wenig, aber als Trost ging darauf der Wunschtraum eines jeden aggressiven Regimes in Erfüllung — im Feindeslager wurde ein Liberaler zum Präsidenten gewählt.

Präsident Jimmy Carter, ein sympathischer, humaner und friedliebender Mensch, war für Leonid Breschnew wahrlich ein Geschenk des Himmels. Jimmy hatte ein gutes Herz und ein einnehmendes Lächeln, dieses Lächelns wegen wurde er ja schließlich gewählt, und für seinen entscheidenden Beitrag zu den israelisch-ägyptischen Friedensverhandlungen in Camp David meißelte er sich in die Geschichte des jüdischen Volkes ein.

Die edlen Absichten eines Liberalen sind niemals in Abrede

zu stellen. Er glaubt an den Menschen als solchen. Der Liberale bemüht sich, auch die gemeinsten Schwerverbrecher zu verstehen und sogar die Mafia-Bosse in den Schoß der menschlichen Gesellschaft zurückzuführen. Das Schicksal des Opfers interessiert ihn allerdings weniger. Die Beraubten und Vergewaltigten müssen ja nicht in den Schoß der Gesellschaft zurückgeführt werden, sie liegen schon da, in den Krankenhäusern oder Operationssälen.

Ein liberaler Flugpassagier schreibt mit eigenem Blut an die Wand der Maschine, die Terroristen gerade in die Luft gejagt haben: »Fairen Prozeß für die Freiheitskämpfer!«, danach geht seine Seele geläutert in die Ewigkeit ein.

Der edle Liberale behauptet, daß die Todesstrafe für Mörder einem Mord gleichkommt, und eine Demokratie bedauerlicherweise nur dann von Dauer sein kann, wenn seine Kinder drogenabhängig werden und er nach Einbruch der Dunkelheit seine Wohnung nicht mehr verlassen darf.

»Das ist der Preis der Freiheit«, sagt der Freidenker mit nachsichtigem Lächeln. Und das ist ja auch ganz in Ordnung, solange er nicht Präsident der Vereinigten Staaten ist.



Der Schaden, den Jimmy Carter in seiner kurzen Amtszeit auf internationaler Ebene anrichtete, reicht aus, um Generationen von Staatswissenschaftlern zu beschäftigen. Nicht genug damit, daß Jimmy Carter dem lebenswerten Ayatollah Khomeini auf den Thron des Schahs geholfen hat, nein, er untersagte es auch dem amerikanischen Geheimdienst, dem CIA, Maßnahmen zu ergreifen, die in irgendeiner Form dem internationalen Recht, der Genfer Konvention oder der Hausordnung der Mutter Teresa widersprachen.

Überflüssig zu sagen, daß ich auch darüber ein geheimes Protokoll verfaßt habe:

DIE CARTER-DOKTRIN  
ODER  
DER SIEG DER TUGEND

*Irgendwo im Hauptquartier des CIA, USA:*

*/~hefdes Geheimdienstes:* XQ 103, wir haben Sie als einen unserer erfahrensten Agenten für eine besonders gefährliche Mission ausgewählt. Sie sollen Einzelheiten über den Einsatz sowjetischer Raketen in Osteuropa in Erfahrung bringen. Die gefälschten Papiere, das Gift und die Leine liegen bereit. Punkt Mitternacht checken Sie morgen ein, wie immer als Schäferhund verkleidet. Viel Erfolg, XQ 103. Noch irgendwelche Fragen?

XQ 103 ;Yes, Sir. Ist das alles auch legal?

*Chef des Geheimdienstes:* Ist was legal?

XQ 103: Meine Spionagetätigkeiten.

*Chef des Geheimdienstes:* Was soll das, XQ 103? Wofür bezahlen wir Sie denn?

XQ 103: Geld ist nicht alles, Sir. Zwar bin ich, wie Präsident Carter sich auszudrücken pflegt, in einer geldorientierten Konsumgesellschaft aufgewachsen, aber dennoch frage ich mich: Was tust du da eigentlich, XQ 103? Menschen ausspionieren, die dir selbst nichts Böses getan haben, ist das o.k.?

*Chef des Geheimdienstes:* So etwas geht Ihnen durch den Kopf, XQ 103?

XQ 103: Yes, Sir. Präsident Carter ließ ja keinerlei Zweifel daran, daß Spionage unanständig ist. Spione sind keine guten Amerikaner. Wenn ich dann den Eisernen Vorhang durchschreite, wird mir mein Gewissen keine Ruhe lassen: »Schäm dich, XQ 103«, wird es mir zuflüstern. »Du sammelst mit hinterlistigen Methoden militärische Geheimnisse?« Sony, Chef, aber so etwas kann ich nicht tun.

*Chef des Geheimdienstes {bricht zusammen):* Schauen Sie, XQ 103, vom rein humanen Standpunkt aus haben Sie die Gerechtigkeit gewiß auf Ihrer Seite. Aber wissen Sie, XQ 103, manchmal, weiß der Teufel warum, kommt man halt ohne ein bißchen Spionage nicht aus ... Sicherheit, Sie wissen schon ...

XQ 103: Das ist eine reaktionäre Denkweise, Sir, die sich mit

der konsequenten Friedenspolitik Präsident Carters keineswegs vereinbaren läßt.

*Chef des Geheimdienstes:* Aber... die sowjetischen Raketen ...

*XQ 103:* Tut mir leid, Chef. Was Sie da von mir verlangen, stellt eine schwere Verletzung der Menschenrechtskonvention von Helsinki dar. Sie wurde mit der rechtmäßigen Regierung der Sowjetunion vereinbart, und sie verbietet umstürzlerische Umtriebe jeder Art, die nicht mindestens 21 Tage vorher angemeldet wurden. Sollte ich also bei meinem Einsatz gefaßt werden, was sollte ich dann den Russen sagen?

*Chef des Geheimdienstes (schluchzend):* Ich weiß nicht, XQ 103. Vielleicht haben Sie recht, verdammt noch mal. Wir waren bisher irreführt, aber Jimmy führte uns auf den rechten Weg. Spionage ist out. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, XQ 103. Erlauben Sie mir, Sie von nun an vertraulich Q 03 zu nennen.

Und so schreiten sie Arm in Arm auf dem Pfad der Tugend einer liberalen Zukunft entgegen. Der Chor der Roten Armee stimmt Schuberts »Ave Maria« an. Am tiefblauen Himmel fliegen sowjetische Friedenstauben mit nuklearen Sprengköpfen in Richtung Afghanistan.



Im Iran, der endlich vom blutrünstigen Schah-Regime erlöst wurde, rollen mittlerweile Tag für Tag durchschnittlich 100—115 Köpfe. Und kurz nachdem der Ayatollah mitgekriegt hatte, daß der neue amerikanische Präsident ein liberaler Gerechtigkeitsfanatiker ist, gab er den revolutionären Studenten Allahs grünes Licht, die amerikanische Botschaft zu stürmen und das gesamte Personal mit Sack und Pack zu Geiseln Mohammeds zu machen.

Fast zwei Jahre lang glotzte die amerikanische Großmacht stumpfsinnig in Richtung Teheran und rührte keinen Finger.

Einmal schickten sie zwar acht Militärhubschrauber nach Persien, um vielleicht doch irgend etwas zu unternehmen, diese kollidierten jedoch in der Luft und die Kommandotruppe kehrte erleichtert zu ihrem Stützpunkt in Kalifornien heim. Ich nehme an, daß Präsident Carter insgeheim wahnsinnig froh darüber war, denn die mißglückte Rettungsaktion verstieß eindeutig gegen das internationale Recht.

Das allmächtige Friedenslager blickte derweil schadenfroh nach Teheran. Wären sie an Stelle der Amerikaner gewesen, sie hätten Teheran längst in einen einzigen, riesigen Trümmerhaufen verwandelt...

Da sich zwei Jahre nach der Geiselnahme noch immer nichts getan hatte, schätzte ich, daß der Karneval in Teheran bis in alle Ewigkeiten andauern würde.

Darüber schrieb ich eine utopische Satire, die Übrigens ungekürzt in der »New York Times« erschienen ist.



#### PERSISCHE GASTFREUNDSCHAFT IN KHOMEINIS ALTERSHEIM

*Teheran, anno domini 2020.*

Ist es erlaubt, mit den Geiseln zu sprechen?«  
»Aber gerne, nur bitte kein Trinkgeld geben ...«

Der freundliche Reiseleiter, den uns der Revolutionsrat des Ayatollah zur Verfügung gestellt hatte, weist uns den Weg zur amerikanischen Botschaft, die zwölf Jahre zuvor zur historischen Gedenkstätte erklärt worden war. Wir bahnen uns einen Weg durch die Menge der Schaulustigen, die sich vor dem Tor drängeln. Ein alter, bärtiger Wächter mit einem verrosteten Karabiner salutiert lässig.

»Der war auch mal ein revolutionärer Student«, witzelt unser Begleiter und zeigt auf die Balkone. »Dort oben gibt es noch ein paar Gefangene ...«

Zwei Greise, allem Anschein nach Amerikaner, sitzen im Schneidersitz auf dem Fußboden, spielen Backgammon und rauchen gemütlich ihre Wasserpfeife dazu. Sie würdigen uns keines Blickes, vermutlich sind sie an Touristen gewöhnt. »Die Einnahmen aus dem Fremdenverkehr sind fast so hoch wie die aus dem Öl«, stellt unser persischer Begleiter zufrieden fest. »Vergangenen Monat kamen ungefähr sechstausend Touristen mit Charterflügen aus New York. Sie hatten bei der Reisegesellschaft >Geiselbesuch-GmbH< gebucht. Das Interesse steigt seit der Jahrtausendwende unaufhörlich.«

Die Botschaft wurde vermutlich im Jahre 1979 eingenommen. So ganz genau weiß das hier keiner mehr.

»Beeilen wir uns ein wenig«, drängt unser Fremdenführer. »Pünktlich um 12 Uhr werden die Geiseln gefüttert.«

Jetzt erinnern wir uns, daß am Tor Erdnüsse verkauft wurden. In den Gängen ist auf vermoderten Schildern zu lesen: »Das Füttern der Geiseln ist strengstens verboten!« Auf den Baikonen hängen einige vergilbte Spruchbänder gegen den Imperialismus und Bilder des alternden amerikanischen Präsidenten Michael Jackson. Wir bitten um Erlaubnis, mit den beiden Alten sprechen zu dürfen.

»Entschuldigen Sie«, wenden wir uns an den Älteren der beiden, der eine gesprungene Brille auf der Nase trägt, »wie lange sind Sie schon in diesem Museum?«

Der Greis blickt uns verdutzt an und antwortet in gebrochenem Englisch:

»Bismillah«, murmelt er, »so genau kann ich mich nicht mehr erinnern... Schließlich sind es vierzig Jahre her, wenn nicht mehr...«

»Und warum sind Sie hier?«

»Weiß nicht... Ich glaube, wir waren so was wie Spione ... Wenn ich mich recht erinnere, wollten wir den Ayatollah Reza Pahlawi wieder zum Anführer der Revolution machen ...«

»Den Schah«, korrigiert ihn sein Spielpartner. »Wir Amerikaner wollten dem Schah wieder zur Macht verhelfen.«

»Idiot«, fährt ihn unser Reiseführer an, »du bist ja gar kein Amerikaner, du warst ein iranischer Student!«

»Ich?« blinzelt der Alte. »Kann sein. Ist ja auch egal...«

»Die Grenzen haben sich ein wenig verwischt«, erklärt der

Mann des Revolutionsrates. Nur einer der beiden Greise ist Amerikaner, der einstige Kulturattache der Botschaft.

Bald ist er bereit, etwas mehr aus sich herauszugehen. Er erzählt, die ersten zwanzig Jahre seien zwar etwas hart gewesen, dann aber habe man sich an die Situation gewöhnt, und heute könne keiner mehr so genau sagen, wer hier eigentlich wen bewacht. Damals reichten sich Delegationen, Schulklassen und Touristengruppen gegenseitig die Klinke ...

»Wenn ich mich nicht irre«, flüstert der Attache, »hat sich einmal sogar der Papst persönlich eingeschaltet. Vom Ayatollah erhielt er daraufhin ein V. I. P.-Jahresabonnement für kostenlose Besuche im Botschaftsmuseum ...«



Legenden werden wach. Es heißt, vor vielen Jahren habe man dem amerikanischen Präsidenten Jimmy Carter vorgeschlagen, in einen Sack gekleidet barfuß nach Persien zu pilgern, um dem Ayatollah die Hand zu küssen. Daraus sei aber dann nichts geworden.

»Jimmy bestand darauf, daß dieser Akt auf neutralem Boden stattfindet«, erinnert sich unser Begleiter. »Er schickte aber den Vance ...«

Eine Affäre, die inzwischen in Vergessenheit geraten ist. Eines Tages tauchten der noble amerikanische Außenminister Cyrus Vance und Gemahlin in Teheran auf, um sich freiwillig anstelle der Botschaftsangehörigen als Geiseln anzubieten. Der Ayatollah nahm sie wohlwollend in den Kreis der Geiseln auf.

»Hallo«, ruft da unser Begleiter, »Cyrus, wo steckst du?«

Ein vom Alter gebeugter Mann tritt aus einer der Zellen und blinzelt uns zu. Aus seinem zahnlosen Mund ergießt sich eine Flut unverständlicher Wortfetzen:

»Internationale Normen ... Sanktionen ... Auferlegen ... Embargo ... Krieg ich 'nen Kaugummi?«

Der Reiseleiter wirft ihm ein paar Erdnüsse zu. Vance wurde damals zu hundert Jahren Botschaft verurteilt. Der Kulturattache erhielt nur sechzig Jahre, aber jetzt will er eigentlich nicht mehr in die USA zurück.

»Ich hab' hier Familie, Enkelkinder«, erklärt er. »Mir geht's hier gut, mit Allahs Hilfe ...«

Um die Jahrtausendwende heiratete er in einer traditionellen Zeremonie eine der revolutionären Studentinnen, die die Geiseln bewachte. An der romantischen Hochzeit nahm fast die gesamte Dritte Welt teil. Als im Jahre 2002 der amerikanischen Regierung schließlich der Geduldsfaden riß, und sie für jede der Geiseln ein Lösegeld von einer Milliarde Dollar anbot, erfaßte den Kulturattache panische Angst, man könnte ihn nach Hause schicken. Glücklicherweise erwiesen sich seine Befürchtungen als grundlos. Die 49 Milliarden Dollar wurden zwar bis auf den letzten Cent an die iranischen Behörden ausbezahlt, der Ayatollah beschloß jedoch, keine der Geiseln freizulassen.

»Khomeini hat seine Meinung nach dem Erhalt des Lösegelds eben geändert«, stellt der einstige Student anerkennend fest. »Erst vorgestern sagte er im Femsehen, die Amerikaner seien degeneriert, und so müßte man sie auch behandeln.«

»Was, Khomeini lebt noch?«

»Aber ja, er ist doch erst 123 Jahre alt, möge Allah ihm ein langes Leben schenken.«



Zeitweise hatten die Amerikaner bekanntlich umfangreiche militärische Manöver abgehalten, die Sechste Flotte in den Golf einlaufen lassen, und im April 2014 landete im Norden Irans sogar ein Fallschirmjäger-Kommando.

»Sie haben sich dort etwa zwei Wochen lang verschanzt«, erinnert sich unser Begleiter. Dann kam es jedoch zu Protestkundgebungen in Washington, die Enkelin Jane Fondas sang ein Protestlied vor dem Weißen Haus, und die Fallschirmjäger wurden unverzüglich heimgeholt

Bei diesen Demonstrationen gegen die gefährlichen militärischen Maßnahmen kamen in Washington 183 Menschen ums Leben, mehr als zweitausend wurden verletzt. Bei den über 72 Stunden andauernden Ausschreitungen steckten die Gegner militärischer Gewalt unter anderem das Stadtzentrum in Brand.

»Die Amerikaner«, stellt unser Reiseleiter fest, »sind sehr empfindlich, wenn es um Menschenleben geht.«

Eine in Lumpen gekleidete Alte kommt mit Eimer und Besen ins Zimmer und jagt die Männer laut keifend vom Balkon.

»Frau Vance, die Gattin des ehemaligen Außenministers«, werden wir aufgeklärt. »Sie ist fürs Reinemachen zuständig.«

Während die Greisin saubermacht, heben der Attache und der Student einige der herumliegenden Plakate auf. Sie haben es sich zur lieben Gewohnheit gemacht, gemeinsam zu demonstrieren und in der Moschee zu beten. Nach einigen Minuten werden draußen Rufe laut: »Kho-me-i-ni! Kho-me-i-ni!«, gemischt mit deftigen Beschimpfungen gegen den amerikanischen Imperialismus und die Zionisten. Über die begeisterten Rufe erhebt sich die zitternde Greisenstimme des Attaches: »Tod über uns! Tod über uns!« In seiner Stimme schwingen die Freude und der Stolz mit, die Humanität habe über die dunklen Triebe der brutalen Gewalt gesiegt, wie es Präsident Jimmy Carter seinerzeit so treffend definiert hatte.



Die russische Führung las die »New York Times« und beschloß, an »Jimmys Volksfest« aktiv teilzunehmen. Breschnews Befreiungstruppen fielen in Afghanistan ein und begannen die einheimische Bevölkerung systematisch zu dezimieren. Jimmy war nicht faul und reagierte mit aller Schärfe auf diese offene Aggression und zog die Teilnahme der USA an den Olympischen Spielen zurück. Wenn ich mich recht erinnere, schlugen die Afghanen vor Freude Purzelräume ...

Gottes Mühlen mahlen bekanntlich langsam. Was jedoch nicht heißen soll, daß die internationale Gemeinde nach dieser brutalen Verletzung der UN-Charta so einfach zur Tagesordnung überging. Diese höchste Instanz der Nationen der Welt, die Israel vor Redaktionsschluß dieses Buches bereits 192mal verurteilt hatte, berief den Sicherheitsrat ein, um die lästigen Vorfälle in Afghanistan zu behandeln.

Hier der ungekürzte Bericht über den Verlauf der Beratungen:

#### EIN BESUCH IM INTERNATIONALEN ZIRKUS

**D**er Antrag des pakistanischen UN-Delegierten, eine Verurteilung Israels wegen der sowjetischen Invasion in Afghanistan zu erwirken, wurde in den frühen Morgenstunden dem Vorsitzenden des Sicherheitsrates unterbreitet.

Während der anschließenden Debatte versuchten die verschiedenen Delegationen eine Formulierung zu erarbeiten, die für alle Beteiligten einigermaßen akzeptabel sein würde. Es erwies sich nämlich nach einigen vertraulichen Gesprächen hinter den Kulissen, daß für den Antrag in der gegenwärtigen Version kaum ein Mehrheitsbeschluß erreicht werden würde, da nur acht Staaten den Antrag Pakistans in seiner ursprünglichen Fassung vorbehaltlos unterstützten.

Der US-Delegierte äußerte allerdings Bedenken, die Alleinverantwortung für die sowjetische Aktion den Israelis zuzuschieben. Demzufolge proponierten Belgien und Honduras

spontan, die Debatte zu vertagen, bis ein für alle Mitglieder des Sicherheitsrates annehmbarer Kompromiß erreicht wäre.



Kurz bevor die Sitzung vertagt wurde, gelang es dem israelischen Delegierten, den Standpunkt seiner Regierung zu präzisieren, obwohl fast alle Delegationen während seiner Rede den Saal demonstrativ verließen.

»Die Invasion afghanischen Territoriums wurde nicht von Israel, sondern von der UdSSR vollzogen«, erklärte der israelische Botschafter vor fast leerem Saal. »Demnach müßten nicht gegen Israel Sanktionen beschlossen werden, sondern gegen die Sowjetunion.«

Der sowjetische Delegierte verließ daraufhin ebenfalls die Sitzung und rief im Abgehen der israelischen Delegation wutentbrannt zu: »Diesmal werden euch eure berüchtigten Goebbels-Methoden nicht weiterhelfen! Ihr spielt in unverantwortlicher Weise mit dem Feuer!«

Nicaragua und Sambia zeigten ein gewisses Verständnis für den israelischen Standpunkt, was die Besetzung Afghanistans betrifft. Andererseits, so erklärte der belgische Vertreter in einem vertraulichen Gespräch dem israelischen Delegationschef, hätte es keinen Sinn, die Fronten weiter zu verhärten, wenn man wisse, daß sich für den israelischen Standpunkt niemals eine Stimmenmehrheit finden ließe. »Schließlich und endlich«, so führte er aus, »sind wir doch keine kleinen Kinder mehr, oder?«

Der Vertreter Frankreichs drückte sein Bedauern darüber aus, daß zum Zeitpunkt der afghanischen Invasion keine UN-Beobachter am Ort des Geschehens waren und deswegen die wahren Hintergründe augenblicklich nicht zu rekonstruieren seien.

Die Reaktion der US-Delegierten kontrastierte vor allem durch ihren maßvollen Ton: »Es mag unter den gegebenen Umständen vielleicht gerechtfertigt erscheinen, die Sowjet-

union zu maßregeln, aber, wie allgemein bekannt, haben die Russen im Sicherheitsrat ein Veto-Recht. Daher sollte die Lage vom Gesichtspunkt der globalen US-Strategie aus beurteilt werden.«

Die Situation im Gebäude am East River spitzte sich bedenklich zu. Besonders nachdem Irak und Iran unter der Hand eine gemeinsame Denkschrift verbreiten ließen, in welcher die israelische Politik als »kriegerisch« gebrandmarkt wurde. Die libysche Delegation ging noch weiter und brandmarkte Israel als »die Brutstätte des internationalen Terrors«. Auch die »Prawda« erneuerte ihre Attacken gegen die »Nazi-Kohorten in Tel Aviv, die sich am billigen Triumph ihrer unverantwortlichen Aggressionspolitik weideten«.



Die israelische Delegation blieb nicht untätig. Sie unterbreitete dem UN-Generalsekretär authentisches Photomaterial, aus welchem eindeutig hervorging, daß tatsächlich sowjetische Panzerfahrzeuge durch die Straßen von Kabul patrouillierten. Doch der britische Vertreter forderte die Versammlung in höflichen Worten auf, diesen Fotos keine Bedeutung beizumessen, da »die optische Dokumentation solch unerfreulicher Fakten nicht dazu angetan sei, eine Klärung der verworrenen Lage herbeizuführen«.

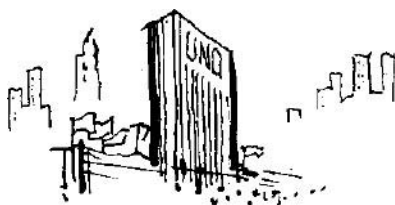
»Unternehmen Sie nichts«, forderte der amerikanische Delegierte die Israelis auf, »wir agieren mit aller Entschlossenheit im Hintergrund.«

Und tatsächlich hatte das energische Eingreifen der westlichen Supermacht den erwarteten Erfolg. Die Sowjets verzichteten auf ihre Forderung betreffs bedingungsloser Verurteilung des Aggressors in Afghanistan, im Austausch gegen die Zusage der westlichen Länder, eine Resolution folgenden Wortlauts zu unterstützen:

»Der Sicherheitsrat drückt im Zusammenhang mit den Ereignissen im südlichen Asien sein Bedauern aus. Ferner wird Israel vor jeder weiteren Abweichung von den Grundprinzipien der Vereinten Nationen ausdrücklich gewarnt.«

Es darf nicht übersehen werden, daß in dieser endgültigen Fassung keine wie immer gearteten Sanktionen gegen Israel verhängt, ja, nicht einmal erwähnt wurden. Ein Sprecher des israelischen Außenministeriums wies befriedigt darauf hin, daß »die Resolution des Weltsicherheitsrats die Ereignisse in Afghanistan nicht direkt mit Israel in Zusammenhang gebracht hat, da die beiden einschlägigen Sätze unübersehbar durch einen Punkt voneinander getrennt waren«. Zu guter Letzt könne man mit Befriedigung feststellen, daß der Sicherheitsrat zwar sein »Bedauern«, aber nicht sein »tiefes Bedauern« zum Ausdruck gebracht habe, woraus der mäßige Einfluß der amerikanischen Verbündeten klar ersichtlich sei.

»Der Plan, Israel wegen der Invasion in Afghanistan zu verurteilen, ist kläglich gescheitert«, faßte der Außenminister die Bemühungen der israelischen UN-Delegation zusammen. »Dieser Sieg unserer Diplomatie ist auf drei wesentliche Faktoren zurückzuführen: a) unsere umfassende informations-Kampagne, b) eine standfeste Haltung unserer überseeischen Verbündeten sowie c) sinkende Ölpreise.«



Dieser UN-Bericht mag als eine reichlich übertriebene Parodie erscheinen, welche die Grenzen guten Humors überschreitet. Doch leider ist es keine Humoreske. Die Realität besorgt ihre eigene Parodie selbst, ganz besonders in diesem Tempel der Heuchelei in New York.

Schon als die Vereinten Nationen ins Leben gerufen wurden, legten ihre Gründerväter, die fünf Großmächte, eine ziemlich surrealistische Haltung an den Tag. Sie setzten von vorneherein fest, wer bei internationalen Konflikten stets recht haben wird — nämlich sie selbst. Die Mafia der Großmächte räumte sich großzügig das alleinige Vetorecht ein, während al-

len anderen Staaten die Rolle eines geschwätzigen Beobachters zugeteilt wurde.

Diese Institution besitzt zwar die Macht, im Notfall den Weltfrieden zu retten, aber mangels dramatischer Ereignisse beschäftigt sich das Forum der Völker mit sinnlosem Geschwafel, das eher in ein politisches Kabarett gehört.

Um sich die Zeit zu vertreiben, haben die Delegierten sogar eine eigene Geheimsprache erfunden. Das volkstümliche Angebot »Du kannst mir mal den Buckel runterrutschen« klingt dann etwa so:

»I am compelled to give appropriate qualifications to your acts and show up their treacherous nature which is incompatible with the elementary requirements of the maintenance of normal relations being in gross contradiction with the task of lessening tension and creating the necessary conditions for fruitful negotiations.«

Außerhalb der Arena reden sie natürlich anders. Genauer gesagt, ihre Handlungen sprechen eine ganz andere Sprache. Die Aktivitäten der UdSSR zum Beispiel, richteten sich vor Michail Gorbatschows Auftreten nach dem bekannten Grundsatz des Genossen Lenin: »Damit es der Welt besser gehen kann, muß es ihr erst schlechter gehen.« Diesem Leitsatz folgend, stützte sich das allmächtige Friedenslager bei seinem Bestreben, dem Westen den Garaus zu machen, auf die drei unheilbaren Gebrechen der Demokratie: Drogen, Streiks und Terrorismus.



Für die allwöchentlichen Streiks sorgen die Gewerkschaften selbst. Auch der Drogenmarkt befindet sich in verlässlichen Händen. Etwa ein Drittel der Menschheit scheint in diesem lukrativen Gewerbe tätig zu sein. So konnte sich das allmächtige Friedenslager ausschließlich auf die Verbreitung des Terrors im Westen und im Nahen Osten konzentrieren.

Jüngstes Dokumentationsmaterial aus den befreiten Kolonien beweist schwarz auf weiß, daß das allmächtige Friedensla-

ger für die Ausrüstung, Finanzierung, Ausbildung, Pflege und Tarnung der führenden internationalen Terrororganisationen zuständig war. All dies vollzog sich natürlich unter strengster Geheimhaltung. Nur hin und wieder kam es dem Westen seltsam vor, daß all diese Freiheitskämpfer niemals ein linkes Flugzeug entführten. Die Innenminister der Freien Welt ahnten nicht, daß sie bei den mühsamen Verhandlungen mit den jeweiligen Terroristen über die Freilassung von irgendwelchen Geiseln eigentlich immer im indirekten Kontakt mit der Firma Breschnew & Honecker AG standen.

Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, daß bei der Konfrontation zwischen Humanität und Terror stets der Terror die Oberhand behielt. Und zwar aus dem einfachen Grund, daß für Anarchisten ein Menschenleben keinerlei Wert hat, während in der Freien Welt das Leben einer einzigen Geisel eine humanitäre Verantwortung darstellt, vorausgesetzt, die Ereignisse werden von den überregionalen Fernsehsendern ausgestrahlt. Geben wir es doch zu, insgeheim bewundert der westliche Zuschauer den Terroristen, denn er ist wenigstens ein ganzer Mann, der weiß, was er will. Zwischendurch lassen die Terroristen dann auch mal eine schwangere Norwegerin frei, die mit Freudentränen über die »einwandfreie Behandlung« durch ihre sympathischen Kidnapper berichtet. Tosender Beifall, die nächsten Nachrichten folgen um 22 Uhr 30...

Ab und zu geht dann auch mal etwas schief, und ein paar Terroristen werden geschnappt. Sie betreten den Gerichtssaal in Begleitung von hundert zitternden Polizisten und einem Dutzend aggressiver Anwälte, die Finger zum Siegeszeichen »V« gespreizt. Ihre ermordeten Opfer findet man im Kofferraum gestohlener Autos, gefesselt und geknebelt, mit gebrochenen Fingern. Ja, meine Damen und Herren, das ist eben der Preis der Demokratie, wie es nicht zuletzt auch die Sowjetideologen immer betonen.

Die Israelis stehen ganz oben auf der Liste der Kofferraumkandidaten. In letzter Zeit geben die Terroristen den europäischen Staaten jedoch gewissen Vorzug, da die Israelis ihnen weniger Zuvorkommenheit erweisen. Hier ein Beispiel dafür:

Die Sache sah nicht gut aus. Das entführte Flugzeug war vor wenigen Minuten im Flughafen von Tel Aviv gelandet, die Terroristen hatten ihre Forderungen gefunkt und abschließend bekanntgegeben, daß sie im Nichterfüllungsfall die zur Explosion vorbereiteten Sprengstoffladungen zünden würden. Im Kontrollturm des Flughafens beriet der Krisenstab, was zu tun sei:

»Es gibt nur einen Ausweg, man muß die Bande ermüden. Man muß ihre Spannkraft zermürben, womöglich bis an die Grenzen eines Nervenzusammenbruches.«

»Sehr schön. Aber wie?«

»Darauf gibt es nur eine Antwort: Genosse Schultheiß!«

Zehn Minuten später erschien im Wagen des Generalstabschefs und mit Blaulichteskorte Sechiel Schultheiß, der Star des bürokratischen Establishments unserer Arbeiterbewegungen. Er kam direkt aus dem Spital, wo er mit den Führern der Bäckergewerkschaft über eine 2<sup>^</sup>prozentige Tarifierhöhung verhandelt hatte, und zwar ununterbrochen seit drei Tagen und drei Nächten. Im Lauf der Verhandlungen waren nach und nach sämtliche Bäcker mit schweren Erschöpfungssymptomen ins Spital eingeliefert worden, nur Schultheiß, der Held der sozialistischen Arbeit, hatte nichts von seiner Frische eingebüßt.

Jetzt wurde er vom Verteidigungsminister persönlich in den Fall eingeführt:

»Wenn wir die Flugpassagiere nicht anders freibekommen, tauschen wir sie gegen inhaftierte Terroristen aus. Sie, Schultheiß, haben für Ihr Gespräch mit den Entführern freie Hand. Wenden Sie die üblichen Gewerkschaftsmethoden an. Behandeln Sie die Kerle so, als ob es unsere Steuerzahler wären.«

»Okay«, sagte Schultheiss, bestellte einen Tee mit Zitrone und bat um die Telefonistin aus seinem Büro.

Nachdem Ilana sich am Schaltbrett niedergelassen hatte, wurde die Funkverbindung mit dem Flugzeug aufgenommen.

Aus dem Cockpit erklang eine tiefe Männerstimme:

»Tod den Juden. Hier spricht die Organisation Schwarzer September. Befolgen Sie meine Anordnungen.«

»Einen Augenblick«, unterbrach Schultheiß. »Man versteht schlecht. Wer ist schwarz, die Organisation oder der September?«

»Halten Sie den Mund und befolgen Sie —«

»Verzeihung, aber wer sind Sie eigentlich?«

»Was heißt das, wer ich bin?«

»Woher soll ich wissen, daß Sie wirklich ein Terrorist sind? Sie könnten ja auch ein Fluggast sein.«

»Würde ich dann mit Ihnen sprechen?«

»Vielleicht hält man Ihnen einen Revolver an die Schläfe.«

»Na und?«

»Das würde die Situation grundlegend ändern. Es ginge dann nicht um eine direkte Verhandlung, sondern um eine Vermittlung.«

»Was für ein Unterschied wäre das, zum Teufel?«

»Ein gewaltiger, mein Herr. Im Falle einer Vermittlung müßte ich eine andere Behörde einschalten. Ich habe die beste Absicht, mit Ihnen zu kooperieren, aber ich muß mich nach meinen Vorschriften richten. Wie ist Ihr Name, bitte?«

»Hauptmann Dschamel Rafat.«

»Mit einem >K< in der Mitte?«

Man hörte ein heiseres Röcheln. Dann meldete sich der Kapitän des Flugzeugs:

»Er ist der Führer der Gruppe, Sie können mir glauben.«

»Ich akzeptiere Sie als provisorischen Zeugen. Ihre Paßnummer?«

»75103/97381.«

»Wann und wo ausgestellt?«

An dieser Stelle riß Hauptmann Rafat das Gespräch wieder an sich:

»Wenn die Verhandlungen nicht in zwanzig Sekunden beginnen, jagen wir das Flugzeug in die Luft.«

»Zwanzig Sekunden von wann an?«

»Was meinen Sie?«

»Ich meine, wann beginnen die zwanzig Sekunden?«

»Sie beginnen jetzt, sofort, in diesem Augenblick.«

»Wie spät haben Sie?«

»11 Uhr 29, verdammt noch einmal!«

»Auf meiner Uhr ist es erst 11 Uhr 22, ich lasse nachsehen. In solchen Situationen kann jede Sekunde eine Rolle spielen. Bitte warten Sie.«

»Hallo!« brüllte Hauptmann Rafat, aber die Verbindung war bereits unterbrochen und blieb es für drei Minuten. Dann kam Hauptmann Rafat wieder zum Kontrollturm durch. Was er hörte, war die Stimme Ilanas:

»Wer hat Ihnen erzählt, daß ich mit Tibi ausgegangen bin? Dudik lügt. Sie kennen doch Dudik... Hauptmann Rafat? Endlich. Man sucht Sie schon. Bitte sprechen.«

Und Hauptmann Rafat sprach:

»Wir verlangen die sofortige Entlassung von 390 Freiheitskämpfern, die sich bei Ihnen in Haft befinden. Ich diktiere die Namen...«

»Bitte nicht über das Telefon«, sagte Schultheiß. »Außerdem liegen 390 Enthaltungen weit über der zulässigen Quote. Wir haben gar keine Transportmittel für so viele Personen. Ich dachte an sechs oder sieben, höchstens acht.«

»300.«

»Neun. Und einer von ihnen hat Grippe.«

»Ich handle nicht!«

»Also gut, zehn. Sechs bei Inkrafttreten unseres Abkommens, drei am 31. Oktober und —«

»Jetzt sofort und alle!«

»Alle zehn?«

»300.«

»Elf, ohne Empfangsbestätigung.«

»250. Das ist mein letztes Wort.«

»Zwölf. Es kostet mich selbst mehr.«

Die Verbindung zwischen Cockpit und Kontrollturm wurde aufs neue unterbrochen. Nach ihrer Wiederherstellung drangen rätselhafte Satzketten aus Hauptmann Rafats Kopfhörern: »Galiläa-Import-Export... Schechter, Gurewitsch, Misrachi... alle weggegangen ... niemand mehr hier...« Dann schaltete sich die erregte Stimme des Flugzeugkapitäns in das Gespräch ein:

»Achtung, Kontrollturm. Die Entführer treffen Vorbereitungen zur Zündung der Sprengkörper. Sie stellen Ihnen ein Ultimatum von dreißig Minuten. Und sie meinen es verdammt

ernst. Achtung, Kontrollturm. Haben Sie verstanden? Ein Ultimatum! Dreißig Minuten!«

»Verstanden«, sagte Schultheiß. »Aber ich brauche es schriftlich. Ich muß mich ja meinen Vorgesetzten gegenüber absichern. Sagen Sie den Leuten, sie sollen auf dem Briefpapier der Fluggesellschaft ungefähr folgendes notieren: >Wir, die unterzeichneten Terroristen, wohnhaft dort und dort, erklären hiermit, daß wir die auf dem und dem Flughafen stehende Maschine mittels explosiver chemischer Substanzen« und so weiter und so weiter. In dreifacher Ausfertigung. Hebräisch, arabisch und jiddisch. Paßfotos wären erwünscht.«

Der Flugkapitän antwortete nicht. An seiner Stelle meldete sich Rafat und verlangte nach einem Rettungswagen des Roten Kreuzes.

»Das heißt bei uns Roter Davidstern«, belehrte ihn Schultheiß.

Rafat überhörte ihn:

»Der Wagen soll mit einer weißen Flagge an das Flugzeug heranfahren«, schloß er keuchend.

»Welche Größe?«

»Was, welche Größe?«

»Wie groß soll die Flagge sein?«

»Das ist mir scheißegal, du Trottel! Eine kleine weiße Flagge!«

»Wir haben zwei Flaggen, eine zu 78 X 45 und eine zu 75 x 30, aber die ist in der Wäsche. Sollte Ihnen die andere zu groß sein, dann kann ich aus Haifa eine kleinere bestellen.«

Der Kehle des Terroristenführers entrang sich ein dumpfes Stöhnen:

»Kommen Sie ohne Flagge.«

»Ich oder der Rettungswagen. Bitte entscheiden Sie sich. Sonst weiß ich ja nicht, was ich ins Protokoll schreiben soll. Hallo? Hallo?«

Auf der anderen Seite trat Funkstille ein. Dann gaben die Entführer bekannt, daß sie ihre Geiseln im Tausch gegen 25 inhaftierte Palästinenser freilassen würden, unter der Bedingung, daß sie nicht länger mit Schultheiß verhandeln müßten.

Schultheiß schlug eine gemischte Kommission vor, bestehend aus einem akkreditierten Terroristen des Gazastreifens, einem parteilosen Justizbeamten und dem Sekretär der Pilotengewerkschaft.

Hauptmann Rafat fragte, ob man ihm auch einen Arzt schicken könne. Seine Stimme klang hohl.

Auch sein Stellvertreter, der jetzt das Mikrophon übernahm, ließ deutliche Anzeichen von Nervenzerrüttung erkennen. Das Entführungskommando, erklärte er, sei bereit, in ein anderes Land abzufliegen, sobald die Maschine aufgetankt hätte.

»Ich verbinde sie mit unserem Treibstoffdepot«, sagte Ilana und ließ die Anwesenden den nun folgenden Dialog mithören. *Ziva (die Telefonistin des Depots)*: »Bedaure, unser Abteilungsleiter ist weggegangen.«

*Rafat*: »Wann kommt er zurück?«

*Ziva*: »Keine Ahnung. Wahrscheinlich sitzt er beim Essen.«

*Rafat*: »öffnen Sie das Depot, oder es geschieht ein Unglück.«

*Ziva*: »Die Schlüssel sind bei Modehe.«

*Rafat*: »Ich zähle bis drei. Dann lassen meine Leute das Flugzeug explodieren. Eins — zwei —«

*Schechter*: »Hallo, hier Schechter, Galiläa-Import-Export. Womit kann ich dienen?«

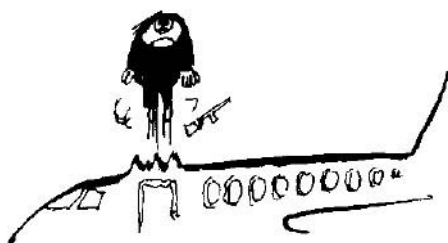
*Rafat*: »Hier ... Schwarz ... ich meine ... der Schwarze September ... Wir wollen weg von hier ... weg ... weg...«

An dieser Stelle übernahm Schultheiß noch einmal das Gespräch:

»Hauptmann Rafat? Es ist alles in Ordnung. Der Tankwagen wird sofort vorfahren.«

Er nickte dem Verteidigungsminister zu. Der Verteidigungsminister nickte dem Leiter des Einsatzkommandos zu. Den Rest kennt man aus den Zeitungsberichten, die im Wirbel der Ereignisse eine Kleinigkeit übersehen haben. Sie hätten nämlich noch folgendes hinzufügen müssen:

»Nach erfolgreicher Beendigung seiner Mission auf dem Flughafen begab sich Genosse Sechiel Schultheiß in das Spital zurück, wo er seine Verhandlungen mit der Bäckergewerkschaft fortsetzte.«



Zu meinem größten Bedauern war es der bisher letzte Sieg der sozialistischen Administration inner- und außerhalb des Mittelmeerraumes.

Vielleicht sollten wir uns jetzt aber vom allmächtigen Friedenslager abwenden und uns einige Seiten lang mit anderen, weitaus sympathischeren Aspekten des Marxismus befassen. Dies ist gar nicht so einfach, denn Marx und Engels veröffentlichten ihr »Kommunistisches Manifest« im Jahre 1848, und seither gab es so viele Variationen der Lehre, daß sich Marx selbst nicht mehr auskennen würde. Sogar die rote Fahne, das Hoheitszeichen der Bewegung, erhielt mittlerweile die unterschiedlichsten Bedeutungen und hat ihr Monopol als Symbol der Linken eingebüßt.

Die rote Fahne ist heute unter anderem das internationale Zeichen bei Straßenarbeiten und warnt vor überlangen Lastkraftwagen, ganz zu schweigen von der Feuerwehr, die sich die rote Fahne ebenfalls unter den Nagel gerissen hat.

Die sozialistische Denkweise erfreut sich also im Westen einer Vielzahl politischer Deutungen, deren Flaggschiff die sozialdemokratische Bewegung ist. Das Ziel dieser Bewegung ist äußerst lobenswert. Sie will das marxistische Gedankengut nämlich nicht mit Gewalt durchsetzen, sondern mit demokratischen Mitteln wie zum Beispiel mit freien Wahlen.

So weit, so gut. Allerdings sind freie Wahlen heutzutage zu einem amüsanten Gesellschaftsquiz verkommen, und der dazugehörige Wahlkampf zum »Wettbewerb der leeren Versprechungen«. Die Variationen spiegeln Land und Leute wider. In Italien sind die Wahlen nichts weiter als die Konfrontation der Armut mit dem allmächtigen Vater im Himmel, während sie in Amerika eine Art öffentlicher Ausschreibung sind, um festzu-

stellen, welcher der beiden Kandidaten die größere Ähnlichkeit mit John F. Kennedy hat...

In den letzten vierzig Jahren konnten die Sozialdemokraten im freien Europa oftmals Wahlen gewinnen, eine Frucht ihres Parteiprogramms, die klassenlose Gesellschaft nicht durch die Geheimpolizei, sondern durch gerechte Verteilung des nationalen Einkommens durchzusetzen. Mit anderen Worten, durch das progressive Steuersystem.

Die Wahlen hat man gewonnen, die Steuerzahler nicht.



Den Sozialisten der Freien Welt ist nämlich ein kleiner Fehler unterlaufen. Sie haben alles Erdenkliche in Erwägung gezogen, nur eines nicht — die menschliche Natur.

Das Prinzip, den Begabten, Fleißigen und Wohlhabenden ihr Einkommen wegzunehmen, um es an die breiten Massen der nicht so Begabten, nicht so Fleißigen und nicht so Wohlhabenden zu verteilen, ja, das ist ein sehr schönes Prinzip. Und darüber hinaus sollte es gleichzeitig auch der goldene Schlüssel zum Sieg bei freien Wahlen sein, da die absolute Mehrheit der Wähler zur zweiten Kategorie gehört.

Bisher wäre also alles sehr einleuchtend und praktisch durchführbar, gäbe es nicht die verflixte menschliche Natur.

Während der vierzig Jahre vor Ronald Reagans revolutionärer Steuerreform, bewegte sich die Einkommensteuer in Europa zwischen 56 und 103 (in Worten: einhundertunddrei) Prozent. Die so erworbenen Gelder ermöglichten den Regierungen, ihren Wählern eine Vielzahl sozialer Vergünstigungen anzubieten. Dennoch scheiterte die Sache. Nicht beim Verteilen, sondern beim Kassieren. Auf der ganzen weiten Welt konnte man beim besten Willen keinen einzigen begabten und fleißigen Menschen finden, der bereit gewesen wäre, zwölf Monate lang wie ein Pferd zu schuften, um am Jahresende festzustellen, daß er bis zum 15. Februar für seine Familie und während des Rests des Jahres für den Finanzminister gearbeitet hat.

Dennoch gelang es den sozialistischen Regierungen im We-

sten, soziale Gleichheit durch Steuersätze zu schaffen, denn alle Steuerzahler, ohne Ausnahme, ob Männer oder Frauen, Jung oder Alt, Arbeitgeber oder Arbeitnehmer, Angestellte oder Selbständige verfolgten das gleiche Ziel: auf jedem nur erdenklichen Wege das Finanzamt zu bescheißen. So wurde also die klassenlose Gesellschaft westlichen Stils geboren. Und wenn man bedenkt, daß die Mittellosen das Finanzamt nur um einige Pfennige betrügen können, während es sich bei den Reichen um Millionenbeträge handelt, kann man guten Gewissens behaupten, daß auch der Progressivität Rechnung getragen wurde.

Was Wunder also, daß im westlichen Sozialismus jene Berufssparten zu Geld kommen, die über ihre Einnahmen kein Buch zu führen pflegen. Hätte Genosse Lenin dieses Buch an meiner Stelle geschrieben, dann würde er befriedigt feststellen: »Der Sozialismus im Osten dient den Arbeitern und Bauern, der westliche Sozialismus hingegen ist das Regime der Klempner und Gynäkologen.«

Neben den astronomischen Steuersätzen fanden die fortschrittlichen Regierungen jedoch noch andere todsichere Mittel und Wege, die gesamte Bevölkerung in einen Haufen von Schwindlern zu verwandeln: zum Beispiel die Devisenkontrolle. Dem Staatsbürger ist es streng untersagt, stabile ausländische Währungen zu besitzen, ob zu Hause, auf der Bank, im Inland, im Ausland, in der Hosentasche oder auf dem Mond. Als zwingende Folge blüht der Schwarzmarkt für Devisen und die Steuerfahndung durch Hellseherei, wie es der folgende parapsychologische Tatsachenbericht belegt.

#### GOLDFINGERS SECHSTER SINN

**B**lindes Walten des Schicksals führte zur Entdeckung der Übernatürlichen Fähigkeiten, mit denen Inspektor Johann-Rudolf Fischbaum von der Einkommensteuerkontrolle (ESTAK) ausgestattet war.

Es begann, als ein gewisser Freddy Misch, Landwirtschaftliche Maschinen en gros, die Summe von 413 Pfund und 6 Groschen als Einkommen für das Steuerjahr angab und zur glei-

chen Zeit die linke Seite der Hauptstraße, die mit den ungeraden Hausnummern, sowie zwei dressierte Delphine ankaufte. Ein anonymer Hinweis setzte die ESTAK auf Mischis Fährte. Sie begann Informationen über ihn zu sammeln, ließ durch landwirtschaftlich verkleidete Steuerfahnder seine Traktoren überprüfen, trat mit der Interpol in Verbindung, konsultierte einen Psychoanalytiker und fütterte ihren großen Computer mit den eintreffenden Daten. Das Verfahren trug Früchte: Freddy Mischi mußte einen Teil seiner Einkünfte verschwiegen haben.



Unter persönlicher Führung Inspektor Fischbaums stürmte eine Kommandoeinheit der ESTAK um 5 Uhr 05 morgens die luxuriöse Wohnung des Verdächtigen, machte sich — fintenreich und vielerfahren — sofort über den Kleiderschrank her und förderte neben 20000 Schweizer Franken in bar ein geheimes Kassabuch zutage, das einen monatlichen Reingewinn von 40000 Pfund auswies.

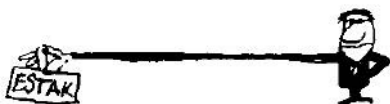
Inspektor Fischbaums starrer Blick fixierte Mischi und bohrte sich durch das offenstehende obere Knopfloch seines hellblauen Pyjamas:

»Also das sind Ihre 413 Pfund jährlich, wie?«

»Bitte«, flüsterte der schlotternde Steuerhinterzieher. »Bitte, ich war gerade dabei, die Sache in Ordnung zu bringen. Ich wäre noch heute zu Ihnen aufs Steueramt gekommen, um —«

»Was Sie nicht sagen«, unterbrach ihn Fischbaum sarkastisch. »Ich möchte wetten, daß Ihre sämtlichen Traktoren Sie nicht aufs Steueramt schleppen könnten, Herr Mischi!«

»Ich habe keine Traktoren«, gab der noch immer Schlotternde mit schwacher Stimme zurück. »Und mein Name ist Bienstock.«



Wie sich erwies, hatte ESTAK die falsche Wohnung gestürmt, was jedoch Fischbaum in keiner Weise davon abhielt, Bienstocks sofortige Verhaftung anzuordnen. Dann erkundigte er sich nach der Wohnung des Traktorenhändlers.

Da Bienstock in Ohnmacht gefallen und somit zu einer Auskunft nicht in der Lage war, läutete die Kommandoeinheit an der nächsten Wohnungstüre. Eine ältere Frauensperson öffnete.

»Entschuldigen Sie die Störung zu so früher Stunde«, begann Fischbaum. »Wir sind von der Steuerfahndung und wollten nur fragen, wo —«

Die Frau schrie gellend auf und stürzte ins Schlafzimmer:

»Sami! Sie sind hier! Rasch! Die Scheckbücher!«

Als die Wohnungstürmer das Schlafzimmer erreichten, hatte Sami bereits das dritte ausländische Scheckbuch verschluckt. Sie konnten gerade noch den Safeschlüssel sicherstellen, der in seiner Kehle steckte.

Samis DM-Depot fand sich in den Bänden »Fidschi bis Granit« und »Lachs bis Luchs« des Konversationslexikons. Seine Frau stand draußen und murmelte immer wieder: »Ich hab's gewußt, Sami, ich hab' dir gesagt, wir müssen irgend etwas deklarieren.« ihre Lockenwickler enthielten eine beträchtliche Anzahl zusammengerollter Dollarscheine.

»Verhaften und zur Anzeige bringen«, befahl Fischbaum, ehe er hurtigen Fußes das nächste Stockwerk erklimmte, wo er ohne größere Schwierigkeiten — war sie doch durch den Namen gekennzeichnet — Freddy Mischis Wohnungstüre fand. Der Maschinengroßkaufmann versuchte sich der drohenden Verhaftung zu entziehen, indem er sich im Badezimmer erhängte, aber die ESTAK-Leute schnitten ihn rechtzeitig ab, entdeckten in der Tiefkühltruhe seine Bücher, tauten sie auf und stellten fest, daß sein jährlicher Reingewinn nicht, wie angegeben, 413,06 Pfund betrug, sondern runde 12 Millionen. Außerdem stöberten sie unter einigen lockeren Fliesen in der Küche größere Mengen von angereichertem Uran auf.

Mischi wurde verhaftet und seine Wohnung versiegelt. Die Schlüssel wollte Fischbaum dem Hausbesorger übergeben.

»Ich bin Inspektor Fischbaum von der ESTAK«, stellte er sich vor. »Hier sind ... nein, um Himmels willen ...«

Der Hausbesorger landete nach seinem Sprung aus dem Fenster in einem Blumenbeet und zog sich lediglich einen Knöchelbruch zu. Die 50000 Hollandgulden, die er unter der Klosettbürste versteckt hatte, fielen den Häschern in die Hände. Um 7 Uhr 30 kehrte die Kommandoeinheit in triumphalem Zug zu ihrer Ausgangsbasis zurück, im Schlepptau fünf verhaftete Steuerhinterzieher, einen übertollen Beutekorb und eine Menge neuer Daten, an denen der Computer reichlich zu kauen haben würde.



Damit begann die wunderbare Karriere des Inspektors J.-R. Fischbaum.

Die Nachricht von seinem unheimlichen Talent für die Erfassung von Steuersündern verbreitete sich durch das ganze Finanzamt. Manche wollten es für einen bloßen Zufall halten, daß Fischbaum in einem einzigen Wohnhaus fünf Straffällige erwischt hatte, aber bald gab es keinen Zweifel mehr, es handelte sich um ein übersinnliches Phänomen.

Man erinnere sich nur an den Fall der drei Doktoren Bluebottle.

Der Steuerinformant Nr. 181302 hatte die ESTAK auf einen Dr. Bluebottle hingewiesen, ohne sie mit genaueren Angaben Über ihn zu versorgen. Der Computer spuckte drei potentielle Steuerhinterzieher dieses Namens aus. Das Finanzamt raufte sich die Haare — bis jemand auf Fischbaum verfiel.

Man schrieb die Adresse der drei Bluebottles — eines Anwalts, eines Verlegers und eines Nationalökonomen — auf ein Papier, das man an Fischbaum gelangen ließ. Fischbaum starrte es eine Minute lang an, konzentrierte sich — und deutete auf den Arzt. Tatsächlich: Dr. med. Bluebottle verfügte über ein nicht deklariertes Einkommen von drei Millionen, eine Badewanne aus Platin und eine beträchtliche Anzahl von Goldbarren.

Fischbaum, der fortan den Kosenamen »Goldfinger« trug, ist noch bei Lebzeiten zu einer Legende geworden. Er braucht nur das Telefonbuch aufzuschlagen, versetzt sich in leichte Trance, läßt seinen Finger über die Seiten gleiten, und wenn er bei einem Namen innehält, kann man Gift darauf nehmen, daß die Kommandoeinheit der ESTAK vom Träger dieses Namens nicht mit leeren Händen zurückkehren wird. Fischbaum irrt sich niemals. Niemals. Selbst die Parapsychologen stehen verblüfft vor seinem sechsten Sinn. Seit neuestem kann er sogar auf geschriebene Angaben verzichten. Er sitzt nur mit geschlossenen Augen da, meditiert eine Weile und springt plötzlich auf:

»Herr Soundso, in dieser und dieser Straße, an dieser und dieser Nummer, dritter Stock, erste Türe rechts!«

Und es stimmt. Immer.



Unlängst geschah es sogar, daß er mit seinem Zeigefinger auf einen scheinbar harmlosen Spaziergänger deutete und rief: »Haltet ihn! Er ist ein Steuerhinterzieher!«

Der Mann brach zusammen und legte an Ort und Stelle ein Geständnis ab über seine laufende Hinterziehung während der letzten 43 Jahre. Im Saum seiner Hose waren \$oooo Yen und zwei blauweiße Brillanten eingenäht.

In letzter Zeit gibt sich Goldfinger nicht mehr mit Einzelfällen ab, sondern nützt seine übernatürlichen telepathischen Fähigkeiten zur kollektiven Entlarvung von Steuer- und Devisenverbrechen. Er verfällt in tiefe Selbsthypnose und murmelt dann blaß und erschöpft, als käme er aus dem Jenseits:

»Verhaftet das halbe Land.«

Und Fischbaum irrt nie. Seine Vorgesetzten sind schon besorgt, daß der Mediziner der ESTAK sich eines Tages selbstständig machen und ein Privatbüro eröffnen könnte. Es gibt nämlich eine schöne sozialistische Tradition, derzufolge jeder ehemalige Steuerinspektor sofort nach seiner Pensionierung,

unter Umständen sogar schon lange davor, eine blühende private Steuerkanzlei eröffnet.

Sollte aber Inspektor J.-R. Fischbaum seinen bewundernswerten sechsten Sinn auch weiterhin zur Verfügung der Steuerbehörde halten, dann bestünde für ihn — und das fürchten sie erst recht — die Möglichkeit, wie jeder Steuerinformant zehn Prozent der jeweils zustande gebrachten Summe zu beanspruchen. Auf diese Weise würde er binnen kurzem zum Milliardär werden.

Und sollte Goldfinger mit seinem Haufen Geld auch noch an der Börse mit Wertpapieren, Edelmetallen oder Öl- und Goldminenaktien spekulieren, dann wird er in absehbarer Zeit einer der reichsten Menschen der westlichen Hemisphäre sein.

Auf Spekulationsprofite sowie Denunziationshonorare wird nämlich keine Einkommensteuer erhoben. Dies ist ein eiserner Grundsatz sozialdemokratischer Systeme, die die gesellschaftliche Gerechtigkeit des Wohlfahrtsstaates ohne Gewalt, lediglich mit moralischer Wirtschaftspolitik verwirklichen.



Zu den Errungenschaften des europäischen Sozialismus zählt selbstverständlich auch die folgende erhabene Maxime: »Es ist durch und durch asozial, wenn ein Mensch sich mit dem Erbe seiner Väter bereichert. Dieses Erbe gehört dem Volk, das den Reichtum erst ermöglicht hat. Die Witwe muß natürlich eine angemessene Rente bekommen, aber was der Mensch im Laufe seines Lebens angehäuft hat, gehört dem Staat.«

Ein ungemein sozialer Gedanke, ganz zweifellos, der echt zu Herzen geht. Ich jedenfalls war zutiefst beeindruckt.

MARX HAT GEGEBEN, MARX HAT  
GENOMMEN

Als ich fühlte, daß es mit meinen Kräften allmählich zu Ende ging, rief ich meine Erben zusammen, um ihnen Lebewohl zu sagen. Sie standen im Halbkreis um mich herum, die Repräsentanten des Volkes, und lauschten ungeduldig meinen letzten Worten. Es gab ein ziemliches Gedränge. Der Verantwortliche für die Staatseinnahmen zum Beispiel kam mit einem Schubkarren, und Dr. Ernst Vollstrecker von der sozialistischen Partei brachte Möbelpacker mit. Der Chef der vereinigten Sammelaktionen versuchte mir ständig die Decke wegzuziehen. Ich hab' sie ihm aber nicht gegeben.

»Das Ende naht, der große Sensenmann steht vor der Türe«, flüsterte ich meinen Erben mit schwacher Stimme zu. »Es bleibt mir nicht mehr viel Zeit... ich wollte Ihnen allen danken ... für das Glück, das Sie mir zeit meines Lebens beschert haben...«

»Nicht der Rede wert«, wehrte der Zahlmeister der Stadtverwaltung ab, »wir haben nur unsere Pflicht getan.«

»Nein, nein«, fuhr ich fort, »es ist mir eine ganz besondere Freude zu wissen, daß meine mageren weltlichen Güter nicht länger von meiner Familie verpraßt werden, sondern zu ihrem Ursprung zurückgeführt werden, in den Schoß des Volkes.«

Der Steuerbeamte tätschelte meine Hand und meine Armbanduhr. Neben der Tür stand die beste Witwe von allen mit den Kindern, und sie winkten mir zu. Man ließ sie jedoch nicht zu mir, da sie keine Vertreter der öffentlichen Hand waren. Zwei Aufseher der Stadtverwaltung paßten auf, daß sie nichts im Hause anrührten. Ich bat um Ruhe:

»Meine Immobilien möchte ich den Gewerkschaften hinterlassen, damit das industrielle Proletariat auch Grundstücke sein eigen nennen kann«, verkündete ich mit leiser Stimme. »Mein Auto soll unter den Ministern verlost werden. Meine Bilder vermache ich selbstverständlich dem Staatspräsidenten.«

»Pardon«, unterbrach mich der Parlamentssprecher höflich, »darf auch mit etwas Bargeld gerechnet werden?«

»Aber ja«, antwortete ich, »meine Bankkonten gehen selbst-

verständlich an den Reisefonds der Abgeordneten. Meine Wertpapiere hingegen«, fügte ich hinzu, »die möchte ich gerne den Zollbehörden hinterlassen.«

»Danke«, der Chef der Einfuhrzölle senkte den Kopf, »und vielleicht auch ein paar Möbel?«

Aus dem Kleiderschrank vernahm man gedämpfte Schreie. Der Vertreter der Elektrizitätswerke kämpfte in der Dunkelheit des Schrankes mit dem Gesandten der Wasserversorgung erbittert um meine Hosen. Der Polizeipräsident mußte persönlich eingreifen und beschlagnahmte meine gesamte Garderobe als Beweismaterial, ich bat darum, mir meine Schwester vom Hals zu schaffen, die sich permanent zwischen den Erben durchzudrängen versuchte. Ich legte meine Hand segnend auf das Haupt des Finanzministers, der erwartungsvoll neben meinem Bett kniete:

»Ihnen, Herr Minister«, murmelte ich, »Ihnen hinterlasse ich meine Rente, jedoch nur unter der Bedingung, daß Sie damit die Textilindustrie des Landes sanieren. Mein Haus mit dem wunderschönen Garten, den ich zeit meines Lebens mit Hingabe hegte und pflegte, soll zu einem Erholungsheim werden, einer Art >Datscha< für die Mitarbeiter der Vollstreckungsabteilung der Einkommensteuer.«

Spontaner Applaus brach aus. Tiefer sozialer Frieden erfüllte mein Herz, wie ich ihn bisher noch nicht gekannt hatte. »Ja«, sagte ich mir, »o ja, dafür hat es sich wahrlich gelohnt, ein Leben lang jeden Groschen auf die Seite zu legen, lange Nächte durchzuarbeiten, sich jahrelang den Urlaub zu versagen, ja, für diesen herrlichen, erhabenen Moment, da ich die Früchte meiner Arbeit nun endlich meiner Regierung und ihren öffentlichen Institutionen übergeben kann.«

Ich verpaßte dem Chef der Sammelaktionen einen Klaps auf die Hand, als er mir schon wieder die Decke wegziehen wollte.

»Meine Teppiche vermache ich zu gleichen Teilen dem Außenministerium und dem statistischen Amt«, verfügte ich, »um vorzubeugen, daß sie sich nach meinem Tod in die Haare geraten. Meine Bibliothek hinterlasse ich dem Fußballverband. Das wäVs dann also. Was ich vergessen habe aufzuzählen, geht selbstverständlich an das Parteisekretariat...«

Dr. Vollstrecker hielt einen Moment im Einpacken des Fernsehgeräts inne und drückte mir gerührt die Hand. Die Vertreter der öffentlichen Verkehrsgesellschaft konnten ihre Tränen nicht länger zurückhalten. Ich richtete mich auf meinem Lager auf:

»Ehrlich gesagt«, verkündete ich, »jetzt, da alles an die zurückging, von denen der ganze Reichtum ja eigentlich herkam, fühle ich mich schon wesentlich besser. Vielleicht werde ich sogar genesen, und bitte dafür höflichst um Ihr Verständnis ...«

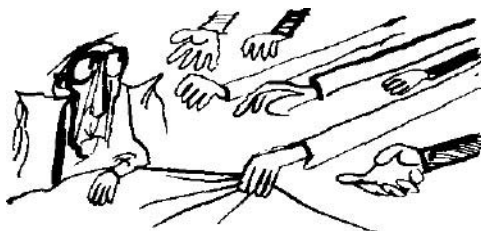
Die Anwesenden zeigten sich betroffen. Der Vertreter der Krankenkasse blickte nervös auf die Uhr. Meine Frau und die Kinder kamen wieder zu sich und winkten mir aufmunternd zu. Sie widerten mich an, wie sie mit ihrem asozialen Benehmen gierig auf ein leichtes Erbe spekulierten. Nichts werdet ihr von mir kriegen, dachte ich bei mir, gar nichts, geht doch arbeiten, so wie die Behörden. Die Existenz der Frau ist mit ihrer großzügigen Witwenrente von monatlich 94 Pfund 83 Groschen ohnehin gesichert.

Ich stand auf und zog mich an:

»Ist ein Rechtsanwalt anwesend?«

Der Generalstaatsanwalt bahnte sich einen Weg durch die Menge. »Ich habe es mir anders überlegt«, teilte ich ihm mit. »Ich habe beschlossen, mein Eigentum noch zu Lebzeiten der Öffentlichkeit zu vermachen. Es ist mein dringlichster Wunsch zu verhindern, daß meine reaktionären Angehörigen mit allen möglichen Tricks den Volksvertretern ihr rechtmäßiges Erbe abluchsen.«

Das ist übrigens gar keine so schlechte Idee. Sicher ist sicher. Man sollte ruhig schon zu Lebzeiten den geliebten Staat am Nachlaß teilhaben lassen. Wenn ich es mir gut überlege, ist diese Regelung eigentlich schon längst eingeführt.



Jetzt wird es aber höchste Zeit, auch einmal etwas Positives über den europäischen Sozialismus zu sagen. Schließlich hat er mit seinen absurden Steuersätzen erreicht, was den Ärzten oder den besten Ehefrauen noch nicht gelungen ist, nämlich die Söhne der Konsumgesellschaft zu zwingen, ihren Amoklauf nach Erfolg und Reichtum zu unterbrechen und sich etwas auszuruhen. So leistet also die hohe Einkommensteuer einen höchst bedeutsamen Beitrag zur öffentlichen Gesundheit.



#### LOB DER ARBEFTSMORAL

Der Ausgangspunkt meines Interesses war mein Badezimmer-**D**er Ausgangspunkt meines Interesses war mein Badezimmer-  
spiegel, der urplötzlich während *des* Rasierens herabfiel und auf heimatlichen Fliesen zersplitterte. Dieser Spiegel war nämlich nach rein sozialistischen Kriterien an der Wand befestigt worden, das heißt, mit eineinhalb statt mit vier Schrauben.

Wie gesagt, das Ding fiel also herunter. Ich nahm seine ehemaligen Maße und begab mich stadtwärts in eine renommierte Werkstatt, um mir einen neuen Spiegel anfertigen zu lassen.

In der Werkstatt summten etliche Maschinen fröhlich vor sich hin, und rege Hände schliffen liebevoll an großen Glasplatten. Ich begrüßte den Inhaber des Betriebs, Herrn Tannenbaum, und teilte ihm mit, daß mein Spiegel in die Brüche gegangen sei, worauf er mir versprach, in Windeseile einen Ersatz zu erstellen. Fröhlichen Gemüts verließ ich Tannenbaums Betrieb und ging nach Hause.

Das war am Freitag.

Montag mittag griff ich nach dem Telephon und fragte Herrn Tannenbaum, ob ich den Spiegel schon abholen könnte?

»Leider nein«, antwortete Tannenbaum, der Spiegelschleifer.

»Er ist noch nicht fertig. Sie müssen wissen, ich bin hier ganz allein. Heute früh ist kein einziger meiner Arbeiter in der Werkstatt erschienen.«

»Wieso denn?« fragte ich.

»Am Montag bleiben die Arbeiter gern zu Hause«, erklärte mir Tannenbaum. »Heute ist kein einziger erschienen.«

»Was werden Sie tun?«

»Einer meiner Arbeiter wohnt nicht weit von hier. Ich werde zu ihm gehen und versuchen, mit ihm zu sprechen. Sollte es mir gelingen, ihn zu überreden, dann fahre ich ihn in die Werkstatt. Das ist mir schon hin und wieder gelungen. Wenn ich Sie bitten dürfte, mein Herr, rufen Sie mich doch morgen um dieselbe Zeit wieder an.«

Das war am Montag. Dienstag versuchte ich es wieder.

»Tut mir wirklich leid«, entschuldigte sich Herr Tannenbaum, »ich bin noch immer allein in der Werkstatt.«

»Und dieser Arbeiter, von dem Sie gestern erzählt haben, der nicht weit von Ihrem Betrieb wohnt...«

»Ich habe bei ihm geläutet, aber er ging nicht an die Tür.«

»Sind Sie sicher, daß er daheim war?«

»Natürlich, ich habe ja gehört, wie er seiner Frau verboten hat, die Tür zu öffnen.«

»Und die übrigen Arbeiter?«

»Einer hat Telephon, den habe ich angerufen. Seine Mutter erklärte mir, daß ihr Sohn meditiere, ob er als Arbeitsloser nicht mehr verdiene. Also bin ich zu einem anderen Arbeiter gefahren, der in einem Außenbezirk wohnt, aber irgend jemand muß ihn gewarnt haben, daß ich unterwegs zu ihm bin, und so ist er über die Dächer geflüchtet. Könnten Sie nicht vielleicht morgen wieder anrufen, mein Herr?«

»Wozu?«

»Ich habe da noch die Adresse eines weiteren Arbeiters. Ich werde ihm ein Telegramm schicken.«

Das war am Dienstag. Am Mittwoch rief ich wieder an.

»Es ist mir sehr peinlich«, teilte mir Herr Tannenbaum mit, »aber ich bin noch immer ganz allein.«

Seine Stimme klang ein bißchen müde.

»Herr Tannenbaum«, fragte ich ihn, »können Sie mir erklären, warum Ihre Leute nicht zur Arbeit erscheinen?«

»Weil sie am Wochenende ihren Lohn bekommen haben. Oder besser gesagt das, was nach Abzug von Steuern und sonstigen Abgaben überhaupt übriggeblieben ist. Es ist leider immer dasselbe. Nach dem Zahltag ohne Bezahlung verschwinden sie für einige Tage und sind nirgends zu finden.«

»Und wenn sie wiederkommen, fragen Sie nicht, warum sie weggeblieben sind?«

»Wozu denn? Damit ich vor Wut zerspringe? Ich habe mir das Fragen ganz abgewöhnt. Wenn die Leute kommen, sind sie eben da. Dann sind sie wieder wochenlang verschollen, dann kommen sie wieder. Ich sage nichts, und sie sagen nichts. Das ist der Brauch in allen Werkstätten dieser Gegend, jeden Morgen ist es wie im Toto. Wie viele Arbeiter werden heute kommen, wie viele nicht? Ich habe mir angewöhnt, die dringenden Arbeiten auf den Zahltag zu verlegen.«

»Sind alle so?«

»Nein, einmal hatte ich einen Sonderling, der sogar am Montag zur Arbeit erschienen ist. Dann, eines Tages, hat er sich einen Kanarienvogel gekauft, und seither habe ich ihn nicht mehr gesehen. Mein Vorarbeiter kam vor zwei Jahren zu mir und bat mich, ihm die Abfertigung und das Urlaubsgeld vorzustrecken, weil er für zwei Wochen nach Amerika reisen mußte. Bis heute ist er nicht zurückgekommen. Könnten Sie bitte übermorgen noch einmal anrufen, mein Herr? Vielleicht erscheint doch noch jemand.«

Das war am Mittwoch. Am Freitag meldete ich mich wieder:

»Sind irgendwelche Arbeiter gekommen?«

»Ja, gestern abend war einer da«, berichtete Herr Tannenbaum. »Er sah, daß keiner seiner Kollegen erschienen war, und verlangte auf der Stelle eine hundertprozentige Lohnerhöhung in Schwarzgeld. Darauf fragte ich ihn, ob dies ein Ultimatum sei, und er sagte mir: >Natürlich.<«

»Was taten Sie darauf?«

»Ich habe ihm angekündigt, daß ich die Werkstätte schließen werde.«

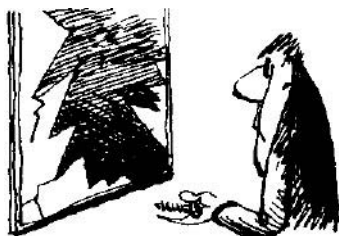
»Was sagte er dazu?«

»Er sagte >Auch gut< und verschwand. Meine Firma habe ich inzwischen im Firmenregister streichen lassen, und der Sozialversicherung habe ich gemeldet, daß ich nach 35 Jahren Schluß mache. Außerdem habe ich Magengeschwüre.«

»Und mein Spiegel?«

»Tut mir leid, mein Herr, den neuen Spiegel werde ich leider nicht liefern können.«

Das war am Freitag. Am Montag beschloß die Arbeiterregierung eine radikale Erhöhung des Arbeitslosengelds. Nach Verlautbarungen des Wahlkomitees der Partei war diese Maßnahme dringend nötig, um der drohenden Arbeitslosigkeit entgegenzuwirken.



Spricht man von der Sozial-Demokratie, dann sollte man auf keinen Fall den zweiten Teil dieses Begriffs außer acht lassen. In krassem Gegensatz zu seinem östlichen Bruder darf man den Sozialismus der Freien Welt öffentlich und sogar durch Megaphone beschimpfen, ohne Angst vor möglichen Folgen. Was aber das Wichtigste ist: Man kann vor ihm davonlaufen. Die Freiheit dämpft die Wut. Und man kann einem Regime mit zwei linken Händen nicht richtig böse sein, wenn es bereit ist, aus vollem Halse über sich selbst zu lachen.

In eingehenden Gesprächen mit den sozialistischen Führern meines Landes hatte ich stets ein gutes Gefühl. Was für Unfug sie auch immer anstellten, sie hörten mir meist sehr aufmerksam zu, teilten oft meine Meinung, und niemals unternahmen sie etwas.

Mir ist zum Beispiel heute noch das offene Gespräch mit unserem Finanzminister in Erinnerung, das wir vor einigen Jahren über die Einkommensteuer führten, als sie bereits

die empfindliche Grenze von hundert Prozent überschritten hatte.

»Herr Finanzminister«, bemerkte ich respektvoll, »es gibt in unserem Land Bürger, die mehr Steuern zahlen, als sie verdienen.«

»Es kann sich doch höchstens um eine Differenz von zwei bis drei Prozent handeln«, antwortete der Minister. »Das ist doch längst nicht das Ende der Welt.«

»Mag sein. Aber wenn das so ist, warum sollte ich dann überhaupt noch arbeiten?«

»Um Ihre Familie zu ernähren, mein Freund.«

»Wie denn?«

»Durch Steigerung der Produktivität.«

Ich erklärte meinem Gesprächspartner, diese Regelung stehe in krassem Gegensatz zu meiner reaktionären Weltanschauung. Darauf zog mich der Finanzminister in eine ruhige Ecke und legte ein bewegendes Geständnis ab:

»Glauben Sie etwa, mein Freund, daß ich mit dieser Regelung zufrieden bin?« flüsterte er. »Als Privatmensch bin ich natürlich auch der Meinung, daß unsere Bürger nicht mehr Steuern zahlen sollten, als sie verdienen. Dafür bin ich sogar bereit, auf die Barrikaden zu gehen. Bis zum letzten Moment habe ich mich ja mit Händen und Füßen dagegen gewehrt, die Höchstbesteuerung über neunundneunzig Prozent anzuheben. Was aber passierte dann? Der Generalsekretär der Gewerkschaften drohte mit einem Generalstreik, wenn ich nicht umgehend dafür Sorge, daß die nationalen Bürden auch von den Reichen mitgetragen würden. Sagen Sie mir doch bitte, was hätte ich tun sollen?«

Ich wußte es wirklich nicht, denn meine berüchtigte soziale Einstellung ist keinen Pfifferling wert. Und ehrlich gesagt, auch die Streikbereitschaft des Gewerkschaftssekretärs war mir irgendwie verständlich. Auch ich habe hin und wieder auf Anweisung der Journalistenvereinigung gestreikt, und was soll ich sagen, es hat mir irren Spaß gemacht.

Wie in so vielen anderen Lebenslagen ist nämlich auch beim Streik nur der erste Streik problematisch. Von Natur aus hat der arbeitende Mensch Angst vor dem Unbekannten, vor einem Zusammenstoß mit dem Arbeitgeber, einem gesell-

schaftlichen Boykott, und andere absurde Angstvisionen mehr. Hat der Mensch einmal den Sprung ins kalte Wasser gewagt, stellt er bald fest, daß er sich dort eigentlich recht wohl fühlt. Keine Spur von Komplikationen oder gesellschaftlichem Druck, die Beziehungen zum Arbeitgeber sind sogar persönlicher geworden. Daraus erklärt sich das unangenehme, ja gar quälende Gefühl jener Arbeiter der Freien Welt, die bisher aus irgendwelchen unerklärlichen Gründen noch nie in Streik getreten sind.

---

## STREIK 2

---

Ein Star zu werden, ist ein völlig legitimer Wunsch. Die Hauptdarstellerin stürmt das Büro des Theaterdirektors und macht ein Zeterundmordio: »Das Publikum kommt nur meinwegen, Freundchen, nicht Ihretwegen. Wenn ich heute abend wegen einer plötzlichen Mittelohrentzündung nicht auftrete, dann können Sie Ihr beschissenes Theater schließen. Deshalb verlange ich doppeltes Gehalt und farbige Halogenbeleuchtung auf den Toiletten!« Ihre Wünsche werden erfüllt. Sie betritt das Büro des Direktors als Schauspielerin und verläßt es als Primadonna, ohne zu wissen, daß sie soeben einen erfolgreichen Zwei-Minuten-Streik hinter sich hat. Dies ist genau derselbe Prozeß, der sich vollzieht, wenn Josef Ginsburg, Vizesekretär der Gewerkschaften, plötzlich erkennt, daß er ja eigentlich den ganzen Staat lahmlegen kann. Gütiger Himmel, sagt sich Ginsburg: »Ginsburg, du bist ein Star!«

Früher, da war Gins ein einfacher Arbeiter wie viele andere, vielleicht ein wenig stürmischer und heiserer. Heute hingegen ist er leitendes Mitglied des Betriebsrates und sitzt in einem vollklimatisierten Büro mit einer Sekretärin in roten Stiefletten. Und als aktiver Gewerkschaftsfunktionär verdient er natürlich dreimal so viel wie jeder Arbeiter. Und warum verdient er dreimal so viel? Weil er derjenige ist, der die Streiks organisiert, ja wohl, zweimal im Jahr muß sich Gins den Beweis liefern, daß die ausbeuterischen Bosse ihn nicht bestechen können und er sich furchtlos für die Interessen der Arbeiterklasse einsetzt. Sonst wird er im Februar nicht wiedergewählt. Sechs Wochen

nach seiner Wiederwahl beginnt Gins zu ticken, drei Monate später ruft er einen Streik aus und nach zwei Jahren jagt er die Firma in die Luft. Gins ist eine Zeitbombe.



Die mächtige Gewerkschaft mit ihren zahllosen Beamten erfüllt im Westen eine Doppelfunktion. Einerseits gehört es zu ihrer Pflicht, die Arbeiter bei ihren Streiks zu unterstützen, andererseits aber erwartet die sozialistische Regierung von ihr, die Streikwelle einzudämmen. Und die Gewerkschaft erfüllt beide Aufgaben mit Erfolg. Bis Gins an einem schicksalsträchtigen Nachmittag feststellt, daß die Gewerkschaften völlig nutzlos sind, eigentlich eher stören, und daß es ja schließlich auch ohne sie geht. Dies ist dann der »wilde Streik«, der seit Menschengedenken verboten ist. Der scharfe Protest der Gewerkschaften gilt bei den wilden Jungs aber ungefähr so viel, wie etwa der Bann des Papstes über die »Roten Khmer«. Ginsburg pfeift auch auf die sechswöchige Abkühlfrist und macht sich im Gegenteil den Überraschungseffekt zunutze. Für einen wilden Streik in der Schokoladenbranche reichen zwei Wochen Abkühlfrist, für den Flugverkehr sind zwei Stunden genug und das Elektrizitätswerk braucht nicht mehr als zwei Minuten.

Und hier möchte ich der Frage nachgehen, wie ein Korben dazu kommen kann, einen Dollar und dreißig Cent zu kosten.

## WIE ORGANISIERT MAN EINE PLEITE?

Die »Nationale Kork GmbH«, erst vor wenigen Jahren gegründet, zählt heute zu den erfolgreichsten Unternehmungen unseres prosperierenden Wirtschaftslebens. Sie deckt nicht nur den heimischen Korkbedarf, sondern hat beispielsweise auch in Zypern Fuß gefaßt und den dortigen Markt erobert.

Gewiß, die Firma erfreut sich besonderen Entgegenkommens seitens der Behörden und erhält für jeden Export-Dollar eine Subvention von 165 Prozent. Aber man muß bedenken, daß die von ihr verwendeten Rohmaterialien aus Nigeria kommen und die von ihr beschäftigten Arbeiter aus der Gewerkschaft.

Jedenfalls gilt die »Nationale Kork« als ein hervorragend geführtes und höchst rentables Unternehmen, dessen Gewinne sich noch ganz gewaltig steigern werden, wenn es erst einmal den langersehten Anschluß an die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft gefunden hat.

Der Beginn der Krise steht auf den Tag genau fest. Es war der 27. September.

An diesem Tag ließ Herr Steiner, der Gründer der Gesellschaft und Vorsitzender des Verwaltungsrats, den von der Gewerkschaft eingesetzten Leiter des Betriebsrats rufen, einen gewissen Joseph Ginsburg, und sprach zu ihm wie folgt:

»Die Fabrikanlage ist in der Nacht vollkommen unbeaufsichtigt, Gins. Es fällt zwar nicht in Ihre Kompetenz, aber der Ordnung halber teile ich Ihnen mit, daß wir beschlossen haben, einen Nachtwächter anzustellen.«

»Wieso fällt das nicht in meine Kompetenz?« fragte Joseph Ginsburg. »Natürlich fällt das in meine Kompetenz, Steiner. Der Betriebsrat muß ja eine solche Maßnahme erst bewilligen.«

»Ich brauche keine Bewilligung von Ihnen, Ginsburg«, sagte Steiner. »Aber wenn Sie Wert darauf legen — bitte sehr.«

Die Kontroverse erwies sich als überflüssig. Der Betriebsrat bewilligte ohne Gegenstimme die Einstellung eines älteren Fabrikarbeiters namens Trebitsch als Nachtwächter, vorausgesetzt, daß er eine angemessene Nachtzulage bekäme und ein Drittel seines Gehalts steuerfrei, da sollen die Zeitungen schreiben, was sie wollen. Der Verwaltungsrat ging auf diese Bedingungen ein, und der alte Trebitsch begann seine Nachtwache.

Am nächsten Tag erschien er beim Betriebsratsleiter:

»Gins«, sagte er, »ich habe Angst. Wenn ich die ganze Nacht so allein bin, habe ich einfach Angst.«

Ginsburg verständigte unverzüglich den Firmeninhaber, der

prompt einen neuen Beweis seiner arbeiterfeindlichen Haltung lieferte. Er verlangte, daß Trebitsch, wenn er für den Posten eines Nachtwächters zu alt, zu feig oder aus anderen Gründen ungeeignet sei, wieder auf seinen früheren Posten zurückkehre.

Daraufhin bekam er aber von Joseph Ginsburg einiges zu hören:

»Was glauben Sie eigentlich, Steiner? Mit einem Menschen können Sie nicht herumwerfen wie mit einem Stück Kork. Außerdem haben wir für Trebitsch bereits einen neuen Mann eingestellt — und den werden wir nicht wieder wegschicken, nur weil Sie unsozial sind. Im Interesse Ihrer guten Beziehungen zu den Arbeitnehmern lege ich Ihnen nahe, den alten Mann in der Nacht nicht allein zu lassen und einen zweiten Nachtwächter einzustellen.«

Steiners Produktionskosten waren verhältnismäßig niedrig, etwa 30 Cent pro Kork, und er hatte kein Interesse an einer Verschlechterung des Arbeitsklimas. In der folgenden Nacht saßen in dem kleinen Vorraum, der bei Tag zur Ablage versandbereiter Detaillieferungen diente, zwei Nachtwächter.

Ginsburg erkundigte sich bei Trebitsch, ob jetzt alles in Ordnung wäre.

»So weit, so gut«, antwortete Trebitsch. »Aber wenn wir die ganze Nacht dasitzen, bekommen wir natürlich Hunger. Wir brauchen eine Nachtkantine.«

Diesmal erreichte der Zusammenstoß zwischen Steiner und seinem Betriebsratsleiter größere Ausmaße. Zur Anstellung einer Köchin und zur Versorgung der beiden Nachtwächter mit heißer Suppe wäre der Verwaltungsrat noch bereit gewesen. Aber daß Ginsburg obendrein die Anstellung eines Elektrikers verlangte, der das Licht am Abend andrehen und bei Morgengrauen abdrehen sollte — das war zuviel.

»Was denn noch alles?« ereiferte sich Steiner. »Können die beiden Nachtwächter nicht mit einem Lichtschalter umgehen?«

»Erstens, Steiner, schreien Sie nicht mit mir, weil mich das kaltläßt«, erwiderte Ginsburg mit der für ihn charakteristischen Gelassenheit. »Und zweitens können die beiden Nachtwächter

natürlich sehr gut mit einem Lichtschalter umgehen, denn sie sind ja keine kleinen Kinder. Jedoch: Die In- und Außerbetriebsetzung elektrischer Schaltvorrichtungen stellt eine zusätzliche Arbeitsleistung dar und erscheint geeignet, einer hierfür geschulten Arbeitskraft die Arbeitsstelle vorzuenthalten, Steiner. Wenn die Direktion zwei Nachtwächter beschäftigen will, hat der Betriebsrat nichts dagegen einzuwenden. Aber ein Nachtwächter ist nicht verpflichtet, auch noch als Elektriker zu arbeiten.«

»Ginsburg«, sagte Steiner, »darüber zu entscheiden, ist ausschließlich Sache der Direktion.«

»Steiner«, sagte Ginsburg, »dann müssen wir den Fall vor die Schlichtungskommission bringen.«

Das geschah. Wie zu erwarten, beriefen sich beide Teile auf § 27 Abs. I des Kollektivvertrags, der da lautet: »... dem Arbeitgeber steht das Recht zu, innerhalb des Betriebes alle technischen Maßnahmen zu treffen, soweit dadurch keine Veränderung in den Arbeitsbedingungen eintritt.«

»Da haben Sie's«, sagte Ginsburg. »Es tritt eine Veränderung ein, Steiner.«

»Es tritt *keine* Veränderung ein, Ginsburg.«

»Es tritt!«

»Tritt nicht!«

Nachdem die Auseinandersetzung bereits 36 Stunden gedauert hatte, schlug Gins der zuständigen Gewerkschaft einen Kompromiß vor, der dem Standpunkt der Arbeiterschaft Rechnung trug und zugleich der »Nationalen Kork« die Möglichkeit gab, ihr Gesicht zu wahren. Mit anderen Worten: es wurden sowohl eine Köchin für die Nachtkantine als auch ein hochqualifizierter Elektriker für die Beleuchtung angestellt, aber in Wahrheit würde nicht der Elektriker das Licht an- und abdrehen, sondern die Köchin, wobei dem Elektriker lediglich die technische Oberaufsicht vorbehalten bliebe.

»Es ist«, erklärte der Sekretär der vermittelnden Gewerkschaft nach der feierlichen Unterzeichnung der Vertragsdokumente, »meine aufrichtige Hoffnung und Überzeugung, daß es fortan auf diesem wichtigen Sektor unserer heimischen Industrie zu keinen Mißverständnissen mehr kommen wird, so daß alle aufbauwilligen Kräfte sich künftig den erhabenen

Zielen unserer neuen Wirtschaftspolitik widmen können, der Wachstumsrate unserer Produktion, dem Einfrieren der Gehälter —«

An dieser Stelle wurde er von Ginsburg unterbrochen, und die Zeremonie war beendet.

Die nächsten zwei Tage verliefen ohne Störung.

Am dritten Tag wurde der Leiter des Betriebsrats neuerlich zum Vorsitzenden des Verwaltungsrats gerufen, der ihm ein großes Blatt Papier entgegenschwenkte:

»Was ist *das* schon wieder?« zischte er. »Was bedeutet das?«

»Ein Ultimatum«, antwortete Ginsburg. »Warum?«

Das Papier in Steiners Hand enthielt die Forderung der vier Nachtarbeiter, die den rangältesten Nachtwächter Trebitsch zu ihrem Vertreter gewählt hatten. Die wichtigsten Punkte waren:

1. Einstellung eines qualifizierten Portiers, der für die Nachtbelegschaft das Tor zu öffnen und zu schließen hätte;
2. 15prozentige Erhöhung jenes Teils der Gehälter, der nicht zur Kenntnis der Steuerbehörde gelangt, wobei die Bilanzverschleierung der Direktion überlassen bliebe;
3. Ankauf eines jungen, kräftigen Wachhundes;
4. Pensionen und Versicherungen;
5. Anschaffung einer ausreichenden Menge von Decken und Matratzen.

Diese Forderungen wurden von ihren Urhebern als »absolutes Minimum« bezeichnet. Für den Fall einer unbefriedigenden Antwort wurden sofortige Streikmaßnahmen in Aussicht gestellt.

»Ginsburg«, röchelte Steiner, »auf diese Unverschämtheiten gehe ich nicht ein. Lieber schließe ich meine Fabrik, mein Ehrenwort.«

»Das wäre eine Aussperrung der kollektiwerttraglich geschützten Arbeiter. Das würde die Gewerkschaft nie zulassen. Und wer sind Sie überhaupt, Steiner, daß Sie uns immer drohen?«

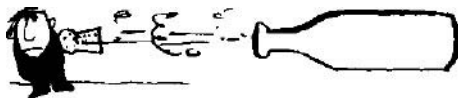
»Wer ich bin? Der Inhaber dieser Firma bin ich! Ihr Gründer! Ihr Leiter!«

»Über so kindische Bemerkungen kann ich nicht einmal lachen. Die Fabrik gehört denen, die hier arbeiten.«

»Wer arbeitet denn hier? Das nennen Sie arbeiten? Wo uns die Herstellung eines einzigen Flaschenkorkens schon 75 Cent kostet?«

Joseph Ginsburg ging eine Weile im Zimmer auf und ab, ehe er vor Steiner stehen blieb:

»Steiner«, sagte er traurig, »Sie sind entlassen. Holen Sie sich Ihr letztes Monatsgehalt ab und verschwinden Sie ...«



Indessen wartete auf Ginsburg ein harter Rückschlag. Die Fachgruppe Korkarbeiter der Gewerkschaft erklärte sich mit Steiners Entlassung nicht einverstanden.

»Genosse Ginsburg«, sagten die Vertrauensmänner gleich zu Beginn der improvisierten Sitzung, »einen Mann, der über eine fünfunddreißigjährige Erfahrung als Chef verfügt, kann man nicht hinauswerfen, ohne ihm eine größere Abfindung zu zahlen. Deshalb würden wir dir nahelegen, auf den einen oder anderen Punkt des Ultimatums zu verzichten. Wozu, beispielsweise, brauchst du einen jungen Wachhund?«

»Genossen«, antwortete Ginsburg trocken, »ihr seid Knechte des Monopolkapitalismus, Lakaien der herrschenden Klasse und Verräter an den Interessen der Arbeiterschaft. Bei den nächsten Wahlen werdet ihr die Quittung bekommen, Genossen!«



Die Gruppe Trebitsch befand sich nun schon seit drei Tagen in passiver Resistenz, Verzögerungsstreik genannt. Die beiden Nachtwächter machten ihre Runde mit langsamen, schleppenden Schritten, die Köchin kochte die Suppe auf kleiner Flamme und die Streikenden schlürften sie mit Teelöffeln. Als es zu Sympathiekundgebungen verwandter Fachgruppen kam und die Brauerei- und Nachtklubarbeiter einen zwei Minuten lan-

gen Warnstreik veranstalteten, griff das Zentralkomitee der Gewerkschaft ein. Der Großkapitalist der diese ganze Entwicklung verursacht hatte, wurde zu einer Besprechung in die Gewerkschaftszentrale geladen, wo man ihm gut zuredete: »Im Grunde geht es ja nur um eine Lappalie, Genosse Steiner. Haben Sie doch ein Herz für den alten Genossen Trebitsch. Erhöhen Sie einen Teil seines Gehalts, ohne daß es die Genossen von der Einkommensteuer erfahren. Matratzen und Decken können Sie aus unserem Ferienfonds haben, für den Portier und den Hund lassen Sie vielleicht Gelder aus dem Entwicklungsbudget flüssigmachen. Und was die Pensionen betrifft — bevor die Mitglieder der Gruppe Trebitsch pensionsreif werden, wird Ihre Fabrik sowieso verstaatlicht, und das Ganze geht Sie nichts mehr an. Seien Sie vernünftig.«

Steiner blieb hart:

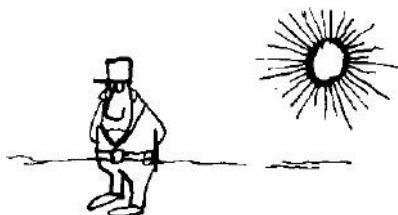
»Nichts zu machen, meine Herren. Schaffen Sie mir die Trebitsch-Bande vom Hals, dann reden wir weiter.«

»Ein letzter Vorschlag zur Güte, Genosse Steiner. Wir erlassen Ihnen den Ankauf eines Wachhundes, wenn Sie einwandfrei nachweisen, daß er überflüssig ist. Aber dazu müßten Sie Ihre gesamte Produktion auf Nachtschicht umstellen.«

So kam es, daß die »Nationale Kork GmbH« zur Nachtarbeit übergang. Die Belegschaft bestand aus einer einzigen Schicht und umfaßte alle sechs Arbeiter, die Sekretärin und Herrn Steiner selbst. Anfangs ergaben sich Überschneidungen mit bestimmten Abendkursen der Volkshochschule oder mit kulturellen Ereignissen, aber die Schwierigkeiten wurden mit Hilfe technischer Verbesserungen und eines langfristigen Regierungsdarlehens überwunden. Es gelang dem Unternehmen sogar, den Preis exportfähiger Korke auf 1,30 Dollar pro Stück zu fixieren. Die Gemüter beruhigten sich, die Produktion normalisierte sich.

Eines Nachts ließ der Vorsitzende des Verwaltungsrats den Leiter des Betriebsrats kommen und sprach zu ihm wie folgt:

»Die Fabrikanlage ist den ganzen Tag unbeaufsichtigt, Ginsburg. Es fällt zwar nicht in Ihre Kompetenz, aber der Ordnung halber teile ich Ihnen mit, daß wir beschlossen haben, einen Tagwächter anzustellen ...«



Ein kleines Detail blieb in dieser Geschichte unerwähnt: der importierte japanische Korken kostet fünf Cent pro Stück, ist also etwas billiger. Bevor der geneigte Leser mir jetzt jedoch ins Wort fällt, »Kunststück, bei den Hungerlöhnen in Japan!«, muß ich zu meinem größten Bedauern erklären, daß die Arbeiter im Land der aufgehenden Sonne genausoviel verdienen wie, na sagen wir mal, in Deutschland, nur daß der asiatische Arbeiter nicht 30 Stunden in der Woche arbeitet, sondern 30 Stunden länger.

Japan verfügt über keine Bodenschätze, kein Öl und auch keinen blühenden Tourismus. Das Geheimnis der schwindelerregenden japanischen Erfolge sind schwache Gewerkschaften.

Gins spricht kein Japanisch. In Japan gibt es keine Streiks.

Hier gibt es sie jedoch, o ja, in Hülle und Fülle. Das progressive Establishment befürwortet automatisch jeden Streik auf der Welt. Der Gestank der Müllhaufen in den Straßen Londons, die halbtoten Passagiere auf dem Fußboden eines italienischen Flughafens, die lahmgelegte Pariser Metro, wie auch die geschlossenen israelischen Krankenhäuser — sie alle gehören zum grauen Alltag wie das morgendliche Zahneputzen.

Na ja, das ist eben der Preis ...



Hier drängt sich eine höchst aktuelle Frage auf: Wenn wirklich alles so schrecklich war, wie um alles in der Welt konnten dann die sozialdemokratischen Regierungen in Europa so lange an der Macht bleiben?

Eine berechtigte Frage. Zweifellos. Um sie zufriedenstellend zu beantworten, müssen wir jedoch zunächst die Erklärung einiger politischer Grundregeln vorausschicken.



## DAS STAATSSCHULD-GAMBIT

Zunächst gibt es ein Urgesetz, welches besagt, daß jeder demokratisch gewählte Politiker bestrebt ist, bis zu seinem Tode, oder wenn möglich auch darüber hinaus, immer wiedergewählt zu werden. Daher muß er in seiner Amtszeit jeden unpopulären Schritt vermeiden. So ein Schritt könnte die Wirtschaft zwar gesunden lassen, aber sie könnte den Wähler irritieren. Vom Standpunkt des Politikers aus gesehen, ist es also zielführender, die Wirtschaft zu irritieren und dafür den Wähler gesundzumachen.

Und wie macht er das?

Ganz einfach, indem der sozialistische Politiker auf künstliche Weise einen wirtschaftlichen Wohlstand schafft, an dem möglichst viele seiner Landsleute, legal oder illegal, partizipieren können. Mangels besserer Ideen wird dieses Wunder in der Regel auf dem Umweg über Darlehen erwirkt.

Die Überlegung eines verantwortlichen Staatsschefs ist dabei sehr einfach:

»Ich bin jetzt 65 Jahre alt, also ein junger Politiker«, sagt sich der Premier. »Wenn nichts dazwischenkommt, kann ich mein hohes Amt noch gute 15 Jahre lang bekleiden. Nach den Berechnungen der Sachverständigen bricht die Wirtschaft meines Landes erst dann zusammen, wenn die Staatsschuld, inklusive

Zinsen und Zinseszinsen, die Höhe von, sagen wir, 45 Milliarden Dollar erreicht hat. Das bedeutet, daß ich, während meiner restlichen fünfzehnjährigen Amtszeit, bei den Banken, bei den Amerikanern und bei Baron Rothschild jährlich drei Milliarden ausborgen kann, um sie in meine Popularität zu investieren. Demnach wird die Wirtschaft meines Landes frühestens zwei Minuten nach Abschluß meiner erfolgreichen Regierungszeit, also erst nach der Amtsübernahme durch meinen unfähigen Nachfolger, mit ohrenbetäubendem Krach zusammenbrechen ...«

Das ist also die Antwort auf die oben gestellte Frage, wenn der Sozialismus so schlecht ist, warum ist er doch so gut?

Das ist also das populäre »Staatsschuld-Gambit«. Unternehmen Nach-uns-die-Sintflut.



Sicher, heute hat man leicht reden. Überall stürzen die Kartenhäuser vor den staunenden Augen der Welt zusammen, und von hundert Jahren Marxismus bleibt nichts weiter übrig als russischer Wodka, ökologische Katastrophen und die blutigen Kämpfe zwischen den Armeniern und den Usbeken.

»Wo gehobelt wird, da fallen Späne«, pflegte sich seinerzeit der große Stalin als Alibi für seine Greueltaten selbst zu zitieren. Damit hat er aber sicherlich nicht gemeint, daß vierzig Jahre später seine eigenen Parteileute alle seine Bäume samt Wurzeln ausreißen werden ...

Den Vertretern der Linken in der Freien Welt bleibt jetzt nichts weiter übrig, als den Ausspruch von Felix, dem Roten Hammer, zu zitieren:

»Verfluchte Scheiße, wie soll man denn einen Klassenkampf ohne Klassen führen?«

Jawohl, das ist die bittere Wahrheit. Wenn man niemanden mehr bekämpfen kann, wird die Sache uninteressant. Die Linken der Freien Welt halten sich momentan taktvoll zurück. Sie können gar nicht anders. Die Ritter des fort-

schrittlichen Lagers haben die Schlacht an allen Fronten verloren.

Außer der in den Massenmedien.

#### FAIR PLAY IST FAIR PLÄY

**J**awohl, das große Erdbeben hat auch die großen Gegensätze vermindert. Es gibt keine »stinkenden Kommunisten« und keine »kapitalistischen Kriegshetzer« mehr. Das Leben ist sehr eintönig geworden. Im besten Fall kann man heute die Mitmenschen in zwei Kategorien einteilen, in Progressive, wie der Leser, und Reaktionäre wie mich.

Worin besteht der Unterschied?

Einen Progressiven erkennt man daran, daß er beim Anblick einer von Picasso bekritzelten Papierserviette in Ekstase gerät, für die Erhöhung der direkten Steuer ist und filterlose Zigaretten raucht.

Der Reaktionär hingegen verspürt beim Anblick moderner Kunstwerke Brechreiz, ist für die Erhöhung der indirekten Steuer und wenn er überhaupt raucht, dann nur mit Filter.

Die Kluft ist also unüberbrückbar. Ein gewisser Trost liegt jedoch darin, daß in demokratischen Ländern die Einflußmöglichkeiten beider Lager zumindest im öffentlichen Bereich gerecht aufgeteilt sind. Rundfunk, Fernsehen, Zeitungsredaktionen, Kunstkritik sowie Preisvergaben bleiben fest in den Händen der extremen Linken, dafür erreichen sie an der Wahlurne mit Müh und Not zwei bis drei Prozent der Stimmen. Die Reaktionären hingegen gewinnen zwar die Wahlen, aber niemals Literatur- oder Kunstpreise.

So gäbe es wahrscheinlich keinerlei Probleme, wenn nicht hin und wieder in gewissen staatlich kontrollierten Sendeanstalten ein paar ereignislustige Intellektuelle zu sogenannten Streitgesprächen zusammenträfen.

Ein ungeschriebenes Gesetz fordert nämlich, daß die Zusammensetzung einer solchen Diskussionsrunde sämtliche geistige Strömungen berücksichtigen muß. Fair play, wie man

sagt. Andernfalls könnte ja die gesetzlich verankerte Ausgewogenheit gefährdet sein.

Und das ist der Moment, wo Thomas M. Spitzer auf der Bildfläche erscheint.

Thomas M. ist ein ehemaliger Funktionär undefinierbaren Alters. Angeblich soll er irgendwann sogar Parlamentsabgeordneter oder etwas dergleichen gewesen sein. Jedenfalls ist er kein Unbekannter, wenn auch keiner weiß, warum. Er ist nicht sonderlich attraktiv, dafür aber sehr nervös. Entscheidend aber ist, daß er erzreaktionär denkt und beim Reden stottert. Das heißt, er stottert eigentlich nicht einmal, sondern er tut das Gegenteil. Er spricht so schnell, daß sich die Worte in seinem Mund überpurzeln, mit dem Ergebnis, daß man ihn fast nicht versteht. Irgendein unkontrollierbarer Drang treibt ihn trotzdem dazu, der breiten Öffentlichkeit seine extrem rechtsgerichteten Ansichten kundzutun. Er weiß genau, wie man einen Satz beginnt, doch es gelingt ihm selten, ihn auch zu beenden. Zwischendurch verlegt er sich aufs Schreien und in besonders dramatischen Situationen spuckt er.

Kurzum, Thomas M. Spitzer ist mit Abstand der schlechteste Rhetoriker der Gegenwart und auf jeden Fall der lächerlichste und reaktionärste.

Und dies eben ist das Geheimnis seiner Karriere. Wann immer die Fernsehmafia der progressiven Linken eine Diskussionsrunde oder ein Symposium zusammenstellt, hat sie bei der Wahl der Teilnehmer keinerlei Probleme. Man lädt die besten Köpfe aus dem eigenen Lager ein, dialektisch geschulte Diskussionsvirtuosen mit unübertrefflichem Wortschatz, und dazu T. M. Spitzer, den reaktionären Stotterer für die Ausgewogenheit.

Die so erzielten Ergebnisse sind höchst beachtlich. Einerseits kann dem Fernsehen keinerlei Einseitigkeit vorgeworfen werden, andererseits verwandelt sich das ausgewogene Streitgespräch innerhalb weniger Minuten in eine öffentliche Not Schlachtung.

»... angesichts der hier zum Ausdruck gebrachten Standpunkte«, formuliert ein linker Denker leichtfüßig, »besteht kein Zweifel daran, daß ein sozialpolitisches Gebilde der Zukunft

trotz der im Unterbewußtsein der Völker aufgestauten emotionalen und rationalistischen, ich möchte fast sagen systemimmanenten Widerstände, einen klaren antikapitalistischen und antiamerikanischen Nukleus in jeder denkbaren friedlichen Regelung verkörpern muß.«

Der Moderator unterbricht: »Dieser hochinteressante Aspekt darf nicht unwidersprochen bleiben. Herr Spitzer, was meinen Sie dazu?«

Thomas M.: »Ich... ich bin da ganz anderer Ansicht... besser gesagt und überhaupt, was heißt antiamerikanisch... das ist doch vollkommen irrelevant, was er sagt... was soll das eigentlich ... ich wollte sagen, das ist nicht nur irrelevant, sondern was will er... das ist doch vollkommen irreve ... irrele ... irrevele ...«

Der Moderator hastig: »Vielen Dank für Ihre Erläuterungen, Herr Spitzer, es ist gut, auch Argumente aus dem rechten Lager zu hören. Unsere Sendezeit neigt sich dem Ende zu, auf Wiedersehen heute in einer Woche.«

So geschieht es, daß eine beachtliche Anzahl der Zuschauer, die sich als Reaktionäre in ihre Femsehfauteuils gesetzt haben, sich nach Spitzer als überzeugte Progressive wieder erheben.

Auf diese Weise ist T. M. Spitzer für alle öffentlichen Streitgespräche schier unersetzlich geworden. Solange er politisch rechts steht und stottert, solange er über genügend Energiereserven verfügt, um mit fliegenden Fahnen und verhaspelten Sätzen von einer Diskussion zur nächsten zu eilen, solange ist seine Zukunft auf dem Bildschirm gesichert

Andererseits bergen seine vielen öffentlichen Auftritte auch eine gewisse Gefahr in sich. In letzter Zeit hat sich nämlich eine besorgniserregende Verbesserung seiner Formulierungskünste bemerkbar gemacht. Es gibt sogar Zuschauer, die gehört haben wollen, daß Thomas M. kürzlich zwei aufeinanderfolgende Sätze ohne Bauchlandung zustande gebracht hat

Wenn diese Entwicklung fortschreitet, werden die Progressiven einen neuen reaktionären Stotterer suchen müssen.



Im Friedenslager ging inzwischen alles seinen gewohnten Gang. Im Laufe der Jahre hatten sich an den sowjetischen Bürgern genetische Mutationen vollzogen, und so waren sie jetzt schon imstande, beim täglichen Anstehen für eine halbe Rolle Klopapier ein kleines Nickerchen zu machen. Für Generalissimus Breschnew wurden unterdessen mehrere Marmoraläste gebaut, von denen der volksnahe Führer einen sogar mit seinem persönlichen Besuch beehrt hat, für eine ganze Viertelstunde lang.

Man erklärte seine Zurückhaltung damit, daß der Alte in den letzten Jahren seiner Amtszeit aufgrund seiner Krankheit nicht mehr viel reisen konnte, geschweige denn Spazierengehen. Als man ihm anläßlich seines 75. Geburtstags im Obersten Sowjet 35 Minuten ununterbrochenen Beifall zollte, vernahm er wegen seiner fortgeschrittenen Taubheit gar nichts. Er hätte sich jedoch mindestens am Anblick der rhythmisch klat-schenden Hände weiden können, wenn er nicht auch beinahe blind gewesen wäre. Man sagt sogar, Breschnew sei schon ein paar Wochen tot gewesen, bevor es jemand bemerkt hatte ...

Nach dem Staatsbegräbnis traten die Hohenpriester des Politbüros zusammen, um ihren neuen Vorsitzenden zu wählen, und zwar gemäß den letzten Artikeln der Breschnew-Doktrin: »Ein sowjetischer Führer soll sowohl alt als auch krank sein.«

Diese beiden Vorzüge wurden ohne weiteres Juri Andropow zugestanden, obwohl es ihm selbst ein wenig schwerfiel, zu stehen. Wenige Monate später wurde er nicht allzu überraschend vom nächsten Fossil abgelöst. Konstantin Tschernenko, neidisch auf das pompöse Staatsbegräbnis seines Vorgängers, unterbrach seine Probezeit vorzeitig und segnete rasch das Zeitliche.

Die erschöpften Mitglieder des Politbüros hatten diesen Streß satt und begingen den Fehler ihres Lebens. Sie wählten mit unverzeihlichem Leichtsinn und im krassen Widerspruch zur Doktrin, einen jungen, kräftigen und normalen Führer, Michail Gorbatschow.

Über diesen Fehler schreibt die Bibel: »Jammern und Wehklagen für alle kommenden Geschlechter des Kommunismus.«

Da muß man sich doch fragen: wie, um Gottes willen, kommen eingefleischte Kommunisten mit jahrzehntelanger Erfahrung in systematischer Volksunterdrückung auf die Schnapsidee, die Führung des Imperiums einem Burschen zu Übergeben, der danach strebt — bitte nicht lachen! —, den Lebensstandard im eigenen Land zu verbessern, anstatt in Angola mit Feuer und Schwert den Marxismus zu verbreiten.

Die Wende Gorbis vollzog sich nicht von einem Tag auf den anderen. Es dauerte schon ein paar Jahre, bis das Wort »Ende« auf dem Bildschirm der Geschichte erscheinen konnte. Aber dann war es da.



Der frische, berauschende Wind, der aus dem Kreml herüberwehte, hatte danach auch die Barrieren gestürzt, die zwischen Menschen wie mir und dem Teil der Welt entstanden waren, woher ich gekommen war. Bis dahin aber, an die vierzig Jahre lang, war das Verhältnis zwischen den Kolonien und meiner Wenigkeit ein wenig gestört.

Bis zum Sechs-Tage-Krieg im Jahre 1967 lagen die Beziehungen zwischen einem israelischen Schriftsteller und dem allmächtigen Friedenslager im Bereich des Möglichen. Nicht selten erhielt ich schon nach wenigen Monaten Antwort auf meine zahllosen Briefe, und man ließ mir auch hin und wieder über gemeinsame Bekannte heimlich die Hand drücken. Als dann jedoch der beleidigte Genosse Breschnew mit den Fingern schnippte, sauste das Beil der Guillotine des Eisernen Vorhangs über unseren Köpfen herunter und die Israelis wur-

den für die nach arabischem öl lechzenden Sozialisten zu Aussätzigen.

Wenn ich während der Frankfurter Buchmesse damals zufällig befreundete Verleger von drüben traf, blickten sie nervös um sich, legten einen zitternden Finger an die Lippen und deuteten nach oben — Vorsicht, der große Bruder hört mit...

In jener Zeit begann ich zu begreifen, daß das Verhalten der Völker und Regierungen gegenüber dem jüdischen Staat und seinen Bürgern weder eine politische noch eine diplomatische Frage ist, sondern vielmehr ein moralisches Fieberthermometer, im wahrsten Sinne des Wortes. Sobald sich die eine oder andere Kolonie auch nur ein wenig aus dem Schußfeld der Roten Armee befreien konnte, war die stille Kontaktaufnahme zu Israel stets ihr erster Schritt. Das funktionierte so verläßlich, daß man es als »Geigerzähler des Kommunismus« einsetzen konnte. Als mir zum Beispiel der tschechische Verlag »Mlada Fronta« überraschend mitteilte, in Kürze würde eines meiner Bücher übersetzt und in Prag veröffentlicht, setzte ich mich unverzüglich mit der osteuropäischen Abteilung unseres Außenministeriums in Verbindung:

»Jungs, in der Tschechoslowakei regt sich was.«

Und wirklich, es regte sich der »Prager Frühling«. Die Rote Armee fiel ein, verhaftete Dubček und beschlagnahmte alle Exemplare meines Buches. In dieser Reihenfolge. Bis heute schimmeln sie dort in irgendeinem Keller vor sich hin oder sind längst eingestampft worden.

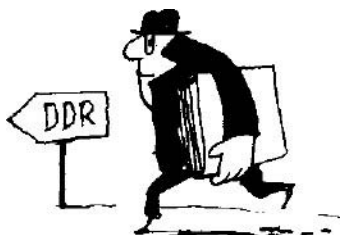
Nach der sanften Revolution erhielt ich ein Schreiben der tschechischen Literatur- und Theater-Agentur. Es handelte sich um eine Entschuldigung, »Wir hatten den ausdrücklichen Befehl, keine Autoren zu drucken oder aufzuführen, die jemals Kritik am kommunistischen Regime geübt haben. Wir bitten tausendmal um Verzeihung.«

Von dieser schwarzen Liste habe ich in den zwanzig Jahren meiner Verbannung des öfteren gehört.

»Über alle Dinge auf der Welt mache ich mich lustig«, rechtefertigte ich mich vor einem befreundeten DDR-Verleger in Frankfurt, »nur den Kommunismus sollte ich schonen?«

»Ja.«

Sie waren aber auch wirklich in einer äußerst schwierigen Lage, die Verleger in der DDR, das muß man schon zugeben. Einerseits wurden meine deutschen Bücher massenweise in die DDR geschmuggelt, andererseits wurden in den Ausbildungslagern des Genossen Honecker ebensoviele arabische Terroristen ausgebildet. Als sich der bekannte DDR-Verlag »Volk und Welt« nicht länger zurückhalten konnte und beschloß, endlich das erste Buch von mir herauszubringen, geschah es mit einem Vorwand, der nur in der literarischen Welt des allmächtigen Friedenslagers möglich war. Auf der Umschlagklappe meines Buches stand dann zu lesen, ich sei zwar eigentlich ein durch und durch nationalistischer und reaktionärer Antipath, aber zu ihrem Bedauern ein gar nicht so schlechter Humorist...



Wenn dieses Tagebuch erscheint, wird sein Inhalt schon Geschichte sein. Das Antlitz der Welt hat sich völlig verändert. Das Friedenslager ist zusammengeschrumpft und nicht mehr so allmächtig, dafür ist sein Gesicht um so menschlicher geworden. Manchmal überkommt mich das Gefühl, die Zeiten des Messias könnten angebrochen sein, wo der Wolf neben dem Lamm liegt, und ich neben einem Kommunisten. Die russischen Juden dürfen endlich nach Israel auswandern, und ich — vielleicht, um jenem ostdeutschen Verleger zu beweisen, daß ich mich wirklich über alles auf der Welt lustig mache — habe darüber eine kleine Satire mit proletarischer Selbstkritik für den Hausgebrauch geschrieben:

## DIE RUSSEN KOMMEN

Lassen Sie mich der erste sein, der Ihnen die gute Nachricht bringt. Sie kommt direkt aus Regierungskreisen. Eine Sensation.«

»Einwanderung aus Rußland?«

»Ja! Im Rahmen der Zusammenführung der getrennten Familien dürfen ab sofort 20000 Personen monatlich nach Israel kommen. Man erwartet den nächsten Transport bereits für Donnerstag.«

»Endlich! Endlich! Ich möchte Sie am liebsten umarmen.«

»Nur zu. Gott segne Sie. Diese Sache lag Ihnen ja schon immer am Herzen.«

»Das kann man wohl sagen. Keine Petition, die ich nicht unterschrieben habe, keine Versammlung, in der ich nicht aufgestanden bin, um die Heimkehr unserer in Rußland schmach tenden Brüder zu fordern.«

»Sie sind russischer Herkunft?«

»Nein. Ich bin ein Sympathisant. Was für ein erstklassiges Menschenmaterial sind die doch. Groß, stark, gesund, essen gern, trinken gern, leben gern.«

»Ja, es sind wunderbare Menschen.«

»Man muß sie nur tanzen sehen. Oder singen hören. Otschi tschomaja, otschi krasnaja. Und was die Hauptsache ist, jede Familie hat mindestens drei bis vier Kinder.«



»Unsere Zukunft! Ein fleißiger, disziplinierter Menschen schlag. Da sie unter kommunistischem Regime aufgewachsen sind, haben sie gelernt, in aller Herrgottsfrühe aufzustehen und hart zu arbeiten. Es ist eine neue Pioniergeneration. Die Auswirkungen dieses ungeheuerlichen Ereignisses auf die Entwicklung unseres Landes lassen sich noch gar nicht ab sehen.«

»Drei Millionen neue Menschen!«

»Und was für Menschen!«

»Grüßen Sie sie von mir!«

»Nun, das können Sie persönlich tun.«

»Leider. Mein Wagen ist in Reparatur.«

»Kein Wagen nötig. Sie kommen her.«

»Wer kommt her?«

»Die Russen.«

»Zu wem?«

»Zu Ihnen. Natürlich nicht alle drei Millionen. Nur eine Familie.«

»Ich habe keine Familie in Rußland.«

»So ist es nicht gemeint. Jeder israelische Haushalt wird eine russische Familie aufnehmen. Ich bin gekommen, um Sie davon in Kenntnis zu setzen.«

»Ist das eine gesetzliche Maßnahme?«

»Vorläufig nicht. Wir versuchen es zuerst auf freiwilliger Basis.«

»Also was heißt dann >in Kenntnis setzen<? Da müßten Sie mich doch zuerst fragen.«

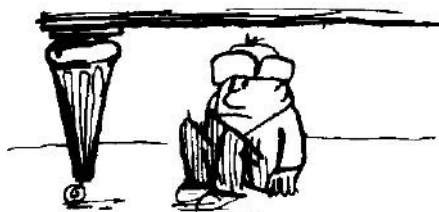
»Nach Ihrem Freudenausbruch habe ich das eigentlich für überflüssig gehalten.«

»Freudenausbruch, Freudenausbruch ... Natürlich freue ich mich. Das ist ja ganz klar. Mich brauchen Sie nicht zu belehren, worüber ich mich freuen soll. Mein Haus steht dem mächtigen Strom der Sowjetjudenschaft immer offen. Allerdings ...«

»Allerdings?«

»Dworahs Musik.«

»Ich verstehe nicht...«



»Das werde ich Ihnen sofort erklären. Der einzige freie Raum in unserem Haus ist das Gästezimmer. Und im Gästezimmer steht der Flügel. Und meine Tochter Dworah nimmt dort dreimal in der Woche Privatstunden bei Frau Pressburger. Frau Pressburger unterrichtet auch am Konservatorium. Wir mußten jahrelang warten, ehe sie sich bereit erklärte, Dworah als Schülerin zu akzeptieren. Ich kann das alles jetzt nicht so einfach über den Haufen werfen.«

»Vielleicht läßt sich der Flügel anderswo unterbringen?«

»Daran haben wir schon gedacht. Aber wo? Mein Arbeitszimmer ist zu klein, das Speisezimmer ist zu voll, und überhaupt ist es keine Kleinigkeit, einen Konzertflügel zu übersiedeln.«

»Nur für eine begrenzte Zeitdauer...«

»Wenn Sie zwei Wochen früher gekommen wären, bevor Dworah mit den Klavierstunden anfang. Ich hätte gerne etwas für unsere russischen Brüder getan. Aber jetzt ist es zu spät. Haben Sie schon in der Nachbarschaft herumgefragt?«

»Ja.«

»Und?«

»Ihre Nachbarn sind sehr musikalische Menschen. Alle. Violine. Trompete. Klarinette. Alphorn.«

»Ja, so geht's. Die Leute haben sich eben aus kleinen Anfängen emporgearbeitet. Ich selbst — was hatte ich denn schon, als ich herkam?«

»Eine Dreizimmerwohnung.«

»Nur zweieinhalb Zimmer, bitte. Aber Ihre Russen sind ja an ganz andere Wohnverhältnisse gewöhnt. Sie sind in größter Not und unter ärmlichsten Verhältnissen aufgewachsen, das ist eine allgemein bekannte Tatsache.«

»Also nichts zu machen?«

»Das habe ich nicht gesagt! Ich bin immer zu Opfern bereit, wenn es unbedingt nötig ist. Warten Sie. Ich habe doch irgendwo einen Lotterieschein. Der Höchstgewinn ist 12 Millionen Pfund. Damit Sie sehen, wozu ich fähig bin: ich verzichte auf ihn. Geben Sie den Schein den Russen.«

»Und bis dahin?«

»Bis dahin möchte ich in meinem eigenen Hause wenigstens Ruhe haben. Diese Menschen stehen in aller Herrgottsfrühe

auf und machen einen fürchterlichen Wirbel. Ich kenne sie. Nichts als tanzen, nichts als singen, otschi tschornaja, otschi krasnaja, es ist zum Verrücktwerden. Und alle haben drei bis vier Kinder. Sie kommen eben aus einer andern Welt, da hilft nichts.«

»Also was nun?«

»Tja, das ist ein schwieriges Problem. Bekommt man einen Zuschuß, wenn man die Leute aufnimmt?«

»Nein.«

»Dann bin ich ratlos.«



»Sollen wir sie zurückschicken?«

»Ich weiß nicht...«

»Schade. Wirklich schade.«

»Nur für eine begrenzte Zeitdauer. In ein paar Jahren wird meine Tochter mit dem Klavierunterricht hoffentlich fertig sein. Oder Frau Pressburger geht in Pension. Da fällt mir ein, Frau Pressburger hat eine riesige Wohnung und lebt ganz allein. Wollen Sie die Telefonnummer?«



Die Sorgen mit den Russen nehmen also kein Ende. Aber, gültiger Himmel, welch ein Unterschied ...

Mein vierzigjähriger Krieg ist jedenfalls endgültig vorbei. Um die letzten Ereignisse in der marxistisch-leninistischen und sonstweicher Linie zusammenzufassen, möchte ich hier im Rahmen eines dialektischen Vortrags umfassende Selbstkritik üben, für die kommenden Generationen im Westen und für die abgehende Garde im Osten.

WAS IST DENN EIGENTLICH PASSIERT,  
GENOSSEN?

**G**enossen und Genossinnen! Veteranen der Bewegung und  
Alle, die sie verlassen möchten! Volksmassen! Parteifunk-  
tionäre! Meine Leser!

Wir sind hier und heute zusammengekommen, um die letz-  
ten Ereignisse einer selbstkritischen Analyse zu unterziehen.  
Das steht der marxistischen Doktrin zu, die immerhin sieben-  
zig Jahre lang die Hälfte des Erdballs beherrschte. Vielleicht gab es  
in der Geschichte Regierungsformen, die etwas länger Bestand  
hatten, wie zum Beispiel das fünftausendjährige Reich der  
Pharaonen. Allerdings hatten die weisen Ägypter stets dafür  
gesorgt, daß ihre Pharaonen niemals Parteivorsitzende und  
Staatspräsidenten zugleich waren.



Wie dem auch sei, die dramatischen Änderungen, die sich die-  
ser Tage im Friedenslager vollziehen, sind bestimmt kein Er-  
gebnis eines Führungswechsels, sondern die Konsequenz  
einiger kleiner Mißverständnisse, die sich in der marxistischen  
Praxis eingeschlichen haben.

Ja, Genossen, laßt uns mit proletarischer Offenheit zugeben,  
daß an einem politischen System, das fünf unglückliche Gene-  
rationen auf proletarischem Niveau gehalten hat, irgend etwas  
faul sein muß.

Betrachten wir doch einmal unsere führende sowjetische  
Landwirtschaft, die sich ja seit jeher auf die marxistisch-lenini-  
stischen und sonstweiche Prinzipien gestützt hat: »Die Kolchose  
gehört euch, Genossen Bauern, bearbeitet die Erde zu eurem  
Nutzen.« Mit anderen Worten, die Felder, die Häuser, das  
Vieh, die Schulden — alles gehörte ganz allein den Mitglie-  
dern des landwirtschaftlichen Kollektivs. Es gab da ledig-  
lich ein paar nebensächliche Einschränkungen, daß etwa die  
Kolchose nicht veräußert werden konnte, die Ernte nicht dem  
Bauern, sondern der Partei gehörte und der Bauer seine Kol-  
chose nie verlassen durfte. Das war aber auch schon alles.

liebe Genossen, diese gemeinwirtschaftliche Regelung war jedoch nur ein Teilerfolg. Die kommunistische Landwirtschaft konnte zeit ihres Bestehens doch nur halb soviel Getreide ernten wie die Landwirtschaft zu Zeiten der verfluchten Zaren.

Die Genossen fragen sich jetzt sicherlich, was der Grund für diese Unzulänglichkeiten sein könnte, und unsere Antwort ist eindeutig:

»Das Wetter.«



Ja, Genossen, es war das launenhafte Wetter, das in den letzten siebenzig Jahren all diese Schwierigkeiten verursachte. Genau, nur das verrückte Klima ist schuld. Ich muß jedoch in kommunistischer Aufrichtigkeit hinzufügen, daß es unter uns einige Ideologen gab, die anderer Meinung waren. Sie wurden jedoch von der Bewegung ausgeschlossen und in alphabetischer Reihe aus dem Weg geräumt. Diese sogenannten »Experten« ließen nämlich einen der deutlichsten Erfolge der sozialistischen Landwirtschaft außer acht, der durch die jährliche Sammelbestellung von zehn Millionen Tonnen Getreide bei den Spekulanten der amerikanischen Börse zustande kam.

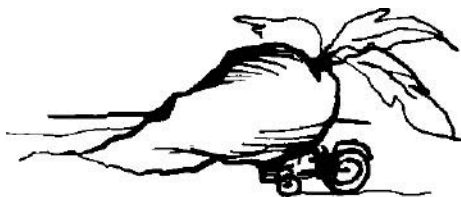
Diese zufriedenstellende landwirtschaftliche Lösung könnte für weitere fünf Generationen gelten, wären da nicht die neuesten Erkenntnisse unserer Bewegung bezüglich der Anwendung sozialer Prinzipien am lebenden Objekt. Es wurde uns nämlich die dialektische Wahrheit klar, Genossen, daß der Mensch einfach effektiver arbeitet, wenn man ihm die Früchte seiner Arbeit nicht wegnimmt. Diese Erkenntnis ist verblüffend, erschütternd, ja abstoßend, sie ist jedoch unanfechtbar. Die umfangreichen dialektisch-materialistischen Forschungsarbeiten der zuständigen Parteiinstitutionen haben es eindeutig bewiesen.

Als erstes Experiment, das die Richtigkeit obiger Erkenntnis belegt, gestattete die Partei den Kolchosbauern, in ihren kleinen Vorgärten Gemüse anzubauen und dieses auf dem

freien Markt zu verkaufen. Voraussetzung war nur, daß diese semikapitalistische Ernte unter keinen Umständen ein Zehntel der kollektiven Ernte überstieg.



Nun, liebe Genossen, heute können wir also sagen, daß dieses Experiment von Erfolg gekrönt war. Letzten Statistiken zufolge stellen die Erträge der Vorgärtchen im Moment nicht weniger als fünfzig Prozent der sowjetischen Gesamternte dar. Diese erstaunliche Erscheinung bedarf natürlich einer Erklärung, und ich bin stolz sagen zu können, daß die Partei auch diese gefunden hat. Im Rahmen der letzten unvergeßlichen Erster-Mai-Feierlichkeiten hat sich unsere ideologische Elite mit dem Rätsel »überraschender Produktivitätsanstieg der Vorgärtchen« befaßt. Über eine pragmatische Analyse sind sie zu der eindeutigen Schlußfolgerung gelangt, daß es sich hier um das achte Weltwunder handeln müsse.



Man war natürlich geteilter Meinung. Einige unserer kollektiven Führer erklärten den Erfolg der privaten Landwirtschaft mit Zufall, Schwein oder dem Heimvorteil, den man ja schon vom Fußball kennt. Andere hingegen erblickten darin eine billige imperialistische Provokation. Die Angelegenheit blieb jedenfalls bis heute ein Rätsel, während die Vorgärtchen mittlerweile die Kolchosen praktisch verschluckt haben.

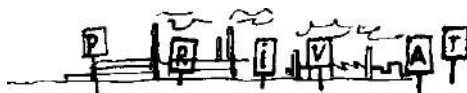
Nicht weniger rätselhaft, liebe Genossen, ist die galoppierende Entwicklung, die am äußeren Rand des sozialistischen Lagers ihren Anfang genommen hatte, in der Volksrepublik Ungarn. Ihr werdet euch sicherlich erinnern, Genossen, daß

der westliche Wohlstand und Überfluß dieses kleinen Landes all jenen ein Dorn im Auge war, die sich noch immer treu zu den marxistisch-leninistischen und sonstwelchen Prinzipien bekannten.

Die Frage stellt sich von selbst, verdammt noch mal, wie haben es diese Ungarn geschafft, nach ihrer kontrarevolutionären Niederschlagung einen derart beneidenswerten kapitalistischen Wohlstand zu erlangen. Die Antwort, Genossen, liegt in einem ausgeklügelten, dialektischen Trick, der in Budapest erfunden wurde. Dieses kleine Volk, dem die Welt das Gulasch und einige hochkarätige Humoristen verdankt, sagte sich: »Warum nur in der Landwirtschaft? Könnte denn das System der Vorgärten nicht auch auf andere Bereiche angewandt werden, auf Handel und Industrie zum Beispiel?«

Was soll ich euch sagen, Genossen, die Sache hat wie eine ideologische Bombe eingeschlagen. Zunächst gestartete man kleinen ungarischen Betrieben mit nicht mehr als acht Angestellten den Einstieg in die Privatwirtschaft. In Ausnahmefällen erhielten auch Fabriken mit 16 Arbeitern eine Genehmigung, obwohl dies natürlich von den Prinzipien des siegreichen Sozialismus schon wesentlich abwich. Als sich dann jedoch herausstellte, daß der Ertrag dieser kleinen Betriebe zwei Drittel des Bruttosozialproduktes ausmachte, wurde die Genehmigung auch auf Unternehmen mit 32,64,128, 256,512,1024,2048 und 4096 Arbeitern ausgedehnt. Soweit ich informiert bin, liegt die letzte Quote für private Firmen im sozialistischen Ungarn heute bei 81200 Arbeitern, aber das ist die absolute Obergrenze.

Seitdem sich in den Volksdemokratien die bedauerlichen politischen Veränderungen vollzogen haben, sprießen diese Fabriken aus dem Boden wie Pilze nach dem Regen in privaten Vorgärten.



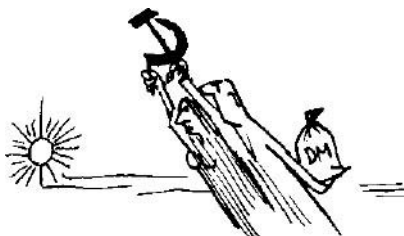
Dies also ist die Erklärung, die sich unsere Bewegung ganz im Sinne des dialektischen Materialismus zu eigen gemacht hat. Man kann sich einfach nicht länger der verwirrenden Tatsache

verschließen, daß in der Landwirtschaft, im Handel und in der Industrie circa fünfzehnmal soviel hergestellt wird, wenn sich die Unternehmen nicht im Besitz der Proletarier befinden, sondern einem einzigen Proletarier gehören. Wir müssen uns wohl oder übel mit der bitteren Erkenntnis abfinden, Genossen, daß der Mensch tief in seinem Unterbewußtsein doch daran interessiert ist, seinen Lebensstandard zu verbessern.

Genossen, ich wage dies als die erschütterndste Erkenntnis seit der Erfindung des Reißverschlusses zu bezeichnen.

Natürlich darf diese Erscheinung unter keinen Umständen als ein Versagen des Sozialismus interpretiert werden. Zumindest nicht, was unsere Bemühungen betrifft, unsere Menschen dazu zu erziehen, sich vom korrupten Materialismus abzuwenden, und dem verfluchten Geld als einzigem Lebensziel den Rücken zu kehren.

Der marxistisch-leninistisch und sonstweichen Erziehung ist es in den letzten fünf Generationen gelungen, einen neuen Sowjetmenschen heranzuziehen, für den das Geld nicht mehr alles ist. Nein, der neue Sowjetmensch liebt auch schon Geld, Edelsteine, Sportautos und Videokameras, um nur einige Beispiele seines breiten Spektrums zu erwähnen. Der Sowjetmensch steht dem Konsumenten der Freien Welt um nichts nach, auf der Börse und im Schwarzmarkt kennt er sich mindestens ebensogut — wenn nicht besser — aus. Die Integration dieses neuen Menschentyps in die reorganisierte sozialistische Volkswirtschaft, die sich hauptsächlich auf westliche Darlehen stützt, diese organische Verschmelzung sichert den weltweiten Endsieg des angewandten Marxismus.



liebe Genossen, an dieser Stelle möchte ich zum Kernsatz meiner dialektischen Analyse gelangen. Reicht uns die Hand zum Aufbau der neuen klassenlosen, sozialistischen Gesellschaft, getreu den klassischen Prinzipien des Kapitalismus.

Die Versammlung ist geschlossen, Genossen. Es darf geraucht werden.



Er ist ein  
weltberühmter Autor  
und  
Deutschlands beliebtester Satiriker:  
Ephraim Kishon.

Der vorliegende Band enthält  
gleich zwei seiner herzerfrischenden Werke:

In »Beinahe die Wahrheit« gibt er  
»beinahe« ehrliche – und natürlich amüsante! –  
Antwort darauf, woher  
seine Lieblingsgeschichten eigentlich stammen.  
Und indem er von den Abenteuern  
seiner literarischen Kinder erzählt, tut er's  
erstmals auch von sich.

»Undank ist der Welten Lohn«  
ist Kishons satirischer Rückblick auf unser  
Jahrhundert und vor allem  
die sozialistische Welt. Mit ihm können wir  
über die zahlreichen Verirrungen,  
Verfehlungen und Absurditäten endlich  
befreit und fröhlich lachen.